

Fat Studies: Ein Glossar

Herrmann, Anja (Ed.); Kim, Tae Jun (Ed.); Kindinger, Evangelia (Ed.); Mackert, Nina (Ed.); Rose, Lotte (Ed.); Schorb, Friedrich (Ed.); Tolasch, Eva (Ed.); Villa, Paula-Irene (Ed.)

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerk / collection

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
transcript Verlag

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Herrmann, A., Kim, T. J., Kindinger, E., Mackert, N., Rose, L., Schorb, F., ... Villa, P.-I. (Hrsg.). (2022). *Fat Studies: Ein Glossar* (KörperKulturen). Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/9783839460054>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Anja Herrmann, Tae Jun Kim,
Evangelia Kindinger, Nina Mackert,
Lotte Rose, Friedrich Schorb,
Eva Tolasch, Paula-Irene Villa (Hg.)

FAT STUDIES

EIN GLOSSAR

KÖR
PER
KUL
TUR
EN::

[transcript]

Anja Herrmann, Tae Jun Kim, Evangelia Kindinger, Nina Mackert, Lotte Rose,
Friedrich Schorb, Eva Tolasch, Paula-Irene Villa (Hg.)
Fat Studies

Anja Herrmann (Dr. phil.) ist freie Kunsthistorikerin und Lektorin. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Fat Studies, Art and Media Cultures, Gender und Fashion Studies.

Tae Jun Kim, Medizinsoziologe, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM) und forscht zu den Themen rassistischer Diskriminierung in Deutschland. Er ist Doktorand am Institut für Soziologie der Universität Hamburg und promoviert zu den widerständigen Denkweisen und Praktiken eines »Fat Aktivismus« in Deutschland.

Evangelia Kindinger (Dr. phil.) ist Juniorprofessorin für die Literatur und Kultur Nordamerikas an der Humboldt-Universität zu Berlin. Sie forscht und publiziert zu Fat Studies, Critical Whiteness Studies, Southern Studies und US-amerikanischer Populärkultur.

Nina Mackert (Dr. phil.), Historikerin, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im interdisziplinären »Leipzig Lab – Global Health« an der Universität Leipzig. Sie ist u.a. Mitherausgeberin der Zeitschrift *Body Politics* und des akademischen Blogs *Food, Fatness, and Fitness – Critical Perspectives*.

Lotte Rose (Dr. phil.), Pädagogin, ist Professorin an der Frankfurt University of Applied Sciences im Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit. Zudem leitet sie das Gender- und Frauenforschungszentrum der Hessischen Hochschulen (gFFZ). Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Gender Studies, Elternschaftsforschung, Food Studies, Fat Studies und Human-Animal Studies.

Friedrich Schorb (Dr. phil.), Soziologe, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Bremen. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Fat Studies, Gewichtsdiskriminierung, soziale Ungleichheit sowie Gesundheit und Soziologie der Gesundheit.

Eva Tolasch (Dr. phil.), Soziologin, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Mutterschaftsforschung, Gender- und Körperansätze, soziale Ungleichheit und qualitative Forschung.

Paula-Irene Villa (Dr. rer. soc.) ist Professorin für Allgemeine Soziologie und Gender Studies an der LMU München. Ihre Schwerpunkte sind Biopolitik, Körper/Embodiment, Cultural Studies, Care, Populärkulturen, Sozialtheorie und Gender in der Politik.

Anja Herrmann, Tae Jun Kim, Evangelia Kindinger, Nina Mackert, Lotte Rose,
Friedrich Schorb, Eva Tolasch, Paula-Irene Villa (Hg.)

Fat Studies

Ein Glossar

[transcript]

Gefördert durch den Open-Access-Publikationsfonds der Universität Leipzig

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-ShareAlike 4.0 Lizenz (BY-SA). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell, sofern der neu entstandene Text unter derselben Lizenz wie das Original verbreitet wird.

(Lizenztext: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2022 im transcript Verlag, Bielefeld

© **Anja Herrmann, Tae Jun Kim, Evangelia Kindinger, Nina Mackert, Lotte Rose, Friedrich Schorb, Eva Tolasch, Paula-Irene Villa (Hg.)**

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-6005-0

PDF-ISBN 978-3-8394-6005-4

<https://doi.org/10.14361/9783839460054>

Buchreihen-ISSN: 2702-9891

Buchreihen-eISSN: 2702-9905

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

Fat Studies – Eine Einleitung

*Tae Jun Kim, Evangelia Kindinger, Nina Mackert, Lotte Rose, Friedrich Schorb,
Eva Tolasch und Paula-Irene Villa* 13

Adipositas-Epidemie

Friedrich Schorb 39

Aktivismus

Tae Jun Kim 43

Alter(n)

Lotte Rose 47

AspireAssist

Michael Penkler 51

Bariatrische Chirurgie

Michael Penkler 55

Behinderung

Markus Dederich 59

The Biggest Loser

Evangelia Kindinger und Katharina Vester 63

Body-Mass-Index

Friedrich Schorb 67

Body Positivity	
<i>Alexandra Hauke</i>	71
COVID-19	
<i>Nina Mackert</i>	75
Curvy	
<i>Evangelia Kindinger</i>	79
Diäten	
<i>Katharina Vester</i>	83
Eltern	
<i>Judith Pape</i>	87
Empowerment	
<i>Mäks Roßmüller</i>	91
Epidemiologie	
<i>Tae Jun Kim</i>	93
Epigenetik	
<i>Ruth Müller</i>	97
Essen	
<i>Maren Möhring</i>	101
Fat Donnie	
<i>Evangelia Kindinger</i>	105
Fat Rights	
<i>Stephanie von Liebenstein</i>	109
Fatshion	
<i>Melanie Haller</i>	113
Feminismus	
<i>Imke Schmincke</i>	117

Fitness	
<i>Jürgen Martschukat</i>	121
Gender	
<i>Paula-Irene Villa</i>	125
Gesundheit	
<i>Natalie Rosenke</i>	129
Globesity	
<i>Nina Mackert und Caroline Meier zu Biesen</i>	133
Haustiere	
<i>Lotte Rose</i>	137
Headless Fatties	
<i>Charlotte Cooper</i>	141
Health at Every Size	
<i>Gemma Gibson</i>	145
Healthism	
<i>Nina Mackert</i>	149
Identität	
<i>Veronika Merklein</i>	153
Intersektionalität	
<i>Rebecca Brückmann</i>	157
Intervention	
<i>Friedrich Schorb</i>	161
Junge	
<i>Gunter Neubauer und Reinhard Winter</i>	165
Kalorie	
<i>Nina Mackert</i>	169

Kind	
<i>Friederike Schmidt</i>	173
Klasse	
<i>Friedrich Schorb</i>	177
Körper	
<i>Gabriele Sobiech</i>	181
Kunst	
<i>Kea Wienand</i>	185
Light	
<i>Antonie Post</i>	189
Männlichkeit	
<i>Jürgen Martschukat</i>	193
Medien	
<i>Thomas Waitz</i>	197
Mutter	
<i>Anja Herrmann und Eva Tolasch</i>	201
Nacktheit	
<i>Debora Antmann</i>	205
Nudging	
<i>Felix Krämer</i>	209
Obesogene Umwelt	
<i>Cat Pausé</i>	213
Prävention	
<i>Henning Schmidt-Semisch</i>	217
Professionelle	
<i>Lotte Rose</i>	221

Public Health

Friedrich Schorb 225

Queer

Magda Albrecht 229

Race

Athia N. Choudhury..... 233

Risikofaktor

Stefan Offermann 237

Scham

Paula-Irene Villa 241

Schwabbeln

Paula-Irene Villa 245

Schwangerschaft

Eva Tolasch 249

Sport

Swen Körner 253

Sprache

Natalie Rosenke 257

Stigma

Ann Kristin Augst und Tae Jun Kim 261

Tanz

Annette Hartmann..... 265

Theater

Jenny Schrödl..... 269

Übergewicht

Nina Mackert..... 273

Verbeamtung

Stephanie von Liebenstein 277

Visualität

Marta Usiekiewicz 281

Waage

Debora Frommheld 285

XXL

Veronika Merklein 289

YouTube

Judith Schreier 293

Zucker

Gunther Hirschfelder 297

Autor*innen 301

Für Cat Pausé, in fat solidarity

Fat Studies – Eine Einleitung

Tae Jun Kim, Evangelia Kindinger, Nina Mackert, Lotte Rose, Friedrich Schorb, Eva Tolasch und Paula-Irene Villa¹

Es war 2010, als *Brigitte*, die führende sogenannte Frauenzeitschrift in Deutschland, professionelle Models von ihren Seiten verbannte und stattdessen »echte Frauen« fotografierte. Es ging der Zeitschrift mit ihrer Aktion »Ohne Models« darum, »normale« Frauen mit »normalen« → Körpern zu zeigen – statt idealisierter Körper mit schmalen Taillen, schlanken Beinen und Armen, straffer Haut und perfektem Teint. Die Aktion erhielt viel Aufmerksamkeit, sie wurde ebenso gefeiert wie kritisiert. Begeisterung löste das Anliegen aus, »normale« (Frauen-)Körper als schön und attraktiv zu zeigen – in ihrer Formen- und Gewichtsvielfalt. Kritik entzündete sich jedoch bald daran, dass die gezeigten Frauen doch wieder normschlank und normschön waren. Offenbar war die angekündigte ästhetische Emanzipation nicht so einfach, und es setzten sich hinterrücks wieder die altbekannten Körperstandards durch.

Dass Körper rigiden regulierenden Normierungen unterliegen, ist keine neue Einsicht – erst recht nicht im feministischen Kontext. Spätestens seit den frühen 1970er Jahren gehört die Kritik an (sexistischen und rassistischen) Schönheitsnormen in → Medien- und Warenwelten weltweit zum Kanon der zweiten Frauenbewegungen. Da wurde gegen Schönheitswettbewerbe protestiert und propagiert, dass *Black* ebenso *beautiful* sei wie jeder *body*. Bereits in der ersten Frauenbewegung im ausgehenden 19. Jahrhundert tauchte die somatische Seite der bürgerlichen Emanzipation als zentrales Thema auf, etwa im Kampf gegen das beengende Korsett, für kurze Haare oder auch für die Möglichkeit, als Frau Fahrrad zu fahren, Sport zu treiben, und auch –

1 Wir bedanken uns bei allen Autor*innen dieses Bandes, bei Simon Dickel für sein kritisches Lesen dieser Einleitung und bei Alessa Harden, Sophie von Lentzke, Nathalie Seide und Anika Stephan für ihre große Hilfe bei der Endredaktion.

ironischerweise – Diät zu halten (Mackert, »Work, Burn, Eat«; Vester; Villa). Dies zeigt: Körper, insbesondere Frauenkörper, sind schon lange und in vielen Varianten Austragungsorte sozialer Konflikte und des Ringens um Anerkennung und Ermächtigung (Bordo; Butler; Shilling; Turner; → Feminismus).

In einer Gesellschaft, die soziale und politische Anerkennung an Körper knüpft, kommt dem Gewicht eine besonders prominente Rolle als Klassifizierungskategorie zu. Darum wird es in diesem Buch ausführlich gehen. Mit den Fat Studies hat sich ein multidisziplinäres wissenschaftliches Forschungsfeld entwickelt, das sich kritisch damit beschäftigt, wie Körpergewicht zu einer sozial gewichtigen Chiffre werden konnte und wie sich dies möglicherweise überwinden ließe. Es ist ein Feld, das – im Unterschied zu den englischsprachigen Ländern – im deutschen Sprachraum noch relativ neu und unbekannt ist. Unser Anliegen ist es deshalb, die Fat Studies hier sichtbar, verständlich und anschlussfähig zu machen sowie ihre theoretischen und empirischen Perspektiven vorzustellen.

Fat Studies. Ein Glossar versteht sich als Nachschlagewerk, das eine Vielfalt an Perspektiven, Themen und Methoden versammelt. Für jene, für die das Feld noch fremdes Terrain ist, versteht sich der Band als Einladung, sich neuen Denkweisen zum Dicksein anzunähern, die kritische Distanz zu den hegemonialen problemfixierten und stigmatisierenden Narrativen herstellen. Für jene, die mit den Fat Studies bereits vertraut sind, liefert das Buch einen breiten Überblick zum aktuellen internationalen Forschungsstand, zu zentralen Themen und Protagonist*innen des Feldes.

Dicksein als Problem

Dicksein, das deutet das *Brigitte*-Beispiel schon an, ist heutzutage keine Bagatelle. Es ist weder Schicksal, noch gilt es als Ausdruck körperlicher Diversität. Ganz im Gegenteil: Wie viel ein Mensch wiegt, ist in der Gegenwart und jüngeren Geschichte hochgradig normiert und symbolisch codiert. Dicksein steht für Krankheit, schlechte Lebensführung, persönliche Verantwortungslosigkeit, mangelnde Bildung und Selbstdisziplin, für Trägheit, Leistungsschwäche, Dummheit und Armut (Farrell; Rothblum und Solovay; Saguy; Stearns).

Körperfett gilt dabei nicht nur als individuelles Problem und Ausdruck persönlichen Versagens, sondern auch als gesellschaftliche Bedrohung. Seit dem späten 20. Jahrhundert wird »Adipositas« als Epidemie beschrieben

(→ »Adipositas-Epidemie«), die gesundheitliches Wohlergehen, gesellschaftlichen Fortschritt, volkswirtschaftliche Stabilität und ökologisches Überleben gefährde (Campos; Gard und Wright; Harjunen; Oliver; Schorb, *Die Adipositas-Epidemie*). Beschränkte sich diese Diagnose bis zur Jahrtausendwende weitgehend auf den Globalen Norden, wird seitdem eine weltweite Pandemie ausgerufen (→ »Globesity«), die in enger Verschränkung mit dem Klimawandel und als Bedrohung der globalen Entwicklung konstruiert wird (Swinburn; WHO).

Gemein ist diesen Krisendiagnosen, dass sie Dicksein per se zum Problem erklären und Maßnahmen dringlich und alternativlos erscheinen lassen, die es eliminieren sollen. Es wird suggeriert, dass es einen Maßstab für »richtiges« und »gesundes« Körpergewicht gebe, an dem Körper bemessen werden und Menschen selbst ihre Körper und ihren Wert beurteilen. Menschen werden vor diesem Hintergrund völlig selbstverständlich entlang ihres Gewichts klassifiziert und sozial positioniert (z.B. → Intersektionalität; → Klasse; → *race*). Dies hat handfeste Folgen für das Leben dicker Menschen: Sie werden beschämt und stigmatisiert (→ Scham; → Stigma). Ihre Körper sollen nicht existieren; Abnehmen wird zum Imperativ (Cooper, »Fat Studies«; Gordon; Saguy; Schorb, »Crossroad«). Die sozialen Kosten sind für die, die dick sind, immens. Dicke Menschen haben weniger Zugang zu gut bezahlter Arbeit, etwa wegen der längeren Zeit üblichen → BMI-Grenzen bei der → Verbeamtung, und sind überproportional von Armut betroffen (Barlösius; Kim und von dem Knesebeck, »Income and Obesity«). Aber auch für das Leben »normalgewichtiger« Menschen hat die Stigmatisierung des Dickseins Folgen. Solange sie schlank sind, verfügen sie zwar über eine relevante soziale Anerkennungs- und Machtressource, gleichwohl ist diese grundsätzlich und dauerhaft gefährdet, denn auch ihre Körper können schließlich schwerer werden. Kurz: Am Körpergewicht entscheiden sich Teilhabe und Ausschluss, Anerkennung und Stigmatisierung (Barlösius; Boero; Farrell; Kim et al., »Causation or Selection«; Kim et al., »Obesity Stigma«; Makowski; Luck-Sikorski; Rothblum und Solovay).

Die öffentlichen Problemdiskurse zum → »Übergewicht« korrespondieren mit der Art und Weise, wie Medizin, Natur- und Lebenswissenschaften Körpergewicht bislang wesentlich untersuchen und thematisieren. Insbesondere in Medizin und → Public Health wird »Übergewicht« als eine Bedrohung der öffentlichen Gesundheit verstanden und wirksam in der Öffentlichkeit kommuniziert (Karnik und Kanekar; Seidell und Halberstadt): So weisen zahlreiche Studien darauf hin, dass ein erhöhtes Körpergewicht mit erhöhten

Krankheits- und Sterberaten zusammenhänge (Ng et al.; Flegal et al.; Lenz et al.). An diese dominanten Rahmungen schließen sich auch Teile der Sozialwissenschaften an. Auch hier sind die Forschungen bestimmt von der Zielsetzung, mit Hilfe soziologischer, kulturtheoretischer und sozialpsychologischer Erkenntnisse einen Beitrag zur Lösung der ›Adipositas-Krise‹ zu leisten (Heintze; Zwick et al.).

Nichtsdestotrotz kamen seit dem Ende der 1970er Jahre zunehmend Zweifel an solchen Darstellungen auf (Jordan; Wardle). So begannen Stimmen in der Medizin zu argumentieren, dass eine zwingende Kausalität zwischen Nahrungsaufnahme und Körpergewicht so nicht nachgewiesen werden könne und das Körpergewicht überwiegend genetisch bestimmt sei. Auch die vermeintlich hilfreiche Wirkung von → Diäten geriet in Misskredit: Statt das Körpergewicht zu verringern, würden diese eher zum sogenannten ›Jojo-Effekt‹, einer zusätzlichen Gewichtszunahme nach einer Diät-Phase, und zu Essstörungen führen. Prominenter wurde in diesem Zuge auch die Aussage, dass es nicht das Dicksein selbst sei, das krank mache. Es seien vielmehr die Stigmatisierungs- und Ausgrenzungserfahrungen dicker Menschen, die sich stressend auf die körperliche und psychische Gesundheit auswirke (Luck-Sikorski; Papadopoulos und Brennan; Puhl und Heuer; Puhl und Brownell; Puhl und Suh; Tomiyama et al.; Wu und Berry). Auch Fehldiagnosen und Falschbehandlungen wurden zunehmend kritisiert, etwa wenn jedes Krankheitssymptom – wie einer Grippe oder orthopädischer Art – ursächlich auf das Gewicht zurückgeführt werde. Die Rede ist dann vom ›medical weight bias‹ (Dietz et al.; Lee und Pausé).

Wie in der medizinischen Stigma-Forschung wird hohes Körpergewicht auch in den Sozialwissenschaften nunmehr als Effekt gesellschaftlicher Bedingungen in den Blick genommen, etwa als Produkt einer → ›obesogenen‹ Umwelt (Colls und Evans; Guthman, »Too Much Food«). Allerdings ändern auch solche Rahmungen nichts daran, dass Dicksein weiterhin als Problem erscheint – nämlich als »eine natürliche Reaktion auf eine unnatürliche Umwelt« (Hebebrand und Simon 26). In dieser vordergründig fortschrittlichen Aussage, die die übliche Zuweisung der Verantwortung an Dicke kritisiert, bleibt gleichwohl implizit leitend, dass hohes Körpergewicht ein gewichtiges Problem sei.

Ein anderer Blick auf den dicken Körper: Fat Studies und ihre Geschichte

Fat Studies verstehen sich als kritische → Intervention in das hegemoniale Narrativ vom Dicksein als Problem, das nur zu lösen sei, indem es eliminiert werde. »In the tradition of critical race studies, queer studies, and women's studies, fat studies is an interdisciplinary field of scholarship marked by an aggressive, consistent, rigorous critique of the negative assumptions, stereotypes, and stigma placed on fat and the fat body«, schreiben Sondra Solovay und Esther Rothblum im 2009 erschienenen *Fat Studies Reader* (2). Statt davon auszugehen, dass Dicksein ein Problem *ist*, untersuchen die Fat Studies, wie es zum Problem *wird*; genauer: wie eine Form körperlicher Diversität zum Kristallisationspunkt eines umfangreichen gesellschaftlichen Hierarchisierungs- und Normierungsprogramms wurde und wird (Rose und Schorb; Rothblum und Solovay; Rothblum, »Fat Studies«; Tomrley und Naylor). Leitende Fragen sind dabei: Wie, von wem, mit welchen politischen, ökonomischen, gesundheitlichen und kulturellen Interessen und Folgen wird hohes Körpergewicht als Problemfigur hervorgebracht? Wie hat sich dies historisch entwickelt und wie unterscheiden sich die Bedeutungen dicker → Körper in Regionen und sozialen Gruppierungen? Und schließlich: Wie ist es, als dicker Mensch in einer Welt zu leben, in der Dicksein ein soziales → Stigma ist, und wie kann der Stigmatisierungsstress in einer fettfeindlichen Gesellschaft gelindert bzw. überwunden werden? Dabei konterkarieren die Fat Studies nicht nur die normativen, moralisierenden und diätetischen Konzepte von → »Übergewicht«, sondern bringen neue Lesarten des Dickseins ins Spiel, die dicken Körpern Raum, Anerkennung und Rechte sowie Lust und Spaß verschaffen sollen (Cooper, *Fat and Proud*; Wann; Webb et al.). Fat Studies lassen sich also als wissenschaftliche Perspektive verstehen, die durchaus Partei ergreift, indem sie sich fettpositiv einmischt.

Noch deutlicher wird die Ausrichtung des Feldes bei einem Blick auf dessen Geschichte. Die Entstehung der Fat Studies ist untrennbar mit der Entwicklung der Fat Acceptance-Bewegung verbunden. Deren Anfänge werden in der Regel in den USA der späten 1960er Jahre verortet. Im Jahr 1967 gab es das vermutlich erste »Fat In«: Im New Yorker Central Park versammelten sich etwa 500 Menschen zu einem Picknick als Protestveranstaltung. Sie trugen Schilder, auf denen »Fat Power«, »Buddha Was Fat« oder »Take a Fat Girl to Dinner« zu lesen war, und verbrannten Diät-Ratgeber und Bilder des in dieser Zeit gefeierten, sehr dünnen Fotomodells Twiggy (Cooper, »Fat Lib«; Schorb,

Die *Adipositas-Epidemie* 37). Zwei Jahre später wurde mit der *National Association for the Advancement of Fat Acceptance* (NAAFA) die bis heute wichtigste und größte Fat Acceptance-Organisation gegründet. Anfänglich noch unter *National Association to Aid Fat Americans* bekannt, setzte sich die NAAFA zum Ziel, die gesellschaftliche Akzeptanz dicker Menschen zu verbessern und sie vor Diskriminierung zu schützen (Cooper, *Fat Activism* 111-116). Wohl nicht zufällig erinnert der Name an eine der zentralen Organisationen der afroamerikanischen Bürgerrechtsbewegung, die *National Association for the Advancement of Colored People* (NAACP). Die Entstehung der Fat Acceptance-Bewegung steht im Kontext anderer emanzipatorischer, identitätspolitischer Bewegungen, die sich vor allem seit den 1950er und 1960er Jahren jeweils auf Grundlage geteilter Unterdrückungserfahrungen formierten (Kreuzenbeck).

Mit der Kritik, die NAAFA begnüge sich mit einem gemäßigten Ansatz, der politisch zu kurz greife (Murray 102), spaltete sich in den frühen 1970ern die Gruppe *Fat Underground* ab, die, von der Idee einer »radical therapy« inspiriert (Solovay und Rothblum, »Introduction« 4), nicht mehr das (dicke) Individuum, sondern die dickenfeindliche Gesellschaft zum Ausgangspunkt aktivistischen Handelns machte und sich dezidiert in aktivistischer Verbindung zu anderen emanzipatorischen Kämpfen sah (Cooper, *Fat Activism* 116-129; → Aktivismus). Im »Fat Liberation Manifesto« der Gruppe von 1973 heißt es: »We see our struggle as allied with the struggles of other oppressed groups against classism, racism, sexism, ageism, capitalism, imperialism and the like« (Freespirit und Aldebaran; → Intersektionalität). Im Gegensatz zur NAAFA formulierte der *Fat Underground* eine explizite Kritik an der Medizin sowie an einem ärztlichen Blick, der dicke Körper dem Imperativ von Diäten und medizinischer Behandlungen unterwirft und abwertet. Mit dem Ziel, die »Widersprüche in den wissenschaftlichen Diskursen zu Übergewicht und Adipositas aufzuzeigen« (Schorb, »Dick ist kein Schimpfwort« 37), argumentierte die Gruppe, die gesundheitlichen Gefahren für dicke Menschen seien weniger die Folge ihres Gewichts, sondern vielmehr das Produkt gesellschaftlicher Diskriminierung.

Neben NAAFA und *Fat Underground* gründeten *fat activists* im angloamerikanischen Raum in den darauffolgenden Dekaden eine Reihe regionaler Gruppen, die sich als politische Kollektive verstanden und gegen die Pathologisierung und Stigmatisierung von Dicksein kämpften (Cooper, *Fat and Proud* und *Fat Activism*; Dykewoman; Ellison). Ihre Geschichte, und auch die Geschichte ihrer Verflechtung mit anderen Bewegungen, ist noch

längst nicht ausreichend erforscht. Eine erste quellenbasierte, umfangreiche Untersuchung bietet Charlotte Cooper im 2016 erschienenen *Fat Activism*.

Unter anderem aus diesen aktivistischen Projekten heraus entstand → Health at Every Size (HAES), eine Bewegung, die Gesundheit auch für dicke Körper reklamiert. Analog zur Fat Acceptance-Bewegung greift auch HAES zur Gegenerzählung, dass nicht die dicken Körper selbst, sondern ihre gesellschaftliche Ächtung als das eigentliche Problem angesehen werden muss. Dabei legt die HAES-Bewegung einen spezifischen Fokus auf → Gesundheit und auf die Kritik an der vorherrschenden Annahme einer Kausalität zwischen Körpergewicht und Gesundheit (Bacon; Burgard). HAES zielt weniger darauf, den Gesundheitsbegriff als solchen abzulehnen. Es geht vielmehr darum, Gesundheit von Körpergewicht zu entkoppeln und als »körperliches, emotionales und geistiges Wohlbefinden« auch für dicke Körper zu beanspruchen (Rothblum, »Fat Studies« 24). Dazu zählt, den Zugang zu einer gewichtsunabhängigen Gesundheitsversorgung für dicke Menschen zu sichern und alltägliche Verhaltensweisen zur Verbesserung einer Gesundheit zu unterstützen, die sich eben nicht an einem »idealen« Körpergewicht messen lässt (Lyons 84). Die Aneignung des Gesundheitsbegriffs durch HAES blieb allerdings nicht unumstritten, da auf diese Weise – so die Kritik – eine politisch relevante moralische Unterscheidung zwischen »guten« und »schlechten« Dicken ermöglicht wird: zwischen jenen, die sich gesundheitsbewusst und verantwortlich verhalten (gut), und jenen, die das vermeintlich nicht tun (schlecht) (Gibson; Fischer; → *Healthism*). Nichtsdestotrotz trug HAES dazu bei, dass auch in der Medizin kritische Stimmen lauter wurden, die die gängigen Methoden und Therapien zur Gewichtsreduktion als fragwürdig einstufen und den als kausal angenommenen Zusammenhang zwischen hohem Körpergewicht und Krankheit zunehmend anzweifeln (Schorb, »Rund ist gesund«).

Diese bewegungspolitischen Entwicklungen waren der ideelle Nährboden für die Herausbildung der Fat Studies, die mit den Mitteln der Wissenschaft das weiterverfolgen, was Anliegen der Fat Acceptance-Bewegung war und ist: eine kritische Analyse der Herrschaftsverhältnisse in einer fettfeindlichen Gesellschaft mit dem Ziel der Aufhebung der damit verbundenen Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten. Damit sind Fat Studies im weiteren Sinne Teil der Cultural Studies, die sich in den letzten Jahrzehnten aus den Neuen Sozialen Bewegungen abgewerteter und marginalisierter Gruppen mit einem dezidiert machtkritischen Anspruch entwickelt und sich erfolgreich als sozialwissenschaftliche Felder konstituiert haben – wie beispielsweise Gender Studies,

Queer Studies, Disability Studies und Postcolonial Studies (Rothblum, »Why a Journal on Fat Studies?«; Fahs).

Wie auch die Beiträge in diesem Glossar immer wieder zeigen, lassen sich Fat Studies nicht auf einzelne Forschungsgebiete reduzieren, da die Ausgrenzung dicker Körper mit anderen Formen sozialer und materieller Positionierung verschränkt ist, etwa mit → Altern, → Behinderung, → Gender, → Klasse und → *race*. Eine intersektionale Perspektive ermöglicht es nicht nur, die Heterogenität jener Lebensrealitäten zu erfassen, die sich unter dem Label »dick« auffinden lassen (Pausé, »X-Static Process«). Sie erlaubt es zudem, die gesellschaftliche Dickenfeindlichkeit auf ihre Komplexität hin zu befragen und zu untersuchen (Snider und Whitesel; Strings). Intersektionale Fat Studies untersuchen Dicksein entsprechend als Element multidimensionaler politischer, ökonomischer, kultureller Ordnungen.

Nachdem bereits in den 1980er und 1990er Jahren aus der Fat Acceptance-Bewegung heraus erste wichtige Forschungsinitiativen entstanden waren, die die Problematisierung von Dicksein kritisch hinterfragten, nahmen die Entwicklungen nach der Jahrtausendwende an Fahrt auf. Nun begannen sich Fat Studies an Universitäten und Forschungseinrichtungen vor allem in den USA, Großbritannien und Australien als forschungsbasierte, multidisziplinäre Interventionen gegen die allgegenwärtige Dramatisierung des Dickseins zu etablieren (Cooper, »Fat American Studies«; Rothblum und Solovay; Tomrley und Naylor). Fat Studies wurden ein Forschungsschwerpunkt in den Literatur- und Kulturwissenschaften, → Theater-, Film- und → Medienwissenschaften sowie den → Kunstwissenschaften (Rothblum und Solovay). In der US-amerikanischen *Popular Culture Association* und der *National Women's Studies Association* wurden jeweils Fat-Studies-Sektionen gegründet. 2006 fand am Smith College in Northampton in Massachusetts, einem großen Frauen-College der USA, die Konferenz *Fat and the Academy* statt, in der es um Fat Studies als wissenschaftliche Disziplin ging. Im selben Jahr widmete *The New York Times* den Fat Studies einen Beitrag (Ellin). Weitere Meilensteine der wissenschaftlichen Etablierung waren die Veröffentlichung des *Fat Studies Reader* von Esther Rothblum und Sondra Solovay im Jahr 2009 und die Gründung des wissenschaftlichen Journals *Fat Studies* im Jahr 2012. Auch in Deutschland kommen die akademischen Fat Studies allmählich in Gang, wenn auch im internationalen Vergleich zeitlich später, geringer formalisiert und getragen von wenigen Personen, unter anderem von den Herausgeber*innen dieses Bandes.

Forschungsstand und Kontroversen in den Fat Studies

Das Feld der Fat Studies kreist wesentlich um eine kritische Auseinandersetzung mit → Stigmatisierungsprozessen, die einhergehen mit der Normierung von → Körpergewicht als Dimension sozialer, symbolischer und politischer Ordnung, d.h. mit der biopolitischen Gouvernementalität von Körpergewicht (Foucault; Rabinow und Rose; Lemke et al.). Fat Studies sind nicht nur multidisziplinär, sondern auch multithematisch, was ihre Untersuchungsgegenstände und Fragestellungen betrifft: Historische Beiträge rekonstruieren zum Beispiel die Etablierung und Entstehungsbedingungen von Schlankkeitsnormen, um ein Licht auf die unterschiedlichen Bedeutungen von Körperperfekt im Laufe der Geschichte zu werfen (Forth, *Fat*; Foxcroft; Hill; Mackert, »US-Amerikanische Fat Men's Clubs«, »History of Fat Agency«; Merta; Schwartz; Stearns; Strings), oder sie widmen sich der ›Erfindung‹ von → Kalorie und → BMI (Mackert, »Nature always counts«; Frommeld). Solche Beiträge verdeutlichen, welch verhältnismäßig junges Phänomen die intensive Beschäftigung mit Dicksein in der Gegenwart ist. Kultur-, → kunst- und → medienwissenschaftliche Studien widmen sich der Repräsentation dicker Körper in Alltagskulturen, bildender Kunst, Literatur und digitalen Räumen (Hester und Walters; Herrmann; Kargbo; Kindinger; Levan; Lupton, »Digital Media and Body Weight«; Newman; Ratliff; Rugseth und Engelsrud; Saguy; Snider; Woolley). Umfangreich ist auch die Auseinandersetzung mit den medizinischen Diskursen zu → ›Übergewicht‹ und zur sogenannten → ›Adipositas‹-Prävention (Crawford, »Healthism«, »Health as a Meaningful Social Practice«; Greenhalgh; Kühn; Metzl und Kirkland; Monaghan, »Obesity Discourse«; O'Hara und Gregg; Pantenburg et al.). Diese Beiträge machen ›Adipositas‹-Narrative als biopolitische Technologie der Herstellung und Herausforderung einer spezifischen (Körper-)Ordnung erkennbar. Andere Arbeiten befassen sich damit, wie materielle Dinge im Alltag oft unbemerkt an der Normierung von Gewicht und an der praktischen Ausgrenzung dicker Körper beteiligt sind (Forth und Leitch), zum Beispiel durch die Konfektionsmaße der → Modeindustrie oder der Größe von Sitzmöbeln in Flugzeugen, Zügen, Kinos, Theatern (Christel; Forth, »The Qualities of Fat«; Peters; Guthman »Too Much Food«; Frommeld; Rinaldi et al.).

Einen weiteren Schwerpunkt der Fat Studies bilden sozialwissenschaftliche Studien zu den Vorurteilen und zur Stigmatisierung von Dicksein (Brownell et al.; Crocker und Garcia; Sobal), zur Benachteiligung von dicken Menschen in relevanten gesellschaftlichen Räumen wie der → Gesundheits-

und Sozialversorgung (Avemann und Kagerbauer; Fischer; Forhan und Salas; Schmitt und Rose; Schuckmann und Rose), der Arbeits- und Beziehungswelt (Fikkan und Rothblum; Giel et al., »Weight Bias«) und der Schule (Weinstock und Krehbiel). Weitere Studien aus den Sozialwissenschaften beschäftigen sich mit der intersektionalen Verschränkung von Gewichtsdiskriminierung mit anderen zugeschriebenen Merkmalen (Boero; Ernsberger; Gailey; Hurdon; Kim et al., »Causation or Selection«; Kim und von dem Knesebeck; Strings). Schließlich nehmen Fat Studies auch empirisch die subjektive Erfahrung des Dickseins in den Blick (Gailey; Joannis und Synnott; Tolasch). Dabei ist das dezidierte Ziel des Feldes immer wieder auch die Ermächtigung der von Stigma und Diskriminierung betroffenen Menschen und Gruppen (Cooper, *Fat Activism*; LeBesco; Murray; Pausé et al.; Saguy und Ward; Wann).

Die Vielseitigkeit an Fat Studies-Forschung macht einerseits die Relevanz des Themas deutlich, sie führt jedoch auch zu Kontroversen und selbstkritischen Infragestellungen innerhalb des Feldes, die mit dessen Entwicklung aus einer sozialen Bewegung heraus zu verstehen sind. Umstritten ist zum Beispiel das wissenschaftliche Paradigma der »Natürlichkeit« von Körpergewicht und Essverhalten, wie es im Kontext der Fat Acceptance- und Health-at-Every-Size-Bewegung (HAES) propagiert wird. Jeder Körper habe demnach ein ihm genetisch eingeschriebenes, letztlich schicksalhaftes Gewicht, das in dieser Logik kaum zu verändern sei. Eine Veränderung des Gewichts wird somit als Handlung gegen die eigene Natur verstanden. Dies, so die Logik von HAES, führe zu Störungen des seelischen Gleichgewichts. Auch wenn damit ein kritischer Gegenentwurf zu den medizinischen Konzepten der individuellen Gestaltbarkeit des Gewichts und des Essens geschaffen wird, ist dieser nicht unproblematisch. Deborah Lupton fordert deshalb: »It is time to challenge [the] assumptions and to identify the inconsistencies and the brand of rigid thinking that underpin HAES, just as critics have done in relation to scientific anti-obesity discourse« (»A Sociological Critique« o.S.). Ihre Kritik richtet sich gegen die Idee eines natürlichen Gewichts und Essens und eine Positionierung des Körpers außerhalb gesellschaftlicher Machtverhältnisse. Lupton hält dem entgegen, dass Körper immer auch gesellschaftlich geprägt und nie ausschließlich natürlich seien. Von daher sei auch der Hinweis vieler HAES-Ratgeber, doch einfach auf die Signale des Körpers zu hören (Bacon), fragwürdig.

Dass diese Kritik mehr als ein akademischer Streit ist, zeigen nicht zuletzt Diskussionen in der Fat Acceptance-Bewegung zu der Frage, wie der allgegenwärtigen Gewichtsdiskriminierung gewinnbringend begegnet werden kann.

Reicht es wirklich aus, dicken Individuen zu empfehlen, ihr Gewicht anzuerkennen (→ Body Positivity)? Bedenken kommen unter anderem von Samantha Murray: Der Wunsch, sich selbst zu akzeptieren, könne in einer Gesellschaft, die permanent das Gegenteil kommuniziere, nicht einfach durch Willenskraft realisiert werden. Ihre Position hinterfragt die Erlösungsperspektive des »Coming Out as Fat« (Saguy und Ward) des emanzipatorischen, öffentlichen Bekenntnisses zum eigenen Dicksein, wie sie in der Fat Acceptance-Bewegung propagiert wird (Murray 87f.).

Diese fortwährenden Debatten und Diskussionen in den Fat Studies spiegeln sich auch in der Auseinandersetzung mit der Selbstbezeichnung des Feldes wider. Der Begriff »Fat Studies« markiert die ideelle Verbundenheit mit der Fat Acceptance-Bewegung, für die der offensive Umgang mit dem Stigma des Fettseins eine wichtige politische Geste war und ist. In dieser Traditionslinie reflektiert der Name »Fat Studies« das Anliegen, das normative Verständnis von Gewicht und dessen moralische wie auch gesundheitliche Konnotationen stören zu wollen. Als Schimpfwort ist *fat* ein Begriff, der das Unerwünschte suggeriert: den unerwünschten Körper, den unerwünschten Charakter, das unerwünschte Aussehen (Gordon 8-9). Dicke Menschen lernen, dieses Wort zu vermeiden oder es zu umschreiben (→ *Curvy*); nicht-dicke Menschen lernen, es zur gezielten Erniedrigung des als anders wahrgenommenen Körpers einzusetzen. Für Fat Acceptance-Aktivist*innen bietet dieses Wort jedoch eine Möglichkeit der Wiederaneignung und Selbstermächtigung. So ruft Marilyn Wann dazu auf, das Adjektiv zurückzuerobern, es aus den Händen der »bullies« (18) zu reißen und gegen Schikane einzusetzen. Diese Aneignung von *fat*, die an die Entwicklung des Wortes »queer« erinnert (Rothblum, »Fat Studies« 17), dient dazu, »die Scham aus dem Wort zu vertreiben und seine Bedeutung als Ausdruck von Stolz und → Identität zu bekräftigen« (Cooper, »Fat Studies« 1021). Neben dieser Anwendung strebt der wiederholte, gezielte Einsatz von *fat* auch dessen Normalisierung als neutrales Adjektiv an, das eine spezifische Körperform bezeichnet. So wie die Beschreibungen groß oder klein, wird *fat* als »menschliches Merkmal, das innerhalb jeder Population sehr stark variiert«, eingesetzt (Rothblum, »Fat Studies« 16).

In der deutschen Sprache erweitert die Existenz des Adjektivs »dick« die verfügbare Terminologie, so dass es schwerfällt, die Sprache der Fat Studies im Deutschen zu fixieren.² »Dick« und »fett« – die direkten Übersetzungen

2 In den Glossarbeiträgen wird ganz unterschiedlich mit etablierter Terminologie aus den Fat Studies umgegangen. Indem die Beiträge die meist englischsprachigen Be-

des englischen Wortes *fat* – werden beide in den entsprechenden deutschsprachigen Texten in verschiedenen Varianten und auch in Kombination verwendet. In der bislang einzigen Publikation zum Forschungsgebiet, *Fat Studies in Deutschland: Hohes Körpergewicht zwischen Diskriminierung und Anerkennung* (2017), herausgegeben von Lotte Rose und Friedrich Schorb, werden verschiedene Ausdrücke verwendet, um Gewicht und dessen Politiken zu benennen, vornehmlich jedoch »dick« und »Dicksein«. Die im Titel auftauchende Formulierung »hohes Körpergewicht«, die neutraler wirken soll als »Übergewicht«, bezieht sich dennoch weiterhin implizit auf einen bestimmten Maßstab für »hohes« oder auch »niedriges« Gewicht. Das ermächtigende, subversive Verständnis von *fat* ist auch umstritten, denn das Stigma des Schimpfwortes scheint für die breite Öffentlichkeit nur schwer überwindbar. Alternativ bezeichnen Wissenschaftler*innen ihr Forschungsfeld – vermeintlich neutral – auch als »critical obesity studies« oder »critical weight studies« (Monaghan et al., »Obesity Epidemic« 39f.). Dem wird entgegengesetzt, dass vor allem »obesity« (und daher das deutsche Pendant »Adipositas«) zur weiteren Pathologisierung und Stigmatisierung dicker Menschen beiträgt (vgl. Cooper, *Fat and Proud*; Gordon; Rothblum und Solovay).

Im deutschsprachigen → Fett-Aktivismus (Michelberger 134) dominiert das Adjektiv »dick«, so wird es vornehmlich als Selbstbezeichnung von der Gesellschaft gegen Gewichtsdiskriminierung benutzt. Auf Instagram, einer für den Fett-Aktivismus wichtigen Internet-Plattform, orientieren sich zahlreiche, ganz unterschiedlich positionierte Blogger*innen wie zum Beispiel Charlotte Kuhrt (@charlottekuhrt), Maria González Leal (@body_mary), Melodie Michelberger (@melodie_michelberger) oder Christelle Nkwendja-Ngnoubamdjum (@nkweeny) an der Fat Acceptance-Bewegung und benutzen *fat*, »fett«, manchmal auch »dick_fett«, um verschiedenen Arten der Selbstbezeichnung und der politischen Haltung Platz zu bieten (Michelberger 17-18). Egal, welches dieser Wörter zur emanzipatorischen Selbstbezeichnung verwendet wird, das Ziel ist immer dasselbe: nachteilige und verkürzende Terminologien zur Bezeichnung dicker Körper zu ersetzen.

griffe (wie »Fat Liberation« oder »Fat Acceptance«) nutzen, referenzieren und reflektieren sie unter anderem eine gemeinsame Fat Studies-Geschichte, die das Feld auch im nicht-englischsprachigen Raum geprägt hat und weiterhin prägt. Begriffe, die keine direkte deutschsprachige Entsprechung haben, im Feld aber etabliert sind, werden in diesem Band daher genutzt, ohne sie besonders zu kennzeichnen.

Ein Fat Studies-Glossar: Position und Ziele

Dieses Glossar ist aus der langjährigen Zusammenarbeit des wissenschaftlichen Netzwerks »Fat Studies: Doing, Becoming and Being Fat« (2018-2022) entstanden, das durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft gefördert wurde. Unseres Wissens erstmalig im deutschsprachigen Raum sind in diesem Netzwerk Wissenschaftler*innen zusammengelassen, um über disziplinäre Grenzen hinweg fettpositiv zu denken und zu forschen. Zu den Zielen des Netzwerks gehörte, Fat Studies-Projekte voranzutreiben, Erkenntnisse der englischsprachigen Fat Studies in einem deutschen Forschungskontext auszuloten und das Feld in Deutschland zu verankern, sichtbar zu machen und ihnen »eine Adresse« zu geben. Alle Netzwerkmitglieder sind im deutschen Hochschulsystem eingebunden. Auch wenn wir in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen sozialisiert und gegenwärtig tätig sind, eint uns das Anliegen, die gesellschaftliche → Stigmatisierung und Diskriminierung dicker Menschen sichtbar zu machen und zu kritisieren.

Fat Studies sind multidisziplinär angelegt. Das spiegelt sich nicht allein in unserem Netzwerk wider, sondern auch in der Auswahl an Autor*innen für dieses Glossar. Hier versammeln sich Menschen aus ganz unterschiedlichen akademischen oder aktivistischen Settings. Ganz im Sinne des von Cat Pausé und Sonya Renee Taylor formulierten Aufrufs im *Routledge International Handbook of Fat Studies* (2021), Forschung fett zu machen – »fattening up scholarship« (1), – zeigen wir mit den interdisziplinären Beiträgen in diesem Glossar, wie stark sich die Verhandlung von Dicksein und dicken Menschen durch alle wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Felder zieht. Die Autor*innen dieses Glossars vertreten, wie wir, verschiedene Subjektpositionen: Sie sind dick und dünn, sie sind weiß, BPoC (*Black and People of Color*), verschiedenen Geschlechts, verschiedenen Alters, besetzen verschiedene wissenschaftliche Positionen; manche haben Diskriminierungserfahrungen, andere nicht; sie sind mehrheitlich Akademiker*innen, Aktivist*innen, in und außerhalb Europas zu Hause. Manche sind langjährig in den Fat Studies verankert, andere haben ihre Arbeits- und Forschungsschwerpunkte woanders. So haben wir einige Autor*innen angefragt, die bislang wenig oder gar nichts mit den Fat Studies zu tun hatten, vor dem Hintergrund ihrer Expertise über die Position des Dickseins und dicker Menschen in ihrer Disziplin nachzudenken.

Die Einbindung von Autor*innen außerhalb der einschlägigen Fat Studies hat auch damit zu tun, dass das Forschungsfeld an den Hochschulen im deutschsprachigen Raum nicht institutionalisiert ist. Im Vergleich zu den

USA, Australien und England gibt es hierzulande keine Professuren bzw. Arbeitsbereiche, die mit der Denomination Fat Studies versehen sind, oder gar Sektionen in Fachgesellschaften. Als Folge gibt es in Deutschland sehr wenige Forscher*innen, die sich primär dem Feld der Fat Studies zuordnen, auch wenn eine wachsende Zahl von Wissenschaftler*innen zu dem Thema Dicksein kritisch forscht. Zudem sorgt das Stigma Fett, von dem auch die Wissenschaftskultur alles andere als frei ist, dafür, dass Wissenschaftler*innen vorsichtig mit der eigenen Positionierung als Fat-Studies-Forscher*innen sind.

Es ist symptomatisch, dass die Literatur, die am häufigsten in diesem Glossar zitiert wird, aus dem anglo-amerikanischen Raum stammt, und Dicksein vor allem in diesem räumlichen Kontext untersucht. Obwohl diese Dominanz nicht mehr so markant ist, wie Charlotte Cooper 2004 in ihrem Essay »Maybe It Should Be Called Fat American Studies« beteuerte, gibt es dennoch einen Fat Studies-Kanon, der oft ein Wissen über US-amerikanische Kultur und Geschichte voraussetzt und daher die Gefahr birgt, ausschließend zu sein. Dieser Kanon entspricht nicht zwingend den Realitäten und Narrativen anderer nationaler Kontexte und ist letztlich das Produkt einer hierarchischen Wissenschaftskultur, die Forschung aus dem Globalen Norden und besonders von weißen Wissenschaftler*innen mehr Sichtbarkeit gewährt. Auch das Glossar trägt diese Spuren. Gleichzeitig leistet es wichtige ortsspezifische und transnationale Forschung. Für die Herausgeber*innen liegt hier eine zentrale Zukunftsaufgabe der Fat Studies.

Mit interdisziplinären Beiträgen, die in einem deutschsprachigen Kontext entstanden sind oder aus dem Englischen übersetzt wurden, strebt das Glossar die Etablierung eines Dialogs an, der sich zu existierender Forschung positioniert und diese vorwiegend mit einer im deutschen Sprachraum verorteten Perspektive erweitert. So eignet sich das Format eines kritischen Glossars dazu, über ausgewählte Stichwörter, die die Fat Studies ausmachen, aus globaler Perspektive zu schreiben, zum Beispiel über den → BMI als globale Maßeinheit von Körpergewicht oder über das Wort → »Schwabbeln«, das Fett in deutscher Sprache negativ besetzt. Wir plädieren daher für mehr transnationale Forschung, wie auch für örtlich spezifische Auseinandersetzungen mit Dicksein und Fat Studies. Denn während die Stigmatisierung und Diskriminierung dicker Menschen mittlerweile in Deutschland und (Kontinental-)Europa wahrgenommen und erforscht werden, findet eine apriorisch diskriminierungsfreie und nicht defizitorientierte Untersuchung der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Körperfett hier bislang kaum statt.

In den folgenden Glossareinträgen finden sich verschiedene Stimmen, Disziplinen und Zugänge zu den Fat Studies und Dicksein wieder. Diese Vielfalt wird besonders durch den Sprachgebrauch deutlich. Als Herausgeber*innen haben wir uns gegen einheitliche Vorgaben entschieden und den Autor*innen die Entscheidung überlassen, ob sie *fat*, fett, dick oder andere Bezeichnungen benutzen, ob sie sich stark an englischer Terminologie orientieren oder lieber deutsche Begriffe verwenden und teilweise selbst neue Bezeichnungen entwickeln. Die Flexibilität der Art und Weise, wie wir über Körpergewicht sprechen (können), ist kennzeichnend für die Dynamik der Fat Studies. Wie in den Beiträgen deutlich wird, ist das Feld höchst heterogen, so dass sich → Sprache und Denken nicht vereinheitlichen lassen, und das ist gut so.

Literatur

- Avemann, Katharina und Linda Kagerbauer. »Dicke Körper und Macht. Loo-kismus und Bodyismus in der Sozialen Arbeit«. *Fat Studies in Deutschland: Hohes Körpergewicht zwischen Diskriminierung und Anerkennung*, hg. von Lotte Rose und Friedrich Schorb, Beltz Juventa, 2017, S. 186-203.
- Bacon, Lindo. *Health at Every Size: The Surprising Truth About Your Weight*. Bella Books, 2008.
- Barlösius, Eva. *Dicksein: Wenn der Körper das Verhältnis zur Gesellschaft bestimmt*. Campus, 2014.
- Boero, Natalie. »Fat Kids, Working Moms, and the Epidemic of Obesity: Race, Class, and Mother-Blame«. *The Fat Studies Reader*, hg. von Esther Rothblum und Sondra Solvay, New York University Press, 2009, S. 113-119.
- Bordo, Susan. *Unbearable Weight: Feminism, Western Culture, and the Body*. University of California Press, 1993.
- Brownell, Kelly D., et al. Hg. *Weight Bias: Nature, Consequences, and Remedies*. Guilford Publications, 2005.
- Burgard, Deb. »What is ›Health at Every Size‹?«. *The Fat Studies Reader*, hg. von Esther Rothblum und Sondra Solovay, New York University Press, 2004, S. 42-53.
- Butler, Judith. *Bodies that Matter: On the Discursive Limits of ›Sex‹*. Routledge, 1993.
- Campos, Paul. *The Obesity Myth: Why America's Obsession with Weight is Hazardous to Your Health*. Gotham Books, 2004.

- Christel, Deborah A. »Fat Fashion: Fattening Pedagogy in Apparel Design«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 7, 1, 2018, S. 44-55, <https://doi.org/10.1080/21604851.2017.1360669>.
- Colls, Rachel und Bethan Evans. »Making Space for Fat Bodies? A Critical Account of the Obesogenic Environment«. *Progress in Human Geography* 38, 6, 2014, S. 733-753, <https://doi.org/10.1177/0309132513500373>.
- Cooper, Charlotte. *Fat and Proud: The Politics of Size*. The Women's Press, 1998.
- . »Maybe It Should Be Called Fat American Studies«. *Fat Studies Reader*, hg. von Esther Rothblum und Sondra Solovay, New York University Press, 2009, S. 327-333.
- . »Fat Studies: Mapping the Field«. *Sociology Compass* 4, 12, 2010, S. 1020-1034, <https://doi.org/10.1111/j.1751-9020.2010.00336.x>.
- . »Fat Lib: How Fat Activism Expands the Obesity Debate«. *Debating Obesity*, hg. von Emma Rich et al., Palgrave Macmillan, 2011, S. 164-191.
- . *Fat Activism: A Radical Social Movement*. Intellect Books, 2016.
- Crawford, Robert. »Healthism and the Medicalization of Everyday Life«. *International Journal of Health Services* 10, 3, 1980, S. 365-388.
- . »Health as a Meaningful Social Practice«. *Health* 10, 4, 2006, S. 401-420, <https://doi.org/10.1177/0273215306067310>.
- Crocker, Jennifer und Julie Garcia. »Self-Esteem and the Stigma of Obesity«. *Weight Bias: Nature, Consequences, and Remedies*, hg. von Kelly D. Brownell et al., Guilford, 2005, S. 165-174.
- Dietz, William H., et al. »Management of Obesity: Improvement of Health-Care Training and Systems of Prevention and Care«. *The Lancet* 385, 9986, 2015, S. 2521-2533, [https://doi.org/10.1016/S0140-6736\(14\)61748-7](https://doi.org/10.1016/S0140-6736(14)61748-7).
- Dyke, Elana. »Fat Liberation«. *Encyclopedia of Lesbian and Gay Histories and Cultures*, hg. von George Haggerty und Bonnie Zimmerman, Garland Publishing, 2000, S. 290-291.
- Ellin, Abby. »Big People on Campus«. *The New York Times*, 26. November 2006. <https://www.nytimes.com/2006/11/26/fashion/26fat.html>. Zugriff: 7. März 2022.
- Ellison, Jenny. »Weighing In: The Evidence of Experience and Canadian Fat Women's Activism«. *Canadian Bulletin of Medical History/Bulletin Canadien d'Histoire de la Médecine* 30, 1, 2013, S. 55-75, <https://doi.org/10.3138/cbmh.30.1.55>.
- Ernsberger, Paul. »Does Social Class Explain the Connection Between Weight and Health«. *The Fat Studies Reader*, hg. von Esther Rothblum und Sondra Solovay, New York University Press, 2009, S. 25-36.

- Fahs, Breanne. »Twenty Two: A Tale of Three Classrooms: Fat Studies and Its Intellectual Allies«. *The Fat Pedagogy Reader: Challenging Weight-Based Oppression Through Critical Education*, hg. von Erin Cameron und Constance Russell, Peter Lang, 2016, S. 221-229.
- Farrell, Amy Erdman. *Fat Shame: Stigma and the Fat Body in American Culture*. New York University Press, 2011.
- Fikkan, Janna L. und Ester Rothblum. »Is Fat a Feminist Issue? Exploring the Gendered Nature of Weight Bias«. *Sex Roles* 66, 9-10, 2011, S. 575-592, <http://doi.org/10.1007/s11199-011-0022-5>.
- Fischer, Sabine. »Gute Dicke – schlechte Dicke? – Wie die Haltung und das Verhalten professioneller Helfer zu Gewichtsdiskriminierung im Gesundheitswesen beitragen«. *Fat Studies in Deutschland: Hohes Körpergewicht zwischen Diskriminierung und Anerkennung*, hg. von Lotte Rose und Friedrich Schorb, Beltz Juventa, 2017, S. 219-229.
- Flegal, Katherine M., et al. »Association of All-cause Mortality with Overweight and Obesity Using Standard Body Mass Index Categories: A Systematic Review and Meta-analysis«. *JAMA* 309, 1, 2013, S. 71-82, <https://doi.org/10.1001/jama.2012.113905>.
- Forhan, Mary und Ximena Ramos Salas. »Inequities in Healthcare: A Review of Bias and Discrimination in Obesity Treatment«. *Canadian Journal of Diabetes* 37, 3, 2013, S. 205-209, <https://doi.org/10.1016/j.jcjd.2013.03.362>.
- Forth, Christopher E. »The Qualities of Fat: Bodies, History, and Materiality«. *Journal of Material Culture* 18, 2, 2013, S. 135-154, <https://doi.org/10.1177/1359183513489496>.
- . »France and the Fattened American: Animality, Consumption and the Logic of *Gavage*«. *Food, Culture & Society* 21, 3, 2018, S. 1-17, <https://doi.org/10.1080/15528014.2018.1451041>.
- . *Fat: A Cultural History of the Stuff of Life*. Reaktion Books, 2019.
- und Alison Leitch. Hg. *Fat: Culture and Materiality*. Bloomsbury, 2014.
- Foucault, Michel. *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung: Geschichte der Gouvernementalität I. Vorlesung am Collège de France 1977/1978*. Suhrkamp, 2006.
- . *Die Geburt der Biopolitik: Geschichte der Gouvernementalität II. Vorlesung am Collège de France 1978/1979*. Suhrkamp, 2006.
- Foxcroft, Louise. *Calories & Corsets: A History of Dieting over 2.000 Years*. Profile Books, 2011.
- Freespirit, Judy und Aldebaran. *Fat Underground: An Introduction to Fat Militancy*. The Fat Underground Collective, 1979.

- Frommeld, Debora. »Fit statt fett: Der Body-Mass-Index als biopolitisches Instrument«. *Curare: Zeitschrift für Medizinethnologie* 36, 1-2, 2013, S. 5-16.
- Gailey, Jeannine A. *The Hyper(in)visible Fat Woman: Weight and Gender Discourse in Contemporary Society*. Palgrave Macmillan, 2014.
- Gard, Michael und Jan Wright. *The Obesity Epidemic: Science, Morality, and Ideology*. Taylor & Francis, 2005.
- Gibson, Gemma. »Health(ism) at Every Size: The Duties of the ›Good Fatty‹«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 11, 1, 2022, S. 22-35, <https://doi.org/10.1080/21604851.2021.1906526>.
- Giel, Katrin E., et al. »Stigmatization of Obese Individuals by Human Resource Professionals: An Experimental Study«. *BMC Public Health* 12, 525, 2012, <https://doi.org/10.1186/1471-2458-12-525>.
- , et al. (2010). »Weight Bias in Work Settings – A Qualitative Review«. *Obesity Facts* 3, 1, 2010, S. 33-40, <https://doi.org/10.1159/000276992>.
- Gordon, Aubrey. *What We Don't Talk About When We Talk About Fat*. Beacon Press, 2020.
- Greco, Monica. »Wellness«. *Glossar der Gegenwart*, hg. von Ulrich Bröckling et al., Suhrkamp, 2004, S. 293-299.
- Greenhalgh, Susan. »Weighty Subjects: The Biopolitics of the US War on Fat«. *American Ethnologist* 39, 3, 2012, S. 417-487, <https://doi.org/10.1111/j.1548-1425.2012.01375.x>.
- Guthman, Julie. *Weighing In: Obesity, Food Justice, and the Limits of Capitalism*. University of California Press, 2011.
- . »Too Much Food and Too Little Sidewalk? Problematizing the Obesogenic Environment Thesis«. *Environment and Planning A: Economy and Space* 45, 1, 2013, S. 142-158, <https://doi.org/10.1068/a45130>.
- Harjunen, Hannele. *Neoliberal Bodies and the Gendered Fat Body*. Routledge, 2016.
- Hebebrand, Johannes und Claus Peter Simon. *Irrtum Übergewicht: Warum Diäten versagen und wir uns trotzdem leicht fühlen können*. Zabert Sandmann, 2008.
- Heintze, Christoph. Hg. *Adipositas und Public Health: Rahmenbedingungen, interdisziplinäre Zugänge und Perspektiven für erfolgreiche Präventionsstrategien*. Beltz Juventa, 2010.
- Herndon, April Michelle. *Fat Blame: How the War on Obesity Victimized Women and Children*. University Press of Kansas, 2014.
- Herrmann, Anja. »Einleitung«. *FKW//Zeitschrift für Geschlechterforschung und visuelle Kultur* 62, 2017, S. 5-14.

- . »So ein dicker Hund«. Zur Ambivalenz aufklärerischer Politiken im Kinderbilderbuch«. *Pädagogisierungen des Essens: Kinderernährung in Institutionen der Bildung und Erziehung, Familien und Medien*, hg. von Marc Schulz et al., Beltz Juventa, 2021, S. 180-194.
- . »Der Körper der Künstlerin. Kunstschaffen in der Intersektion von Fatness und Geschlecht«. *Widerspruch?! Medien, Praktiken und Räume des Widersprechens*, hg. von Magdalena Tonia Füllenbach et al., Reimer, im Erscheinen.
- Hester, Helen und Caroline Walters. Hg. *Fat Sex: New Directions in Theory and Activism*. Routledge, 2016.
- Hill, Susan E. *Eating to Excess: The Meaning of Gluttony and the Fat Body in the Ancient World*. Praeger, 2011.
- Joanisse, Leanne und Anthony Synnott. »Fighting Back: Reactions and Resistance to the Stigma of Obesity«. *Interpreting Weight: The Social Management of Fatness and Thinness*, hg. von Jeffery Sobal und Donna Maurer, De Gruyter, 1999, S. 49-70.
- Jordan, Henry A. »Behavioral Approaches to Obesity Treatment«. *Behavioral Management of Obesity*, hg. von Jean Storlie und Henry A. Jordan, Guilford Press, 1984, S. 1-18.
- Kargbo, Majida. »Toward a New Relationality: Digital Photography, Shame, and the Fat Subject«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 2, 2, 2013, S. 160-172, <https://doi.org/10.1080/21604851.2013.780447>.
- Karnik, Sameera und Amar Kanekar. »Childhood Obesity: A Global Public Health Crisis«. *International Journal of Preventive Medicine* 3, 1, 2012, S. 1-7.
- Kim, Tae Jun, et al. »Causation or Selection – Examining the Relation Between Education and Overweight/Obesity in Prospective Observational Studies: A Meta-Analysis«. *Obesity Reviews* 18, 6, 2017, S. 660-672, <https://doi.org/10.1111/obr.12537>.
- und Olaf von dem Knesebeck. »Income and Obesity: What is the Direction of the Relationship? A Systematic Review and Meta-analysis«. *BMJ Open* 8, 1, 2018, <https://bmjopen.bmj.com/content/8/1/e019862>.
- , et al. »Obesity Stigma in Germany and the United States – Results of Population Surveys«. *PLoS ONE* 14, 8, 2019, <https://doi.org/10.1371/journal.pone.0221214>.
- Kindinger, Evangelia. »I Wanna Be Fat: Healthism and Fat Politics in TLC's *My Big Fat Fabulous Life*«. *FKW//Zeitschrift für Geschlechterforschung und Visuelle Kultur* 62, 2017, S. 48-60.

- . »Body Positivity: Überlegungen zur kompromisslosen Selbstliebe und positiven Selbstdarstellung«. *Betrifft Mädchen: fat! (mädchen*)körper von gewicht* 32, 2, 2019, S. 58-64.
- . »Von Krankheit zu Schönheit: Der dicke Körper, Fat Studies und Fat Aktivismus«. *Alle Uns: Differenz, Identität, Repräsentation*, hg. von Simon Dickel und Rebecca Racine Ramershoven. Edition Assemblage, 2022, S. 41-63.
- Kreuzenbeck, Nora. »Nothing to Lose: Fat Acceptance-Strategien und Agency als Widerstand und Unterwerfung in den USA von der Mitte der 1960er bis in die frühen 1980er Jahre«. *Body Politics: Zeitschrift für Körpergeschichte* 3, 5, 2015, S. 111-134.
- Kühn, Hagen. *Healthismus: Eine Analyse der Präventionspolitik und Gesundheitsförderung in den USA*. Edition Sigma, 1993.
- LeBesco, Kathleen. *Revolting Bodies? The Struggle to Redefine Fat Identity*. University of Massachusetts Press, 2004.
- Lee, Jennifer A. und Cat J. Pausé. »Stigma in Practice: Barriers to Health for Fat Women«. *Frontiers in Psychology* 7, 30. Dezember 2016, <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2016.02063>.
- Lenz, M., et al. »The Morbidity and Mortality Associated with Overweight and Obesity in Adulthood: A Systematic Review«. *Deutsches Ärzteblatt International* 106, 40, 2009, S. 641-648.
- Levan, Lori Don. »Fat Bodies in Space: Controlling Fatness Through Anthropometric Measurement, Corporeal Conformity, and Visual Representation«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 3, 2, 2014, S. 119-129, <https://doi.org/10.1080/21604851.2014.889492>.
- Liebenstein, Stephanie von. »Introducing Fatness and Law – Discrimination, Disability, Intersectionality«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 10, 2, 2020, S. 81-100, <https://doi.org/10.1080/21604851.2020.1847868>.
- . »Fatness, Discrimination and Law: An International Perspective«. *The Routledge International Handbook of Fat Studies*, hg. von Cat Pausé und Sonya Renee Taylor, Routledge, 2021, S. 132-150.
- Luck-Sikorski, Claudia. »Stigmatisierung und internalisiertes Stigma bei Adipositas. Interventionsmöglichkeiten«. *Fat Studies in Deutschland: Hohes Körpergewicht zwischen Diskriminierung und Anerkennung*, hg. von Lotte Rose und Friedrich Schorb, Beltz Juventa, 2017, S. 86-96.
- Lupton, Deborah. »A Sociological Critique of the Health at Every Size Movement«. *Wordpress* 2012, <http://www.simplysociology.wordpress.co>

- m/2012/09/24/a-sociological-critique-of-the-health-at-every-size-move
ment/. Zugriff: 4. März 2022.
- . »Digital Media and Body Weight, Shape, and Size: An Introduction and Review«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 6, 2, 2017, S. 119-134.
- Lyons, Pat. »Prescription for Harm: Diet Industry Influence, Public Health Policy, and the »Obesity Epidemic««. *The Fat Studies Reader*, hg. von Esther Rothblum und Sondra Solovay, New York University Press, 2009, S. 75-87.
- Mackert, Nina. »I Want to Be a Fat Man/and With the Fat Men Stand« – US-Amerikanische Fat Men's Clubs und die Bedeutungen von Körperfett in den Dekaden um 1900«. *Body Politics: Zeitschrift für Körpergeschichte* 2, 3, 2014, S. 215-243.
- . »Nature always counts«. Kalorienzählen als Vorsorgetechnik in den USA des frühen 20. Jahrhunderts«. *Vorsorgen in der Moderne: Akteure, Räume und Praktiken*, hg. von Nicolai Hannig und Malte Thiessen, de Gruyter, 2017, S. 213-231.
- . »Work, Burn, Eat: Abilities of Calorimetric Bodies in the US, 1890-1930«. *Rethinking History* 23, 2, 2019, S. 189-209.
- . »Writing the History of Fat Agency«. *Body Politics: Zeitschrift für Körpergeschichte* 3, 5, 2015, S. 13-24.
- Makowski, Anna, et al. »Social Deprivation, Gender and Obesity: Multiple Stigma? Results of a Population Survey from Germany«. *BMJ OPEN* 9, 4, 2019, <http://dx.doi.org/10.1136/bmjopen-2018-023389>.
- Martschukat, Jürgen. *Das Zeitalter der Fitness: Wie der Körper zum Zeichen für Erfolg und Leistung wurde*. S. Fischer Verlag, 2019.
- Merta, Sabine. *Schlank! Ein Körperkult der Moderne*. Steiner, 2008.
- Metzl, Jonathan und Anna Kirkland. Hg. *Against Health: How Health Became the New Morality*. New York University Press, 2010.
- Michelberger, Melodie. *Body Politics*. Rowohlt, 2021.
- Monaghan, Lee F., et al. »Obesity Epidemic Entrepreneurs: Types, Practices and Interests«. *Body & Society* 16, 2, 2010, S. 37-71, <https://doi.org/10.1177/2F1357034X10364769>.
- Monaghan, Lee, et al. Hg. *Obesity Discourse and Fat Politics: Research, Critique and Interventions*. Routledge, 2014.
- Murray, Samantha. *The »Fat« Female Body*. Palgrave Macmillan, 2008.
- Newman, Emily L. *Female Body Image in Contemporary Art: Dieting, Eating Disorders, Self Harm, and Fatness*. Routledge, 2018.

- Ng, Marie, et al. »Global, Regional, and National Prevalence of Overweight and Obesity in Children and Adults During 1980-2013: A Systematic Analysis for the Global Burden of Disease Study 2013«. *The Lancet* 384, 9945, 2014, S. 766-781, [https://doi.org/10.1016/s0140-6736\(14\)60460-8](https://doi.org/10.1016/s0140-6736(14)60460-8).
- O'Hara, Lily und Jane Gregg. »Human Rights Casualties from the 'War on Obesity': Why Focusing on Body Weight Is Inconsistent with a Human Rights Approach to Health«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 1, 1, 2012, S. 32-46, <https://doi.org/10.1080/21604851.2012.627790>.
- Oliver, J. Eric. *Fat Politics: The Real Story Behind America's Obesity Epidemic*. Oxford University Press, 2006.
- Pantenburg, Birte, et al. »Medical Students' Attitudes towards Overweight and Obesity«. *PLoS One* 7, 11, 2012, <https://dx.doi.org/10.1371/journal.pone.0048113>.
- Papadopoulou, Stephanie und Leah Brennan. »Correlates of Weight Stigma in Adults with Overweight and Obesity: A Systematic Literature Review«. *Obesity* 23, 9, 2015, S. 1743-1760, <https://doi.org/10.1002/oby.21187>.
- Pausé, Cat. »X-Static Process: Intersectionality Within the Field of Fat Studies«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 3, 2, 2014, S. 80-85, <https://doi.org/10.1080/21604851.2014.889487>.
- , et al. Hg. *Queering Fat Embodiment*. Routledge, 2014.
- und Sonya Renee Taylor. »Fattening Up Scholarship«. *The Routledge International Handbook of Fat Studies*, hg. von Cat Pausé und Sonya Renee Taylor, Routledge, 2021, S. 1-18.
- Peters, Lauren Downing. »You Are What You Wear: How Plus-Size Fashion Figures in Fat Identity Formation«. *Fashion Theory* 18, 1, 2014, S. 45-71, <https://doi.org/10.2752/175174114X13788163471668>.
- Puhl, Rebecca M. und Kelly D. Brownell. »Confronting and Coping with Weight Stigma: An Investigation of Overweight and Obese Adults«. *Obesity* 14, 10, 2006, S. 1802-1815, <https://doi.org/10.1038/oby.2006.208>.
- und Chelsea A. Heuer. »The Stigma of Obesity: A Review and Update«. *Obesity* 17, 5, 2009, S. 941-964, <https://doi.org/10.1038/oby.2008.636>.
- und Young Suh. »Stigma and Eating and Weight Disorders«. *Current Psychiatry Reports* 17, 3, 2015, S. 552, <https://doi.org/10.1007/s11920-015-0552-6>.
- Ratliff, Jamie. »Drawing on Burlesque: Excessive Display and Fat Desire in the Work of Cristina Vela«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body*

- Weight and Society* 2, 2, 2013, S. 118-131, <https://doi.org/10.1080/21604851.2013.779557>.
- Rinaldi, Jen, et al. »Failure to Launch: One-Person-One-Fare Airline Policy and the Drawbacks to the Disabled-By-Obesity Legal Argument«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 10, 2, 2021, S. 144-159, <https://doi.org/10.1080/21604851.2020.1745359>.
- Rose, Lotte und Friedrich Schorb. Hg. *Fat Studies in Deutschland: Hohes Körpergewicht zwischen Diskriminierung und Anerkennung*. Beltz Juventa, 2017.
- Rothblum, Esther D. »Why a Journal on Fat Studies?« *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 1, 1, 2012, S. 3-5, <https://doi.org/10.1080/21604851.2012.633469>.
- . »Fat Studies«. *Fat Studies in Deutschland: Hohes Körpergewicht zwischen Diskriminierung und Anerkennung*, hg. von Lotte Rose und Friedrich Schorb, Beltz Juventa, 2017, S. 16-30.
- und Sondra Solovay. Hg. *The Fat Studies Reader*. New York University Press, 2009.
- Rugseth, Gro und Gunn Helene Engelsrud. »Staging Fatness«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 6, 3, 2017, S. 281-293, <http://doi.org/10.1080/21604851.2017.1298930>.
- Saguy, Abigail C. *What's Wrong with Fat?* Oxford University Press, 2013.
- und Anna Ward. »Coming Out as Fat: Rethinking Stigma«. *Social Psychology Quarterly* 74, 1, 2011, S. 53-75, <https://doi.org/10.1177%2F0190272511398190>.
- Schafer, Markus H. und Kenneth F. Ferraro. »The Stigma of Obesity: Does Perceived Weight Discrimination Affect Identity and Physical Health?«. *Social Psychology Quarterly* 74, 1, 2011, S. 76-97, <https://doi.org/10.1177%2F0190272511398197>.
- Schmidt-Semisch, Henning und Friedrich Schorb. Hg. *Kreuzzug gegen Fette: Sozialwissenschaftliche Aspekte des gesellschaftlichen Umgangs mit Übergewicht und Adipositas*. VS Verlag, 2008.
- Schmitt, Paulina und Lotte Rose. »Wie spricht Soziale Arbeit über Übergewicht?« *Fat Studies in Deutschland: Hohes Körpergewicht zwischen Diskriminierung und Anerkennung*, hg. von Lotte Rose und Friedrich Schorb. Beltz Juventa, 2017, S. 172-185.
- Schorb, Friedrich. »Rund ist gesund«. *Akzeptierende Gesundheitsförderung. Unterstützung zwischen Einmischung und Vernachlässigung*, hg. von Bettina Schmidt, Beltz Juventa, 2014, S. 195-206.
- . *Die Adipositas-Epidemie als politisches Problem: Gesellschaftliche Wahrnehmung und staatliche Intervention*. VS Springer, 2015.

- . »Dick ist kein Schimpfwort. Kollektive Strategien gegen Gewichtsdiskriminierung«. *Fat Studies in Deutschland: Hohes Körpergewicht zwischen Diskriminierung und Anerkennung*, hg. von Lotte Rose und Friedrich Schorb, Beltz Juventa, 2017, S. 31-52.
- . »Crossroad Between the Right to Health and the Right to Be Fat«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 10, 2, 2021, S. 160-171, <https://doi.org/10.1080/21604851.2020.1772651>.
- Schuckmann, Katharina und Lotte Rose. »Übergewicht als Thema der Jugendhilfe«. *Fat Studies in Deutschland: Hohes Körpergewicht zwischen Diskriminierung und Anerkennung*, hg. von Lotte Rose und Friedrich Schorb, Beltz Juventa, 2017, S. 204-218.
- Schwartz, Hillel. *Never Satisfied: A Cultural History of Diets, Fantasies, and Fat*. The Free Press, 1986.
- Seidell, Jacob C. und Jutka Halberstadt. »The Global Burden of Obesity and the Challenges of Prevention«. *Annals of Nutrition and Metabolism* 66, 2, 2015, S. 7-12, <https://doi.org/10.1159/000375143>.
- Shilling, Chris. *The Body and Social Theory*. Sage, 1993.
- Snider, Stefanie. »Introduction to the Special Issue: Visual Representations of Fat and Fatness«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 2, 2, 2013, S. 114-117, <https://doi.org/10.1080/21604851.2013.782250>.
- und Jason Whitesel. »Interactive Nature of Fat Activism and Fat Studies Within and Outside Academia«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 10, 3, 2021, S. 215-220, <https://doi.org/10.1080/21604851.2021.1886491>.
- Sobal, Jeffery. »Social Consequences of Weight Bias by Partners, Friends, and Strangers«. *Weight Bias: Nature, Consequences, and Remedies*, hg. von Kelly D. Brownell et al., Guilford, 2005, S. 150-164.
- . »Sociological Analysis of the Stigmatisation of Obesity«. *A Sociology of Food and Nutrition: The Social Appetite*, hg. von John Germov und Lauren Williams, Oxford University Press, 2017, S. 259-274.
- Solovay, Sondra und Esther Rothblum. »Introduction«. *The Fat Studies Reader*, hg. von Esther Rothblum und Sondra Solovay, New York University Press, 2009, S. 1-7.
- Stearns, Peter N. *Fat History: Bodies and Beauty in the Modern West*. New York University Press, 1997.
- Strings, Sabrina. *Fearing the Black Body: The Racial Origins of Fat Phobia*. New York University Press, 2019.

- Swinburn Boyd, A., et al. »The Global Syndemic of Obesity, Undernutrition, and Climate Change: The Lancet Commission Report«. *The Lancet* 393, 10173, 2019, S. 791-846, [https://doi.org/10.1016/S0140-6736\(18\)32822-8](https://doi.org/10.1016/S0140-6736(18)32822-8).
- Tingle, Elizabeth L. »Glimpses of Acceptance Through Problem Frames: An Analysis of the Lessons on Fatness in the Television Series *This is Us*«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society*, 2021, <https://doi.org/10.1080/21604851.2021.1996922>.
- Tolasch, Eva: »What's wrong with being fat?« Erzählung zum Dicksein von Menschen mit hohem Körpergewicht«. *Fat Studies in Deutschland: Hohes Körpergewicht zwischen Diskriminierung und Anerkennung*, hg. von Lotte Rose und Friedrich Schorb, Beltz Juventa, 2017, S. 97-122.
- Tomiyama, A. Janet, et al. »Associations of Weight Stigma with Cortisol and Oxidative Stress Independent of Adiposity«. *Health Psychology* 33, 8, 2014, S. 862-867, <https://doi.org/10.1037/hea000107>.
- Tomrley, Corinna und Ann Kaloski Naylor. *Fat Studies in the UK*. Raw Nerve Books, 2009.
- Turner, Bryan S. Hg. *Routledge Handbook of Body Studies*. Routledge, 2012.
- Vester, Katharina. »Regime Change: Gender, Class, and the Invention of Dieting in Post-Bellum America«. *Journal of Social History* 44, 1, 2010, S. 39-70, <https://doi.org/10.1353/jsh.2010.0032>.
- Villa, Paula-Irene. »Autonomie und Verwundbarkeit. Das Social Flesh der Gegenwart«. *Geschlecht im flexibilisierten Kapitalismus? Neue Ungleichheiten*, hg. von Ilse Lenz et al., VS Springer, S. 65-84.
- Wann, Marilyn. *Fat! So? Because You Don't Have to Apologize for Your Size!* Ten Speed Press, 1998.
- Wardle, Jane. »Eating Behaviour in Obesity«. *The Psychology of Food Choice*, hg. von Richard Shepher und Monique Raats, CABI, 2006, S. 375-388, <http://dx.doi.org/10.1079/9780851990323.0375>.
- Webb, Jennifer B., et al. »Fat is Fashionable and Fit: A Comparative Content Analysis of Fatspiration and Health at Every Size Instagram Images«. *Body Image* 22, 2017, S. 53-64, <https://doi.org/10.1016/j.bodyim.2017.05.003>.
- Weinstock Jacqueline und Michelle Krehbiel. »Fat Youth as Common Targets for Bullying«. *The Fat Studies Reader*, hg. von Esther Rothblum und Sondra Solovay, New York University Press, 2009, S. 120-126.
- WHO (World Health Organization). *Obesity: Preventing and Managing the Global Epidemic: Report of a WHO Consultation*. World Health Organization, 1998.

- Woolley, Dawn. »Aberrant Consumers: Selfies and Fat Admiration Websites«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 6, 2, 2016, S. 206-222, <https://doi.org/10.1080/21604851.2017.1242356>.
- Wu, Ya-Ke und Diane C. Berry. »Impact of Weight Stigma on Physiological and Psychological Health Outcomes for Overweight and Obese Adults: A Systematic Review«. *Journal of Advanced Nursing* 74, 5, 2018, S. 1030-1042, <https://doi.org/10.1111/jan.13511>.
- Zwick, Michael M., et al. Hg. *Übergewicht und Adipositas bei Kindern und Jugendlichen*. Springer VS, 2011.

Adipositas-Epidemie

Friedrich Schorb

1994 stellt das US-amerikanische Gesundheitsinstitut *Center for Disease Control and Prevention* (CDC) einen unerwarteten Anstieg des → Body-Mass-Index der US-Amerikanischen Bevölkerung fest. Everett Koop, Surgeon General unter Präsident Reagan, sprach in einer Presseerklärung angesichts dieser Zahlen erstmalig im Zusammenhang mit hohem Körpergewicht von einer Epidemie. Fast zeitgleich verglich der damalige Vorsitzende der *Obesity Society*, Xavier Pi-Sunyer, im Editorial einer medizinischen Fachzeitschrift den Gewichtsanstieg in den USA ebenfalls mit einer Epidemie. 1997 übernahm auch die WHO das Wording von der *obesity epidemic* und führte gleichzeitig ihre neuen niedrigeren BMI-Grenzwerte global verbindlich ein.

Epidemie bezeichnet den örtlich begrenzten Ausbruch einer Infektionskrankheit. Mit Blick auf das Körpergewicht wurde diese Definition bald schon wörtlich genommen. Im Frühjahr 2005 machte sich eine Gruppe von Expert*innen des CDCs auf den Weg in den US-Bundesstaat West Virginia, um dort Infektionsherde zu identifizieren und Ansteckungsketten nachzuvollziehen. Das Gesundheitsproblem, dem die *disease detectives* des CDC auf die Spur kommen sollten, war allerdings weder durch Viren noch durch Bakterien ausgelöst worden. Als der Report über den Stand der »Adipositas-Epidemie« in West Virginia schließlich veröffentlicht wurde, fand sich darin das kleine Einmaleins der → obesogenen Umweltfaktoren: Straßen ohne Gehwege, wenig Freizeitangebote, fettiges und süßes Kantinenessen in den Schulen und Betrieben, unzureichende Versorgung mit Obst und Gemüse in den Supermärkten, viele Fastfood-Restaurants, weitverbreitete Armut und Perspektivlosigkeit (Borger).

Auch Maßnahmen wie die, die 2008 in einigen Bezirken der Stadt Los Angeles ergriffen wurden, beruhen auf einer wörtlichen Auslegung des Epidemie-Begriffs in Bezug auf steigendes Körpergewicht. Der Süden der Stadt ist ausschließlich auf den motorisierten Individualverkehr ausgerich-

tet. Spielplätze und öffentliche Parks sind ebenso rar wie Supermärkte, die ein vollwertiges Sortiment anbieten. Die Bewohner*innen der Stadteile sind ärmer und der Anteil der Menschen mit hohem Körpergewicht größer als im wohlhabenderen Norden der Stadt. 2008 untersagte der Stadtrat von Los Angeles daher in seinen südlichen Bezirken die Ansiedlung neuer Fastfood-Restaurants. Die Idee dahinter: eine der vermeintlichen Ansteckungsherde der ›Adipositas-Epidemie‹ in einer besonders betroffenen Region zu neutralisieren. Die → Intervention scheiterte jedoch am eigenen Anspruch, die ›Adipositas-Epidemie‹ durch diesen Angriff auf die obesogene Umwelt zu besiegen. Denn wenige Jahre später hatte der Anteil an Menschen, deren BMI als gesundheitsgefährdend eingestuft wird, weiter zugelegt und zwar sowohl absolut als auch im Vergleich mit den Stadtvierteln ohne Fastfood-Verbot (Chandler).

Eine individuumszentrierte Variante der Epidemie-Bekämpfung im Kontext Körpergewicht geht auf die Arbeiten des Soziologen und Mediziners Nicholas Christakis zurück. Christakis ist für seine Forschung zur »sozialen Ansteckung« bekannt geworden. Auf Basis von Daten sozialer Netzwerke hatte er für die Polizei von Chicago eine Liste von Personen erstellt, die mit großer Wahrscheinlichkeit bald entweder Opfer oder Täter*innen von Gewaltverbrechen mit Schusswaffen würden, weil sie sich in gefährlichen Netzwerken aufhielten. 2007 veröffentlichte Christakis eine Studie, die wiederum auf Basis von Daten aus sozialen Netzwerken, belegen sollte, dass auch ein hohes Körpergewicht innerhalb der Peergroup sozial ansteckend sei (Christakis und Fowler). Als Reaktion auf die breite Rezeption der Ergebnisse seiner Studie legte Christakis dicken Menschen nahe, sich Freunde zu suchen, die entweder schon dünn sind oder es zumindest werden wollen.

Die rhetorische Etablierung der ›Adipositas-Epidemie‹ führte nicht nur zu ihrer wortwörtlichen Auslegung: auch was ihre möglichen Folgen betraf, waren der Fantasie bald keine Grenzen mehr gesetzt. Richard Carmona, Surgeon General unter Präsident George W. Bush, stellte den Anstieg des Körpergewichts als Gefahr für die nationale Sicherheit dar, die die Ereignisse des 11. Septembers 2011 in den Schatten stellen und die Verteidigungsfähigkeit der Nation untergraben würde. Studien behaupteten, dass im Jahr 2100 die gesamte Bevölkerung der USA einen BMI größer als 30 aufweisen werde. Der bevorstehende Rückgang der Lebenserwartung und der Zusammenbruch der Sozialsysteme als Folgen der ›Adipositas-Epidemie‹ in den entwickelten Ländern wurden zu Allgemeinplätzen.

Gerade als es so aussah, als ließe sich diese rhetorische Aufrüstung nicht mehr steigern, legte ein *Lancet Special Report* noch einmal nach: Die Kosten der ›Adipositas-Pandemie‹ seien mit denen aller Kriege und bewaffneter Konflikte weltweit vergleichbar. ›Adipositas‹, globale Erwärmung und Unterernährung seien Phänomene, die sich wechselseitig zu einer *global syndemic* verstärkten (Swinburn et al.). Mit dieser Behauptung knüpft der *Lancet*-Report an Veröffentlichungen an, die dicken Menschen schon Anfang der 2010er Jahre unter dem Label ›Globesity‹ vorwarfen, durch dieselben Konsummuster, die vorgeblich zu ihrem Gewichtsanstieg geführt hätten, nicht mehr nur für den Kollaps des Gesundheitswesens und den Rückgang der Lebenserwartung, sondern auch noch für den Welthunger und die Klimaerwärmung (mit)verantwortlich zu sein (Schorb). Die ›Adipositas-Epidemie‹ hat es damit von einer Metapher zur Universalerklärung für eine Vielzahl globaler Katastrophen gebracht: mit der Folge, dass sich heute noch die absurdesten Schuldzuweisungen an dicke Menschen mit einer wissenschaftlichen Aura schmücken dürfen.

Literatur

- Borger, Julia. »Little Exercise, Little Fresh Food. Now the US Government is Forced to Act on Obesity«. *The Guardian*, 4. Juni 2005, <https://www.theguardian.com/world/2005/jun/04/usa.julianborger>. Zugriff: 10. Februar 2022.
- Chandler, Adam. »Why the Fat-Food Ban Failed in South L.A.«. *The Atlantic*, 24. März 2015, <https://www.theatlantic.com/health/archive/2015/03/why-the-fast-food-ban-failed-in-south-la/388475/>. Zugriff: 10. Februar 2022.
- Christiakakis, Nicholas und James Fowler. »The Spread of Obesity in a Large Social Network«. *The New England Journal of Medicine* 357, 2007, S. 370-379, <https://doi.org/10.1056/NEJMsa066082>.
- Schorb, Friedrich. »Fat as a Neoliberal Epidemic: Analyzing Fat Bodies through the Lens of Political Epidemiology«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 11, 1, 2022, S. 70-82, <https://doi.org/10.1080/21604851.2021.1906524>.
- Swinburn Boyd A., et al. »The Global Syndemic of Obesity, Undernutrition, and Climate Change: The Lancet Commission Report«. *The Lancet* 393, 10173, 2019, S. 791-846, [https://doi.org/10.1016/S0140-6736\(18\)32822-8](https://doi.org/10.1016/S0140-6736(18)32822-8).

Weiterführend

Boero, Natalie. *Killer Fat: Media, Medicine and Morals in The American »Obesity Epidemic«*. Rutgers University Press, 2012.

Campos, Paul. *The Obesity Myth: Why Americas Obsession with Weight is Hazardous to Your Health*. Gotham Books, 2005.

Oliver, Eric. *Fat Politics: The Real Story behind America's Obesity Epidemic*. Oxford University Press, 2006.

Aktivismus

Tae Jun Kim

Dick, schön, gesund und glücklich? Was aus der Perspektive der öffentlichen Thematisierung von dicken Körpern als eine nahezu unmögliche Gleichung erscheint, wird seither von verschiedenen *fat*-aktivistischen Strömungen herausgefordert, die sich für die Rechte dicker Menschen einsetzen und der gesellschaftlichen Stigmatisierung und Ausgrenzung des Dickseins entgegenstellen.

Historisch aus der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung zunächst als NAAFA (anfangs noch die *National Association to Aid Fat Americans*, später die *National Association to Advance Fat Americans*) der späten 1960er und dem *Fat Underground* der frühen 1970er hervorgegangen, verpflichtet sich der *Fat*-Aktivismus darauf, hohes Körpergewicht, wie auch Körpergröße, als gleichberechtigten Teil menschlicher Vielfalt und Variation anzuerkennen. Zentral sind der Kampf gegen Stigma und Diskriminierung, die gesundheitliche Aufklärung im Sinne einer Entkoppelung von dick und ungesund sowie der Einsatz für eine positive Sichtbarkeit dicker Menschen, etwa in den Medien.

Trotz der gemeinsamen Ausrichtung daran, Dicksein nicht als ein moralisch verwerfliches Scheitern von Personen zu verstehen, sind *fat*-aktivistische Proteste vielfältig und in sich bisweilen auch widersprüchlich. So unterschiedlich wie die Bezeichnungen sind – beispielsweise *Fat Acceptance*, *Size Acceptance*, *Fat Liberation*, *Fativism*, *Fat Pride*, *Fat Power* und *Fat Activism* (Schorb 35) – so verschieden bleiben auch die (subversiven) Artikulationen und Strategien, derer sich Fett-Aktivist*innen bedienen. Auch wenn der hiesige Aktivismus für gewöhnlich mit dem Wunsch nach einem inklusiveren Gesundheitsbegriff assoziiert wird, der auch Körper hohen Gewichts miteinbezieht, indem argumentiert wird, dass sich die Gesundheit nicht an der äußeren Erscheinung des Menschen ablesen lasse, sondern auch das körperliche, emotionale und geistige Wohlbefinden miteinbeziehen müsse,

so lassen sich *fat*-aktivistische Sichtweisen nicht auf eine bloße Kritik am Medizinischen reduzieren. Denn ebenso wichtig ist auch der Kampf darum, das gegenwärtige Schlankeideal zugunsten einer vielfältigeren Definition des Schönen aufzubrechen und/oder den dicken Körper von seinen vielen und durchgängig negativen Bedeutungszuschreibungen zu befreien, die ihn gemeinhin als faul, undiszipliniert, unbeweglich, unmoralisch und dumm kategorisieren.

Fat-aktivistische Positionen verweisen im Anschluss an die Fat Studies daraufhin, dass der dicke Körper keineswegs eine ›objektive‹ Entität darstellt, die natürlicherweise existiert, sondern vielmehr etwas Historisch-diskursives beschreibt, das erst gesellschaftlich hervorgebracht wird (LeBesco 23). *Fat*-aktivistisch zu sein bedeutet somit zunächst, ein positives Verhältnis zum eigenen Körper herzustellen – eine Ermächtigung, die auf vielfältige Weise hergestellt werden kann: beispielsweise über die → sprachliche (Wieder-)Aneignung vormals abwertender und beleidigender Bezeichnungen, die Re-Definition einer Ästhetik des dicken Selbst oder die unterschiedliche Darstellung fetter Lebensweisen und Realitäten in → Kunst, visueller Kultur, → Tanz und → Theater.

Der positive Rückbezug zu einer gemeinsamen fetten → Identität ist allerdings nicht unproblematisch, geht doch die Re-Definition dessen, was nun als ›normal‹ zählt, mit neuen Grenzziehungen einher. Neue, ermächtigende Formen des Dickseins, so wie sie mehrheitlich durch *fat*-aktivistische Strategien vorangetrieben werden, können daher, wenn auch nicht immer intendiert, neue Ausschlüsse produzieren. So werden bisweilen diejenigen, die sich – aus welchen Gründen auch immer – nicht als fit, beweglich und erfolgreich präsentieren wollten oder konnten, von der Bewegung disqualifiziert (Cooper 191f.). In diesem Sinne warnen verschiedene *fat*-aktivistische Stimmen vor einer zu starken Rückkopplung an eine festgelegte dicke Identität, entfacht sich an ihr doch die Problematik, wer eigentlich für wen und aus welcher Position heraus spricht.

Charlotte Cooper plädiert in diesem Zusammenhang für einen Aktivismus, der sich nicht bloß in der positiven Umwendung des dicken Körpers erschöpft, sondern in der Lage wäre, auch Widersprüche auszuhalten: dass Dicksein manchmal gesund, aber auch krank sein kann; dass dicke Menschen fleißig und diszipliniert wie auch faul und unfit sein können, wie im übrigen schlanke Menschen auch (ebd. 43). Ebenso spricht sich Kathleen LeBesco (54) für eine solche »fluide Vorstellung« des Körpers aus, die es theoretisch erlauben würde, das Gewicht nicht länger als moralischen Maßstab des Erfolgs

und Scheiterns zu nehmen, sondern als etwas zu begreifen, das sich nun mal verändert und im Laufe des Lebens schwankt. Schließlich wäre für LeBesco eine spezifische fette Identität nicht mehr die Bedingung für den Aktivismus. Entscheidend sei hingegen eine politische Haltung, sich für die Rechte dicker Menschen und Körpervielfalt einsetzt, ganz gleich, wie viel jemand selbst auf die Waage bringt (Schorb 47).

Literatur

- Cooper, Charlotte. *Fat Activism: A Radical Social Movement*. HammerOn Press, 2016.
- LeBesco, Kathleen. »On Fatness and Fluidity: A Mediation«. *Queering Fat Embodiment*, hg. von Cat Pausé et al. Ashgate, 2014, S. 49-59, <https://doi.org/10.4324/9781315603285-10>.
- Saguy, Abigail C. und Anna Ward. »Coming Out as Fat: Rethinking Stigma«. *Social Psychology Quarterly* 74, 2011, S. 53-75, <https://doi.org/10.1177/0190272511398190>.
- Schorb, Friedrich. »Dick ist kein Schimpfwort. Kollektive Strategien gegen Gewichtsdiskriminierung«. *Fat Studies in Deutschland: Hohes Körpergewicht zwischen Diskriminierung und Anerkennung*, hg. von Lotte Rose und Friedrich Schorb, Beltz Juventa, 2017, S. 31-52.

Weiterführend

- Burgard, Deb, et al. »Are We Ready to Throw Our Weight Around? Fat Studies and Political Activism«. *The Fat Studies Reader*, hg. von Esther Rothblum und Sondra Solovay, New York University Press, 2009, S. 334-340.
- LeBesco, Kathleen. *Revolting Bodies? The Struggle to Redefine Fat Identity*. University of Massachusetts Press, 2004.
- Rothblum, Esther. »Fat Studies«. *Fat Studies in Deutschland: Hohes Körpergewicht zwischen Diskriminierung und Anerkennung*, hg. von Lotte Rose und Friedrich Schorb, Beltz Juventa, 2017, S. 16-30.

Alter(n)

Lotte Rose

Laut Bevölkerungsstatistiken zur → Gesundheit im Lebenslauf steigt das Körpergewicht mit steigendem Alter kontinuierlich an – bis zu einem Spitzenwert um das 65. Lebensjahr. Danach kommt es zu einem leichten Rückgang (Lechleitner 398). Das RKI konstatiert: »Fast 25 % aller Erwachsenen und etwa 6 % der → Kinder und Jugendlichen sind stark übergewichtig (adipös)« (201). Obwohl also empirisch nachweislich die älteren Bevölkerungsgruppen das höchste Körpergewicht haben, wird jedoch in den öffentlichen Debatten zur »Adipositas« vornehmlich das Gewicht der jüngeren, vor allem der Kinder dramatisiert. Der Diskurs verhält sich sozusagen umgekehrt proportional zur realen Prävalenz der Gewichtsraten in den verschiedenen Altersphasen. Offenbar wird hohes Körpergewicht je nach Alter gesellschaftlich anders gedeutet.

Während die Narrative zur Gesundheits- und Entwicklungsgefährdung von dicken Kindern elaboriert vorgetragen und → Präventionsanstrengungen hier intensiv sind (Schorb), finden wir dies in Bezug auf die Zielgruppe der Senior*innen weit weniger ausgeprägt (Meyer). Auch die Texte zu den Ursachen des hohen Körpergewichts klingen je nach Alter anders. Das Gewicht junger Menschen wird in den Massenmedien vorzugsweise auf Fehler in der Lebensführung und familialen Erziehung zurückgeführt, die selbstverantwortet sind: »falsches« → Essen, Bewegungsarmut, übermäßige → Mediennutzung (→ Junge). Die Gewichtszunahme der »Älteren« wird demgegenüber eher als nicht zu änderndes »biologisches Schicksal« konstruiert.

So wird angeführt, dass es schlicht die körperlichen Alterungsprozesse sind, die Senior*innen dicker werden lassen. Plausibilisiert wird dies damit, dass die Muskelmasse wegen der veränderten Hormonsituation und alters-typisch nachlassenden Bewegungsaktivitäten abnimmt. Infolgedessen sinkt wiederum der körperliche Grundumsatz, denn Fettzellen verbrauchen weniger → Kalorien als Muskelzellen. Es ist also ein schlichtes »Gesetz der Na-

tur«, dass Menschen schwerer werden, je länger sie leben. Angesichts solcher Narrative erscheint hohes Körpergewicht in der dritten Lebensphase relativ unspektakulär und geradezu als unvermeidbare, ›normale‹ Erscheinung des Alterns. Es wird »erwartet und auch akzeptiert« (Meyer 230). Aber wie lässt es sich erklären, dass hohes Körpergewicht in Abhängigkeit vom Lebensalter so unterschiedlich gedeutet wird?

Die relative Gelassenheit gegenüber dem ›dicken Lebensabend‹ lässt sich erstens als Indiz der subalternen Position von Alten in einer Gesellschaft lesen, in der Leistung, Unabhängigkeit und Macht zentrale Werte sind. Dies vermutet Christine Meyer: »Ältere Menschen werden weniger in der Gesellschaft wahrgenommen, und die Defizitperspektive (körperliche und geistige Abbauprozesse werden angenommen, ebenso nachlassende Kraft und Beweglichkeit) bestimmt den Diskurs zur Lebensphase Alter nach wie vor, so dass das Bild älterer Menschen eben nicht mit Dünn-Sein und damit zugeschriebener Vitalität, Beweglichkeit und Jugendlichkeit verbunden wird.« (Ebd.) Vermutlich spiegelt sich in der Entdramatisierung der Hochgewichtigkeit im Alter aber auch das allgemeine Unbehagen angesichts der Konfrontation mit der »näher kommenden Begrenztheit des Lebens« wider (ebd.).

Zweitens ist als Erklärungsansatz das gesellschaftliche Bild des ›asexuellen Alters‹ naheliegend. Wenn sich körperliche Funktionen verändern, lässt – dem alltagstheoretischen Konstrukt folgend – auch das sexuelle Begehren nach (Schultz-Zehden). Und wenn Sexualität und Begehren biografisch belanglos werden, scheint auch die Frage irrelevant, wie der eigene ›Körper aussieht. Weil körperliche Attraktivität und Sexualität so eng verquickt sind, fällt der als asexuell etikettierte, gealterte Körper aus dem Gefüge rigider Gewichtsnormierungen heraus. Die Altersstigmatisierung überlagert alles und lässt Schönheits- und Schlankheitszwänge, wie sie für andere Altersgruppen wirksam sind, für Senior*innen scheinbar bedeutungslos werden.

Drittens zeigt sich eine symptomatische Verschiebung im medizinischen Problemdiskurs, wenn es um das Gewicht im hohen Alter geht. So heißt es: Die Senior*innen-Gesundheit ist nicht mehr wie bei den jungen Bevölkerungsgruppen durch ›Überernährung‹ bedroht, sondern durch Mangel- bzw. Unterernährung. In kaum einem medizinischen, gerontologischen, ernährungs- oder pflegewissenschaftlichen Fachbuch wird hohes Körpergewicht im Alter problematisiert. Ganz im Gegenteil wird es hier sogar als Gesundheitsressource verhandelt, gewünscht und normalisiert, die die Lebenserwartung verbessert, zumindest bis zu einem gewissen Grad des Gewichts (Meyer 234). Als zentrales Ernährungsproblem des Alters markiert

die Geriatrie stattdessen die Gefahr der zu geringen Nahrungsaufnahme. Sie ist »bei älteren Menschen grundsätzlich infolge von altersassoziierten Veränderungen des Appetit- und Sättigungsverhaltens, Komorbiditäten, gastrointestinalen Funktionsstörungen, der Polypharmazie sowie psychosozialen und funktionellen Einschränkungen erhöht« (Lechleitner 399) und setzt vor allem Pflegeinstitutionen, aber auch die im Privaten pflegenden Menschen unter enormen Handlungsdruck.

So offenbaren sich gravierende altersspezifische Verwerfungen beim *framing* von Körpergewicht und Ernährung: Während in Kindheit, Jugend und Erwachsenenalter der schlanke Körper Gesundheit und Leistungsfähigkeit versinnbildlicht, kippt dies zum Lebensende hin. Jetzt droht Gefahr durch Gewichtsverlust und zu geringe Nahrungsaufnahme: genau wie zu Beginn des Lebens, wenn der Säugling, der zu wenig trinkt und nicht an Gewicht zunimmt, Anlass zu angstvollen Sorgen ist. Sichtbar wird damit, dass die gesellschaftlichen Verhandlungen des Körpergewichts und der Nahrungsaufnahme als Indikatoren von Gesundheit hochgradig altersgebunden sind.

Literatur

- Lechleitner, Monika. »Adipositas im Alter«. *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* 46, 5, 2013, S. 398-402, <https://doi.org/10.1007/s10354-016-0435-4>.
- Meyer, Christine. »Altersprozesse zwischen erwartetem hohem Körpergewicht und drohender Unterversorgung«. *Fat Studies in Deutschland: Hohes Körpergewicht zwischen Diskriminierung und Anerkennung*, hg. von Lotte Rose und Friedrich Schorb, Beltz Juventa 2017, S. 230-246.
- Robert Koch-Institut. *Gesundheit in Deutschland: Gesundheitsberichterstattung des Bundes*. RKI, 2015.
- Schorb, Friedrich. »Risiken und Nebenwirkungen der Ernährungserziehung von Kindern«. *Pädagogisierungen des Essens*, hg. von Marc Schulz et al., Beltz Juventa, 2021, S. 166-179.
- Schultz-Zehden, Beate. »Sexualität im Alter«. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 4-5, 2013, <https://www.bpb.de/apuz/153140/sexualitaet-im-alter>. Zugriff: 13. Februar 2022.

AspireAssist

Michael Penkler

Das 2016 in den USA zugelassene und inzwischen auch in Europa angewandte »AspireAssist« verspricht, eine einfache, effektive, und im Vergleich zu chirurgischen Verfahren minimalinvasive Methode zur Gewichtsabnahme zu sein. Bei diesem Verfahren wird unter Wachnarkose endoskopisch ein Schlauch in den Magen gelegt. Dieser führt vom Mageneintritt zu einem Ventil an der Bauchdecke. Mit einem angeschlossenen Gerät soll der*die Nutzer*in nach jeder Mahlzeit ganz diskret am Abort etwa ein Drittel der zugenommenen Nahrung in die Toilette »aspirieren«, also (prosaischer ausgedrückt) abpumpen. Durch die verringerte Aufnahme von Nahrung kann so bei regelmäßiger Nutzung eine deutliche Gewichtsreduktion erzielt werden (McCarty und Thompson).

Technologien wie das »AspireAssist« regen die moralische Imagination an und die Gemüter auf. So schreibt beispielsweise ein Blogger, das Gerät erlaube es Leuten, »sich am Buffet vollzustopfen, nur um dann am Klo nach 15 Minuten die frittierten Köstlichkeiten abzupumpen« (Beres). Auch andere Kommentator*innen befürchten, es handle sich um »medizinisch unterstützte Bulimie« oder eine bequeme Lösung für Leute, die nicht über den nötigen »Willen« verfügen, anderwärtig abzunehmen (Ahuja).

Gegenwärtiges Fat Shaming beruht häufig auf dem Argument, →Übergewicht gefährde die eigene und die kollektive →Gesundheit. Woher kommt dann diese teils heftige Kritik an einer Technologie, mit der sich erfolgreich Gewicht reduzieren lässt? Die Anthropologin Susan Greenhalgh argumentiert, dass *fat talk*, also eine moralisch besetzte Beschäftigung mit und Rede über Körpergewicht, allgegenwärtig sei. Unsere Gegenwartsgesellschaften seien geradezu besessen von Fettsein, Idealgewicht und Abnehmen. In meiner eigenen Arbeit habe ich gezeigt, wie Körpergewicht eine reiche Quelle moralischer Erzählungen ist: Wenn Individuen über ihr eigenes und das

Körpergewicht anderer sprechen, ist darin eine moralische Be- und oft auch Entwertung enthalten (Penkler).

Fettsein wird dabei oft als Zeichen gesehen, dass eine Person sich ›gehen ließe‹, undiszipliniert und unverantwortlich sei – also als Anzeichen moralischen Versagens. Ein schlanker, »fitter« → Körper wiederum fingiert in der »makeover culture« (Jones 1) als Beweis für Erfolg, Disziplin und Selbstkontrolle. Doch dafür muss er als das Ergebnis von Arbeit dargestellt werden: Um Überlegenheit zu markieren, muss der schlanke Körper ›verdient‹ werden. In diesem Zusammenhang erscheinen Geräte wie das »AspireAssist« als eine Form von Schummeln: Wer dick ist, solle sich gefälligst beherrschen und durch eigene harte Arbeit – mehr Bewegung, weniger → Essen – abnehmen.

Abwertende Äußerungen über das »AspireAssist« wie das oben angeführte Zitat speisen sich so aus einem ideologischen Diskurs, der dick sein mit mangelnder Selbstkontrolle und dünn sein mit erfolgreicher Selbstdisziplin und Arbeit am eigenen Körper assoziiert. Die Ironie daran ist, dass Körpergewicht im Gegensatz zu weit verbreiteten Annahmen tatsächlich oft nicht langfristig durch Verhaltensveränderungen veränderbar ist: Die überwiegende Mehrheit an Versuchen, Gewicht nachhaltig durch → Diäten zu verlieren, scheitert (Mann et al.). Abnehmversuche sind paradoxerweise vielmehr ein guter Prädiktor für eine Gewichtszunahme (Lowe et al.).

Die Annahme, jede*r könne abnehmen, wenn er*sie sich nur genug anstrengt, ist so mehr als fraglich – dient aber der Entwertung dicker Körper und der Reproduktion hegemonialer Ideale schlanker Körper und Subjekte. Das zeigt, wie wichtig es ist, nicht nur Körperbilder zu hinterfragen, sondern auch unsere gegenwärtigen Vorstellungen davon, was es heißt, ein ›würdiges‹ Subjekt zu sein und zu verkörpern.

Literatur

- Ahuja, Nitin K. »Is This Medical Bulimia? A New Medical Devisе Enables the Expulsion of Stomach Contents for Weight Loss. Are you Feeling Disgusted? Should You Be?«. *aeon*, 5. Dezember 2016. <https://aeon.co/essays/does-a-stomach-pump-for-weight-loss-fuel-the-obesity-stigma>. Zugriff: 14. Februar 2022.
- Beres, Derek. »Bizarre FDA-Approved Weight Loss System Encourages Eating Disorders«. *BIG THINK*, 17. Juni 2016, <https://bigthink.com/personal-gro>

- wth/fda-approved-weight-loss-system-is-a-sanctioned-eating-disorder/.
Zugriff: 14. Februar 2022.
- Greenhalgh, Susan. *Fat-Talk Nation: The Human Costs of America's War on Fat*. Cornell University Press, 2015.
- Jones, Meredith. *Skintight: An Anatomy of Cosmetic Surgery*. Berg, 2008.
- Lowe, Michael R., et al. »Dieting and Restrained Eating as Prospective Predictors of Weight Gain«. *Frontiers in Psychology* 4, 2013, S. 577-577, <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2013.00577>.
- Mann, Traci, et al. »Medicare's Search for Effective Obesity Treatments: Diets Are Not the Answer«. *American Psychologist* 62, 3, 2007, S. 220-233, <https://doi.org/10.1037/0003-066X.62.3.220>.
- McCarty, Thomas R. und Christopher C. Thompson. »The Current State of Bariatric Endoscopy«. *Digestive Endoscopy* 33, 3, 2021, S. 321-334, <https://doi.org/10.1111/den.13698>.
- Penkler, Michael. *On Gaining and Losing: Performances of Bodies and Selves in Body-weight Narratives*. Diss., Universität Wien, 2016.

Bariatrische Chirurgie

Michael Penkler

Bei der bariatrischen Chirurgie handelt es sich um Eingriffe zur Behandlung von sogenanntem ›krankhaften → Übergewicht‹ oder ›Adipositas‹. Die gängigsten Verfahren schränken die Nahrungsaufnahme ein, beispielsweise indem das Magenvolumen durch ein Magenband verkleinert wird, oder unterbinden einen Gutteil der Nahrungsaufnahme, indem etwa bei der biliopankreatischen Diversion Verdauungssekrete erst im unteren Teil des Dünndarms zugleitet werden. Im Gegensatz zu herkömmlichen Abnehmmethoden, bei denen eventuell erzielte Gewichtsreduktionen kaum über längere Zeiträume bestehen bleiben, sind chirurgische Eingriffe effektiver: Sie erzielen einen hohen Gewichtsverlust, der sich noch dazu oft langfristig halten lässt (O'Brien et al.). Allerdings gehen chirurgische Verfahren mit einem erheblichen Risiko akuter und chronischer Komplikationen einher und führen aufgrund der stark eingeschränkten Nahrungszufuhr häufig zu Mangelernährungszuständen. Sie sind zudem größtenteils irreversibel und benötigen oft erneute operative Eingriffe (ebd.).

Von den Fat Studies sind chirurgische Eingriffe häufig kritisch diskutiert worden: Es handle sich um schwere und hochriskante körperliche Eingriffe, nur um Dicksein als gesellschaftlich → stigmatisierten Zustand zu beheben. Hier werde im Namen einer moralisierenden Anti-Fett-Ideologie, die auf der (falschen) Vorstellung beruht, dass Fettsein per se krankmachend sei und daher medizinisch behoben werden müsse, dicken Körpern Gewalt angetan. So spricht Wann davon, dass es sich bei bariatrischen Eingriffen um eine »Verstümmelung gesunder Körperteile« (41) handle. Die Ablehnung bariatrischer Chirurgie richtet sich auch gegen Personen, die operiert wurden – so berichtet Cooper, dass diese in *fat activism*-Kontexten teils angefeindet und an den Pranger gestellt werden würden.

Diese starke Ablehnung kontrastiert mit (teils sehr) positiven Erfahrungsberichten von Personen, die sich einem bariatrischen Eingriff unterzogen ha-

ben. So berichtet Throsby, dass viele chirurgische Patient*innen ihren Eingriff und die damit verbundene Gewichtsabnahme als grundlegend positive Lebensveränderung empfinden – teilweise so weit, dass sie das Datum des Eingriffes als »Wiedergeburtstag« (118) feiern. Aufgrund des mit Dicksein verbundenen → Stigmas haben diese Patient*innen in der Regel schon unzählige erfolglose Abnehmversuche unternommen (→ Diäten). In einem Kontext, in dem hegemoniale Diskurse die Ausgestaltung des Körpergewichts nur als Frage von Selbstdisziplin und -kontrolle darstellen, wird das Unvermögen, Gewicht zu verlieren, oft als ein moralisches Scheitern der Person gefasst. Viele Patient*innen wünschen sich daher einen *technical fix*, der das Problem für sie endlich behebt und ihnen erlaubt, ein neues, diszipliniertes Selbst zu sein, das sozial anerkannt ist und hegemonialen (neoliberalen) Subjektvorstellungen genügt. Paradoxerweise wird so gerade die Unterwerfung unter ein medizinisches System, welche von den Fat Studies oft als Verobjektivierung dicker → Körper kritisiert wird, als befreiend erlebt.

Wie kann von Seiten der »critical fat studies« damit umgegangen werden, dass Abnehmen im Allgemeinen und chirurgische Eingriffe im Besonderen oft als ermächtigend empfunden werden? Handelt es sich um falsches Bewusstsein, welches dazu führt, dass sich dicke Subjekte einem ihnen Gewalt antuenden Disziplinarregime freiwillig unterwerfen?

Die »Adipositas«-Chirurgie als immer weiter verbreitete Körpertechnologie muss zweifellos im Kontext gesellschaftlicher Normierungen und einer prinzipiellen Entwertung dicker Subjektivität gesehen werden. Sie ist Teil einer hegemonialen *makeover culture*, in der ein (neoliberales) Selbstoptimierungsgebot zur hegemonialen Subjektivierungsweise wird, welches sich vorrangig gerade auch in der Körperarbeit manifestiert (Villa 249). Dennoch sollte die Macht von Körpergewichtsdiskursen und -praktiken nicht nur als rein repressiv verstanden werden. Deren Wirkmacht für Subjekte liegt auch in dem ermächtigenden Potential von Körperpraktiken begründet: Die Arbeit am eigenen Körper erlaubt es Subjekten, sich als konformes, diszipliniertes und autonomes Subjekt zu positionieren, das hegemonialen Subjektivierungsweisen entspricht (Penkler).

Die damit verbundene Selbstermächtigung ist so untrennbar in Herrschaftskonstellationen verstrickt (Villa 255), sollte aber nicht als illusorisch abgetan werden: Wir tun gut daran, dicken Leuten, die abnehmen (wollen), nicht ihre Handlungsmacht abzusprechen, indem wir sie rein als »Opfer« repressiver Diskurse darstellen oder ihnen gar wieder körperbezogene Schuldgefühle vermitteln. Eine Kritik an körper- und fettfeindlichen Strukturen sollte nicht

bestimmte Körper und Bedürfnisse, auch wenn diese wie jede Subjektivität von Macht durchzogen sind, ablehnen oder abwerten. Denn, um Adorno zu paraphrasieren: Es gibt keine richtigen Körper im Falschen. Es sind nicht individuelle Körper und ihre Bedürfnisse, sondern die gesellschaftlichen Verhältnisse, die kritisiert und verändert werden müssen, um einen Zustand zu erreichen, in dem eins »ohne Angst verschieden sein kann« (Adorno 43).

Literatur

- Adorno, Theodor. *Minima Moralia: Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. Suhrkamp, 2014.
- Cooper, Charlotte. *Fat Activism: A Radical Social Movement*. HammerOn Press, 2016.
- O'Brien, Paul E., et al. »Long-Term Outcomes After Bariatric Surgery: A Systematic Review and Meta-Analysis of Weight Loss at 10 or More Years for All Bariatric Procedures and a Single-Centre Review of 20-Year Outcomes After Adjustable Gastric Banding«. *Obesity Surgery* 29, 1, 2019, S. 3-14, <https://doi.org/10.1007/s11695-018-3525-0>.
- Penkler, Michael. *On Gaining and Losing: Performances of Bodies and Selves in Body-weight Narratives*. Diss., Universität Wien, 2016.
- Throsby, Karen. »Happy Re-birthday: Weight Loss Surgery and the »New Me«. *Body & Society* 14, 1, 2008, S. 117-133, <https://doi.org/10.1177/1357034X07087534>.
- Villa, Paula-Irene. »Habe den Mut, Dich Deines Körpers zu bedienen! Thesen zur Körperarbeit in der Gegenwart zwischen Selbstermächtigung und Selbstunterwerfung«. *Schön normal: Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst*, hg. von Paula-Irene Villa, transcript Verlag, 2008, S. 245-272, <https://doi.org/10.14361/9783839408896-011>.
- Wann, Marilyn. *Fat! So? Because You Don't Have to Apologize For Your Size!* Ten Speed Press, 2008.

Weiterführend

- Guthman, Julie und Melanie DuPuis. »Embodying Neoliberalism: Economy, Culture, and the Politics of Fat«. *Environment and Planning D: Society and Space* 24, 2006, S. 427-448, <https://doi.org/10.1068/d3904>.
- Jones, Meredith. *Skintight: An Anatomy of Cosmetic Surgery*. Berg, 2008.

Throsby, Karen. »I'd Kill Anyone Who Tried to Take my Band Away: Obesity Surgery, Critical Fat Politics and the ›Problem‹ of Patient Demand«. *Somatechnics* 2, 1, 2012, S. 107-126, <https://doi.org/10.3366/soma.2012.0044>.

Behinderung

Markus Dederich

Im heil- und sonderpädagogischen Diskurs über Behinderung in Deutschland wird hohes Körpergewicht bisher allenfalls am Rande thematisiert – wenn überhaupt, dann als individuelles Problem, verursacht durch Bewegungsmangel und unterentwickeltes Gesundheitsbewusstsein. Einen fatismuskritischen Diskurs gibt es nicht. Anders verhält es sich im englischsprachigen Raum. Hier wird das Verhältnis von Fat Studies und Disability Studies im Hinblick auf ihre theoretische und politische Bedeutsamkeit diskutiert (Kirkland, Mollow). In einigen Publikationen werden darüber hinaus auch verschiedene andere intersektionale Bezüge hergestellt, etwa zu den Differenzkategorien → Gender (Herndon) und → *race* (Mollow).

Wie sich die Zusammenhänge und Konvergenzen zwischen *disability* und *fatness* genau darstellen, ist – aus der Sicht der Disability Studies formuliert – abhängig vom jeweils zugrunde gelegten Verständnis von → Behinderung. Eines ist das sogenannte medizinische Modell, für dessen Überwindung sich Fat Studies und Disability Studies gleichermaßen einsetzen. Die Kritik richtet sich gegen den medizinischen Deutungsrahmen, der *disability* und *fatness* als individuelle Störungen oder Defekte konzipiert und in der Folge medikalisiert (Brandon und Pritchard). Im Rahmen des sozialen Modells der Disability Studies wird der analytische Fokus auf soziale Prozesse und gesellschaftliche Wirkzusammenhänge gerichtet. Dieses Modell entindividualisiert Behinderung und rückt diskriminierende gesellschaftliche Normen, Marginalisierung und die Herausbildung und Zementierung von Teilhabebarrieren in den Blick, etwa die unzureichende Zugänglichkeit von öffentlichen Räumen oder Kommunikationsbarrieren. Die Übertragung dieses Modells auf die Fat Studies bedeutet, *fatness* sozial und politisch zu rahmen. Aus einer individualisierenden und defizit- bzw. defektorientierten wird eine als soziale Konstruktion verstandene Kategorie (ebd.). In Anlehnung an das soziale Modell von Behinderung stellt Kirkland in ihren Überlegungen zum Verhältnis von Fat Stu-

dies und Disability Studies den Aspekt des Diskriminierungsverbots und der Gleichstellung heraus. Sie fordert, dass *fatness* als ein Modus von *disability* in das US-amerikanische *Americans with Disabilities Act* (ADA) aufgenommen bzw. dort Berücksichtigung finden sollte, damit ein rechtliches Instrument zur Bekämpfung von Diskriminierung und Benachteiligung zur Verfügung steht.

Nach dem kulturellen Modell der Disability Studies sind Behinderungen als negativ bewertete Abweichungen von sozialen und kulturellen Körnernormen zu verstehen. So zeigen beispielsweise Untersuchungen zur *fatphobia*, wie *fatness* mit negativen Attributen wie mangelnder Attraktivität, Faulheit und Willensschwäche aufgeladen werden. Im Unterschied zu Studien, die Prozesse der strukturellen Herstellung von Ungleichheit untersuchen und sich damit eng an die Analytik des sozialen Modells anlehnen, setzen kulturwissenschaftliche Arbeiten bei der Verkörperung von Differenz an und versuchen, historische und kulturelle Tiefendimensionen solcher Diskriminierungsprozesse freizulegen. In dieser Perspektive lässt sich beispielsweise zeigen, wie es im Bereich des Visuellen zu einer ästhetischen Abwertung abweichender → Körper kommt.

Noch einmal anders setzen Brandon und Pritchard mit ihrem »affirmation model« in den Disability Studies an. Es setzt auf eine identitätspolitische Umwertung von *fatness* und *disability*: Aus dem Kampf um Gleichstellung und der Erfahrung von Solidarisierung könne ein gruppenbezogenes, emanzipatorisch wirksames Selbstbewusstsein entstehen. Dieses Modell impliziert ebenfalls eine Zurückweisung der mehrheitsgesellschaftlichen Forderung, den eigenen Körper durch eigene Anstrengungen gemäß den gesellschaftlich definierten Körnernormen umzuformen. Vielmehr wird analog zum »disability pride« der auferlegten Normalisierung ein »fat pride« entgegengesetzt (Mollow).

Allerdings werden in der Literatur nicht nur Konvergenzen zwischen Fat Studies und Disability Studies thematisiert, sondern auch Unterschiede. So weisen Beigang u. a. darauf hin, dass im Gegensatz zu den meisten Behinderungen hohes Körpergewicht »als selbst verschuldet betrachtet [...] und mit einem Stigma belegt« wird (Beigang 60). Aufgrund der zugeschriebenen Eigenverantwortung können Menschen mit erhöhtem Körpergewicht anders als Menschen mit Behinderungen, »nur begrenzt auf gesellschaftlichen Rückhalt setzen, wenn sie sich gegen Benachteiligung zur Wehr setzen« (ebd.).

Trotz dieser Einschränkung kann es sich insgesamt als fruchtbar erweisen, die in den Disability Studies entwickelten Modelle von Behinderung auf

die Fat Studies zu übertragen. Sie eröffnen nicht nur analytisch lohnende Perspektiven, *fatness* sozial, politisch und kulturell zu rahmen, sondern auch, Behinderung und *fatness* auf intersektionale Verschränkungen hin zu untersuchen.

Literatur

- Beigang, Steffen, et al. »Eine Frage von Gewicht. Gründe für unterschiedliches Reaktionsverhalten bei erfahrener Diskriminierung«. *Wissen schafft Demokratie: Schriftenreihe des Instituts für Demokratie und Zivilgesellschaft* 2, 2017, S. 52-63, <https://doi.org/10.19222/201702/6>.
- Brandon, Toby und Gary Pritchard. »Being fat◀: A Conceptual Analysis Using Three Models of Disability«. *Disability & Society* 26, 1, 2011, S. 79-92, <https://doi.org/10.1080/09687599.2011.529669>.
- Herndon, April. »Disparate but Disabled: Fat Embodiment and Disability Studies«. *NWSA Journal* 1, 3, 2002 S. 120-137, <http://www.jstor.org/stable/4316927>. Zugriff: 30. Dezember 2020.
- Kirkland, Anna. »What's at Stake in Fatness as a Disability?«. *Disability Studies Quarterly* 26, 1, 2006. <https://dsq-sds.org/article/view/648/825>. Zugriff: 14. November 2020, <http://dx.doi.org/10.18061/dsq.v26i1.648>.
- Mollow, Anna. »Disability Studies Gets Fat«. *Hypatia: A Journal of Feminist Philosophy* 30, 1, 2015, S. 199-216, <https://doi.org/10.1111/hypa.12126>.

Weiterführend

- Dederich, Markus. *Körper, Kultur und Behinderung: Eine Einführung in die Disability Studies*. transcript Verlag, 2012, <https://doi.org/10.1515/9783839406410>.
- Goodley, Dan. *Dis/ability Studies: Theorising Disablism and Ableism*. Routledge, 2014, <https://doi.org/10.4324/9780203366974>.

The Biggest Loser

Evangelia Kindinger und Katharina Vester

In der amerikanischen Reality TV-Show *The Biggest Loser* treten seit 2004 als ›übergewichtig‹ vorgeführte Kandidat*innen in einem 15 Wochen dauernden Wettbewerb gegeneinander an. Wer in der Zeit prozentual das meiste Gewicht verliert, also ›the biggest loser‹ ist, gewinnt nicht nur das Preisgeld von \$ 250.000, sondern angeblich auch, wie die Show kontinuierlich insinuiert, Gesundheit, Glück und Selbstwertgefühl. Die Serie lief mit 17 Staffeln (von 2004 bis 2016) auf dem amerikanischen Sender NBC und hat Lizenzen in über 35 andere Länder verkauft. In Deutschland läuft die Show seit 2009, zuerst auf Pro 7, dann Kabel 1 und jetzt Sat. 1. Seit 2020 ist *The Biggest Loser* in den USA wieder zu sehen (auf USA Network). Die Show hat sich über die Jahre zu einer eigenen millionenschweren Marke entwickelt, die über verschiedene Zwischenhändler Diät-Kochbücher, → Fitness-DVDs, Protein Shakes und Ähnliches vertreibt.

Wie so viele andere Diätdiskurse präsentiert sich *The Biggest Loser* als heilbringend und ermächtigend. Die Kandidat*innen werden vermeintlich trainiert, ihre Körper, die als außer Kontrolle und undiszipliniert dargestellt werden, zu kontrollieren – das heißt, ein Gewicht zu erreichen, das als ›normal‹ präsentiert und Norm gesetzt wird. Eingerahmt durch (oft pseudo-)wissenschaftliche Expert*innen-Diskurse leben die Kandidat*innen für begrenzte Zeit zusammen in einem privaten Diät-Camp (*Biggest Loser Ranch*), einer strikt kalorienkontrollierten Umgebung. Hier müssen sie sich bis zu acht Stunden täglich schwerem körperlichem Training unterziehen, sich in verschiedenen Diätpraktiken unterweisen lassen und Herausforderungen stellen, die ihre Entschlossenheit und ihr Durchhaltevermögen testen sollen. In dieser Zeit werden die Kandidat*innen weitgehend von der Außenwelt isoliert.

Die Expert*innen-Diskurse stellen hohes Körpergewicht als eine lebensbedrohliche Konstitution dar, die eine sofortige und radikale → Intervention verlangt (Bernstein und St. John 26). Die oft grenzüberschreitenden Metho-

den der Trainer*innen, wie zum Beispiel das Beschimpfen der Kandidat*innen, übergreifige ›Hilfestellungen‹ und abschätzigte Bemerkungen werden dadurch legitimiert, dass sie notwendig seien, um die Kandidat*innen vor den Konsequenzen ihres Gewichts zu bewahren und sie zum Abnehmen zu motivieren. Durch öffentliches Wiegen (→ Waage), für das sich die Kandidat*innen vor ihren Mitstreiter*innen und dem Fernsehpublikum weitgehend entkleiden, angeblich objektiven Messmethoden wie Fitness-Armbändern und spielinhärenten Regeln (Teams sind nur so stark wie ihre schwächsten Mitglieder), werden die Mitspielenden dazu angehalten, sich selbst permanent zu überwachen und zu disziplinieren. Öffentliche Demütigungen durch die gestellten Aufgaben, verbaler Missbrauch und emotionale Erpressung, die angeblich dem Wohl der Kandidat*innen dienen, sind wiederholt von Kritiker*innen angemahnt worden (28).

Die Sendung ist 2016 von NBC kommentarlos eingestellt worden. Vermutlich eine Reaktion auf sinkende Zuschauer*innenzahlen und eine Reihe von Skandalen: wie zum Beispiel einer 2016 veröffentlichten Langzeitstudie, die die Kandidat*innen der achten Staffel medizinisch begleitete und feststellte, dass nach dem Ende der Staffel die meisten nicht nur ihr Ursprungsgewicht wieder erlangten, sondern sogar zugenommen hatten. Die Studie weist nach, dass die radikale Diät und das intensive Training auf der *Biggest Loser Ranch* den Metabolismus der Kandidat*innen nachhaltig gestört habe (Kolata). Auch kamen die Diät-Praktiken, die *The Biggest Loser* propagierte, ins Kreuzfeuer. Insider*innen berichteten von ungesunden Praktiken wie langen Saunagängen vor dem öffentlichen Einwiegen, Diätpillen und Blut im Urin eines Kandidaten, verursacht durch Fasten und Dehydrierung (Gilbert). Die Serie geriet weiter unter Beschuss als Rachel Frederickson die 15. Staffel mit weniger als 48 Kilogramm gewann, nachdem sie in nur 15 Wochen beinahe 60 Prozent ihres Körpergewichts verloren hatte.

In Deutschland wird dem Format kaum kritische Aufmerksamkeit geschenkt, die zwölfte Staffel (2021) ist weiterhin erfolgreich in allen Altersgruppen. Die Boulevard-Presse berichtet zwar, dass Kandidat*innen zu ihrem Ausgangsgewicht zurückkehren und von den Gefahren für den Stoffwechsel, dennoch zieht die Sendung weiterhin mit dem Versprechen der Erlösung und der spektakulären Inszenierung dicker Körper: »*The Biggest Loser* ist in seinen schlimmsten Momenten kaum zu ertragen mit all den Männerbrüsten, hängenden Bäuchen und → schwabbelnden Oberarmen, die Sat. 1 nicht verhüllt, sondern brutal bloßlegt. Doch am Ende sieht man stets, dass diese Show Menschen verändert. Und womöglich damit sogar Leben rettet« (Strobel). Der

gängige Diskurs in Deutschland ist von → *healthism* und der angeblich notwendigen Stigmatisierung dicker Menschen bestimmt, denn nur durch das alarmierende Zurschaustellen der ›schwabbeligen‹ Körper kann Dicksein als Warnung inszeniert werden und der lebensrettende, didaktische Duktus erhalten bleiben.

Wie Studien gezeigt haben, diszipliniert *The Biggest Loser* nicht nur seine Kandidat*innen, sondern auch seine Zuschauer*innen. Eine Studie hat nachgewiesen, dass eine Steigerung von Vorurteilen gegenüber ›Übergewichtigen‹ bereits nach dem Schauen einer Episode gemessen werden konnte (Domhoff et al.). Darüber hinaus wird, wie Bernstein und St. John anmerken, unaufhörlich ein direkter Zusammenhang von Gewichtsabnahme mit Gesundheit, Schönheit und Lebensqualität hergestellt, die im Endeffekt nicht nur die Kandidat*innen, sondern auch die Zuschauenden dahingehend diszipliniert, ihre Körper permanent zu beobachten und zu kontrollieren, immer im Glauben auf diese Weise ebenfalls gesünder, schöner und glücklicher zu werden (26).

Literatur

- Bernstein, Beth und Matilda St. John. »The Biggest Loser«. *Health at Every Size* 20, 1, Spring 2006, S. 25-30.
- Domhoff, Sarah E., et al. »The Effects of Reality Television on Weight Bias: An Examination of The Biggest Loser«. *Obesity* 20, 5, 2012, S. 993-998, <https://doi.org/10.1038/oby.2011.378>.
- Gilbert, Sophie. »The Retrograde Shame of *The Biggest Loser*«. *The Atlantic*, 29.01.2020. <https://www.theatlantic.com/culture/archive/2020/01/the-retrograde-shame-of-the-biggest-loser/605713/>. Zugriff: 1. Februar 2021.
- Kolata, Gina. »After ›The Biggest Loser,‹ Their Bodies Fought to Regain Weight«. *The New York Times Online*, 2. Mai 2016. <https://www.nytimes.com/2016/05/02/health/biggest-loser-weight-loss.html>. Zugriff: 10. Februar 2021.
- Strobel, Beate. »In Zeiten von Corona ist ›The Biggest Loser‹ Mahnung und Hoffnungsmacher zugleich«. *FOCUS Online*, 29.03.2020. https://www.focus.de/kultur/kino_tv/focus-fernsehclub/tv-kolumne-in-zeiten-von-corona-ist-the-biggest-loser-mahnung-und-hoffnungsmacher-zugleich_id_11822722.html. Zugriff: 16. Juni 2021.

Weiterführend

- Grey, Stephanie H. »Contesting the Fit Citizen: Michelle Obama and the Body Politics of *The Biggest Loser*«. *The Journal of Popular Culture* 49, 2016, S. 564-581, <https://doi.org/10.1111/jpcu.12415>.
- Klos, Lori A., et al. »Losing Weight on Reality TV: A Content Analysis of the Weight Loss Behaviors and Practices Portrayed on *The Biggest Loser*«. *Journal of Health Communication* 20, 6, 2015, S. 639-646, <https://doi.org/10.1080/10810730.2014.965371>.
- Ouellette, Laurie und James Hay. *Better Living through Reality TV: Television and Post-Welfare Citizenship*. Blackwell Publishing, 2008.

Body-Mass-Index

Friedrich Schorb

Der belgische Astronom und Statistiker Adolphe Quetelet begründete Mitte des 19. Jahrhunderts die Soziale Physik. In seinem Hauptwerk *Sur l'homme et le développement de ses facultés, ou Essai de physique sociale* von 1842 wollte er zeigen, dass soziale Phänomene, gleichermaßen wie biologische, innerhalb einer Gesellschaft immer normalverteilt sind; dass also jede Gesellschaft ein gewisses Maß an Suiziden, Scheidungen, unehelichen Geburten, Diebstählen und Morden aufweist; und dass sich unerwünschte Phänomene weniger durch moralphilosophische Erörterungen als durch statistische Gesetzmäßigkeiten erklären und mittels empirisch basierter Kenntnisse von Kausalzusammenhängen dann auch beeinflussen lassen. Ein, wenn auch für Quetelets Arbeiten eher unbedeutendes Detail bei der Konstruktion seines *homme moyen* genannten statistischen Durchschnittsmenschen, war die Konzeption eines größenunabhängigen Körpergewichts. Quetelet hatte Datensätze über Gewicht und Größe von schottischen Rekruten ausgewertet und festgestellt, dass sich mit Hilfe der Formel kg/m^2 eine Normalverteilung für ihr relatives Körpergewicht ergibt. Für Quetelet selbst blieb der nach ihm benannte Index nur eine Randnotiz.

Mehr als ein Jahrhundert später – die Sorge um Fett in der Nahrung und am → Körper war da längst zum gesellschaftlichen Dauerthema geworden – griff der Ernährungswissenschaftler Ancel Keys den in Vergessenheit geratenen Quetelet-Index wieder auf und gab ihm den griffigen Namen Body-Mass-Index (BMI). Keys präsentierte die neue alte Formel als Alternative zu den damals üblichen Definitionen eines hohen Körpergewichts: den nach → Alter, Geschlecht und Körperbau differenzierenden Größe- und Gewichtstabellen der *Metropolitan Life Insurance* (kurz *MetLife*), die in den USA und darüber hinaus bis in die 1970er Jahre genutzt wurden, um ein (zu) hohes Körpergewicht zu definieren. Diese Tabellen waren aus mehreren Gründen umstritten. Zum einen beruhten sie auf Befragungsdaten, die als chronisch unzu-

verlässig gelten, weil Selbstangaben oft sozial erwünscht sind. Zum anderen war die Gruppe der Versicherungsnehmer*innen nicht repräsentativ für die Gesamtbevölkerung. WASPS (*White Anglo Saxon Protestants*) aus der Mittel- und Oberschicht waren im Versichertenkollektiv über-, alle anderen Bevölkerungsgruppen hingegen deutlich unterrepräsentiert. Darüber hinaus waren die umständlichen Tabellen, die nicht nur nach Geschlecht und Körpergröße, sondern auch noch nach drei verschiedenen Körperbautypen unterschieden, alles anders als alltagstauglich. Trotz seiner klaren Präferenz hatte Keys ein ambivalentes Verhältnis zum BMI. Keys kritisierte, dass der BMI nur indirekt etwas über die Fettmasse aussagen könne. Tatsächlich haben auch sehr muskulöse Menschen einen hohen BMI. Vor allem aber störte sich Keys daran, dass der BMI überhaupt nichts über die Fettverteilung aussagen kann, die aber für die Frage nach gesundheitlichen Risiken entscheidend ist (Rasmusen).

Trotz seiner offensichtlichen Mängel hat sich der BMI als globales Instrument zur Bestimmung körperrgewichtbedingter Gesundheitsrisiken durchgesetzt. Die heute gültigen BMI-Grenzwerte tragen maßgeblich zur Wahrnehmung der »Adipositas-Epidemie« bei. Konkreter: Sie bilden ihre numerische Grundlage. Denn die Behauptung, dass die Bevölkerungsmehrheit in den entwickelten Ländern und womöglich bald auch in Entwicklungsländern aufgrund eines zu hohen Körpergewichts gesundheitlich gefährdet ist, basiert auf zwei grundlegenden Voraussetzungen: 1. der Akzeptanz der BMI-Formel als geeignetem Messinstrument für diese gesundheitliche Gefährdung und 2. dem globalen Einverständnis, dass ein BMI 25 den Grenzwert für »Übergewicht« und ein BMI 30 den Grenzwert für »Adipositas« bilden. Diese Festlegung wurde Mitte der 1990er Jahre durch die Weltgesundheitsorganisation WHO getroffen, obwohl die behaupteten gesundheitlichen Gefahren durch epidemiologische Ergebnisse nicht bestätigt werden konnten (Oliver). Die weltweite Vereinheitlichung der Grenzwerte, nicht zuletzt auf Druck der Pharmaindustrie, hatte zur Folge, dass in den USA über Nacht 35 Millionen Menschen, die bis dahin als »normalgewichtig« galten, zu »Übergewichtigen« deklariert wurden (Kuczumski und Flegal). Dies freilich ist kein Alleinstellungsmerkmal des BMI: auch die Werte für Blutdruck, Blutzucker, Blutfett oder die Knochendichte wurden und werden regelmäßig abgesenkt. Anders als diese Parameter aber ist ein hohes relatives Körpergewicht nicht nur für das Personal im Gesundheitswesen, sondern für alle offensichtlich und geht mit einer charakterlichen Bewertung einher.

Die Kritik am BMI weist heute über medizinische Fragestellungen hinaus. So kritisieren *fat rights*-Aktivist*innen (→ Aktivismus, → *Fat Rights*), dass die standardmäßige Erhebung des BMI in Krankenhäusern, Arztpraxen und Schulen Menschen pauschal in gesund und ungesund, richtig und falsch, Gewinner und Verlierer teilt. Dies habe schwerwiegenden Folgen für ihr Selbstwertgefühl, ihre Körperwahrnehmung und ihre Stellung in der Gesellschaft. Zudem führe der Einsatz des BMI als Standarddiagnose zu einer schlechteren gesundheitlichen Versorgung dicker Menschen, weil ihre Beschwerden und Anliegen nicht ernst genommen, und ihnen stattdessen pauschal eine Gewichtsabnahme angeraten würde. Neuerdings wird diese Einschätzung auch von einer fraktionsübergreifenden Gruppe von Abgeordneten des britischen Unterhauses geteilt. Sie forderten im April 2021, den BMI binnen Jahresfrist aus dem britischen Gesundheitssystem zu verbannen, da seine Verwendung Gewichtsdiskriminierung fördere sowie zu Essstörungen, Körperbildstörungen und einer Verschlechterung der psychischen Gesundheit beitrage (House of Commons). Statt weiterhin den BMI als Indikator für die menschliche Gesundheit zu nutzen, wollen die Autor*innen des Berichts *Public Health England* und den *National Health Service* davon überzeugen, zukünftig lieber auf einen von → Health at Every Size inspirierten Ansatz zu setzen.

Literatur

- House of Commons Women and Equalities Committee. *Changing the Perfect Picture: An Inquiry into Body Image. Sixth Report of Session 2019-21*. House of Commons, 2021.
- Kuczmarski, Robert J. und Katherine M. Flegal. »Criteria for Definition of Overweight in Transition: Background and Recommendations for the United States«. *The American Journal of Clinical Nutrition* 72, 5, 2000, S. 1074-1081, <https://doi.org/10.1093/ajcn/72.5.1074>.
- Oliver, Eric. *Fat Politics: The Real Story behind America's Obesity Epidemic*. Oxford University Press, 2006.
- Quetelet, Adolphe. *A Treatise on Man and the Development of his Faculties: A Facsimile Reproduction of the English Translation of 1842*. Scholars' Facsimiles & Reprints, 1969.
- Rasmussen, Nicolas. »Downsizing Obesity. On Ancel Keys, the Origins of BMI, and the Neglect of Excess Weight as a Health Hazard in the United States

From the 1950s to 1970s«. *Journal of the History of Behavioral Sciences* 55, 2019, S. 299-318, <https://doi.org/10.1002/jhbs.21991>.

Weiterführend

Klotter, Christoph. *Adipositas als wissenschaftliches und politisches Problem zur Geschichtlichkeit des Übergewichts*. Asanger, 1990.

Schorb, Friedrich. *Dick, doof und arm? Die große Lüge vom Übergewicht und wer von ihr profitiert*. Droemer Knauer, 2009.

Body Positivity

Alexandra Hauke

Der Begriff ›Body Positivity‹ zieht seit der Entwicklung sozialer → Medien wie Instagram und Snapchat in den 2010er Jahren rege Aufmerksamkeit auf sich. Die Body Positivity-Bewegung wird seither von Influencer*innen, Models sowie Berühmtheiten aus Film und Fernsehen unterstützt, deren Botschaft es ist, auf kulturell perpetuierte und schwer erreichbare Schönheitsideale – vor allem für Frauen – aufmerksam zu machen und diese aufzubrechen. Durch die Diversifizierung öffentlich sichtbarer Körpertypen im Sinne von Größe, Form und Gewicht soll mehr Akzeptanz für nicht-normative → Körper sowie deren vermeintliche ›Makel‹ – z.B. Dehnungsstreifen, Cellulite oder Beinbehaarung – geschaffen werden. Durch neue Diskurse über diese ›ganz normalen‹ Attribute und Veränderungen menschlicher Körper und Haut sollen diese normalisiert werden und dadurch weniger Diskriminierung und Spott erfahren. Im Zentrum von Body Positivity steht also nicht nur eine verstärkte transmediale Repräsentation von Körperdiversität, sondern auch ein Aufruf zur Umschreibung gesellschaftlicher Erwartungshaltungen, die wiederum als Fundament weitgreifender problematischer Sozialstrukturen, zum Beispiel der Diätkultur, dienen (→ Diäten). Daraus ergibt sich das eigene Körperbild als wichtiges Standbein der Body Positivity, denn Selbstliebe ist für Vertreter*innen der Bewegung ein zentraler Aspekt der Körperakzeptanz.

Diese Idee geht unter anderem zurück auf Autorin Connie Sobczak und Psychotherapeutin Elizabeth Scott, die 1996 *The Body Positive* gründeten, eine gemeinnützige Organisation, die Menschen beibringt, auf ihre Körper zu hören und von ihnen zu lernen. Das Projekt strebt an, schädlichen Auswirkungen von negativem Körperbild – darunter Ess- und Angststörungen, Depression, Selbstverletzung, Selbstmord, Drogenmissbrauch und häusliche Gewalt – ein Ende zu setzen (›Our Work‹). Dieses Ziel sollen Anhänger*innen von *The Body Positive* durch fünf Kernkompetenzen erreichen, nämlich durch die Wiedergewinnung ihrer → Gesundheit, das Praktizieren von Selbstfürsorge,

das Kultivieren von Selbstliebe, das Proklamieren ihrer eigenen authentischen Schönheit und dem Beitreten oder Gründen einer Gemeinschaft (»The 5 Competencies«). Sobczaks und Scotts Bemühungen finden viel Zuspruch und tragen rühmlich dazu bei, dass durch die Aufmerksamkeit auf Body Positivity Themen rund um Körperakzeptanz sowie Prozesse der Körperdiversifizierung normalisiert werden.

Body Positivity erfährt in den letzten Jahren aber auch umfassende Kritik. Hauptaugenmerke der Popularisierung der Bewegung im Mainstream ist ihre dadurch oft ausgeklammerte politische Geschichte, deren Wurzeln nicht zuletzt in den Bürgerrechtsbewegungen der USA der 1960er Jahre liegen und somit in Bestrebungen der Fat Acceptance- sowie der Fat Liberation-Bewegung. Die Entstehung von Body Positivity geht somit auf eine Reihe dicker Aktivist*innen wie Judy Freespirit, Sara Aldebaran und Bill Fabrey zurück. Letzterer spielt eine besonders bedeutende Rolle, denn er rief 1969 die *National Association to Aid Fat Americans* (heute: *National Association to Advance Fat Acceptance*) sowie 1991 als Co-Gründer das *Council on Size and Weight Discrimination* ins Leben, welches bis heute für die Rechte von dicken Amerikaner*innen im Medizin-, Berufs-, und Mediensektor kämpft. Neben weiteren gemeinnützigen Organisationen dieser Art, zum Beispiel *Fat Underground* (gegründet 1972), sind vor allem die Beiträge dicker, Schwarzer, → queerer Frauen wie Margaret K. Bass und Johnnie Tillmon zur Entstehungsgeschichte von Body Positivity hervorzuheben.

Der politische → Aktivismus dieser und anderer Individuen und Institutionen, die sich im späten 20. Jahrhundert in den USA des Kampfes gegen Körperdiskriminierung annahmen, lag dabei auf Gleichberechtigung durch das Anerkennen der sozio-politischen Benachteiligung von Dicksein sowie dem Zusammenspiel dieser und anderer vermeintlich minderwertiger → Identitätskategorien, z.B. Schwarzer Hautfarbe und/oder queerer Sexualität, welches eine weitere Potenzierung von Diskriminierung mit sich bringt (seit 1989 durch Kimberlé Crenshaw als → Intersektionalität bekannt). Kritiker*innen der modernen Body Positivity zeigen auf, dass der Begriff – geschweige denn die Bewegung – mittlerweile wenig Spuren der diversen Entstehungsgeschichte der Fat Acceptance aufweist, da ein Großteil der heute bekannten body positive-Influencer*innen weiß, heterosexuell und schlank bis kurvig ist, jedoch nicht dick oder fett (→ *Curvy*). Diese weitreichende Auslöschung von Diversität führt dazu, dass sich Body Positivity immer weniger mit der politischen Ebene von Menschenrechten und Gleichberechtigung als mit umstrittenen Definitionen von Gesundheit und Schönheit zu befassen scheint,

welche die Ausgrenzung von als sozial inakzeptabel angesehenen Körpertypen noch weiter bestärken.

Autorin und Aktivistin Aubrey Gordon macht darauf aufmerksam, dass nicht nur schlanke Menschen mit ihrem Körperbild und Selbstwertgefühl zu kämpfen haben. Dicken Menschen geht es genauso; allerdings erfahren sie überdurchschnittliche Diskriminierung am Arbeitsplatz, im Gesundheitswesen, in der Verkehrsbeförderung sowie der Behandlung von Essstörungen und vielen anderen Bereichen, die schlanken Menschen meist erspart bleibt (5). Gordon klammert dabei die signifikante Arbeit von *The Body Positive* nicht aus, macht aber klar, dass eine Einschränkung des Begriffs ›Body Positivity‹ auf weiße, kurvige Frauen oder dünne Frauen, die aufgrund unrealistischer gesellschaftlicher Erwartungen fälschlicherweise als fett bezeichnet werden, die Bewegung immer weiter von ihren inklusiveren Wurzeln entfernt und dadurch z.B. Fettphobie fördert. Sie schlägt ein Umdenken Richtung Körpergerechtigkeit (*body justice*) vor – einer Bewegung, die jedem Individuum körperliche Eigenverantwortung zugesteht und sozio-politische Komplexitäten sichtbarer und unsichtbarer Identitätskategorien unterstützt.

Literatur

- Gordon, Aubrey. *What We Don't Talk About When We Talk About Fat*. Beacon Press, 2020.
- »Our Work«. *The Body Positive*, 2021. <https://thebodypositive.org/our-work/>. Zugriff: 3. Dezember 2021.
- »The Five Competencies«. *The Body Positive*, 2021. <https://thebodypositive.org/5-competencies/>. Zugriff: 3. Dezember 2021.

Weiterführend

- Chastain, Ragen. *The Politics of Size: Perspectives from the Fat Acceptance Movement*. Praeger, 2014/2015.
- Johansson, Anna. »Fat, Black and Unapologetic: Body Positive Activism Beyond White, Neoliberal Rights Discourses«. *Pluralistic Struggles in Gender, Sexuality, and Coloniality*, hg. von Erika Alm et al., Palgrave Macmillan, 2021, S. 113-146, https://doi.org/10.1007/978-3-030-47432-4_5.
- Strings, Sabrina. *Fearing the Black Body: The Racial Origins of Fat Phobia*. University Press, 2019.

COVID-19

Nina Mackert

Anfang März 2021, auf dem Höhepunkt der dritten Welle der COVID-19-Pandemie in Deutschland, bemühte sich ein Artikel in der *Süddeutschen Zeitung* um eine Richtigstellung. COVID-19 sei nicht die »Naturgewalt«, deren Entstehung »im fernen Asien« und mithin außerhalb unserer Verantwortung läge. Im Gegenteil: »Gewichtige Gründe für die Dramatik der Pandemie [sind] weder exotisch noch neu«, hieß es dort. Man fände sie »auf [den] Sofas« der Republik. Für die Mehrheit der schweren Verläufe von COVID-19 seien Vorerkrankungen verantwortlich, die auf »Fehlernährung und Bewegungsmangel« zurückgingen. Ergo: »Ein großer Teil der schweren Covid-Fälle wären prinzipiell vermeidbar« (Uhlmann).

Auf solche und ähnliche Weise wird Dicksein (→ »Übergewicht«) hier, wie in zahllosen weiteren Kontexten der Pandemie, als → Risikofaktor für einen schweren Krankheitsverlauf, eine Klinikbehandlung oder gar den Tod an und mit COVID-19 in Stellung gebracht. Zwar gibt es bisher wenig belastbare Studien und auch in der Medizin zunehmend Kritik an einer Gleichsetzung von *fatness* und Krankheit, aber trotzdem gilt »Adipositas« als eine der »Vorerkrankungen«, die schwere Verläufe von COVID-19 wahrscheinlicher machen (Pausé et al. 2-3). Wer dick ist, so die Botschaft, gefährdet sich selbst – und, mehr oder minder implizit, auch die zahlende Solidargemeinschaft, das Gesundheitssystem sowie den »Volkskörper«. Weil, wie es heißt, »jedes Kilo zählt [im Kampf gegen COVID-19]« (Palata), sollen Maßnahmen Abhilfe schaffen, die am Konsumverhalten des Individuums ansetzen, wie etwa eine Ernährungsumstellung oder Werbeverbote für Süßigkeiten (Uhlmann; Pausé et al. 3).

Es ist nur auf den ersten Blick überraschend, dass der »Krieg gegen Fett« selbst in Zeiten einer pandemischen Infektionskrankheit nicht ins Stocken gerät. Abstandhalten, Maskentragen und Quarantäne waren zunächst ungewohnte Regeln der → Krankheitsprävention in einer Gesellschaft der »Zivili-

sationskrankheiten«, in der es vorher wesentlich um eine persönliche Verantwortung fürs Krankwerden durch einen ungesunden Lebensstil ging (→ *Healthism*). Aber die Problematisierung von Dicksein fungiert auch in ›Corona-Zeiten‹ als Mittel, die Verantwortung für Krankheitsvulnerabilität auf dicke Menschen zu verlagern. Dies zeigt sich in Debatten um die Risiken von schweren COVID-19-Verläufen, in denen nicht Ungleichheit oder mangelnde Ausstattung staatlicher Gesundheitssysteme, sondern u.a. Dicksein als individuelles, vermeidbares Problem in den Vordergrund rückt (Pausé et al. 3).

Dicksein als vermeidbarer Risikofaktor lenkt die Aufmerksamkeit auf individuelle Un/Fähigkeiten, anstatt auf privatisierte und unterfinanzierte Gesundheitssysteme, mangelnden Arbeitsschutz, soziale Ungleichheit, Rassismus, schlechte Wohnverhältnisse und Umweltbelastungen. Dass etwa in den USA Afroamerikaner*innen von Corona deutlich stärker betroffen sind als Weiße, wird in Studien und deren medialer Rezeption unter anderem mit einer höheren Prävalenz von ›Adipositas‹ erklärt. Wie Sabrina Strings argumentiert, wird auf diese Weise der strukturelle Rassismus ausgeblendet, der unter anderem den Zugang von BIPOC (*Black, Indigenous and People of Color*) zu Gesundheitsversorgung, Krankenversicherung, und sicheren Arbeitsplätzen begrenzt. Mehr noch, indem ein schwerer COVID-19-Verlauf als individuell verschuldetes Problem konturiert wird, werden einmal wieder nicht-weiße → Körper zum Problem erklärt und so Rassismus fortgeschrieben. Hier wird deutlich, wie die Pathologisierung von Dicksein untrennbar mit Rassismus, Klassismus und Ableismus verschränkt ist (→ Intersektionalität).

Die Konzeption von Dicksein als vermeidbares Risiko für einen schweren COVID-19-Verlauf ist dabei nicht nur problematisch, weil dicke Menschen dann als selbst schuld gelten, wenn sie schwer erkranken. Sie kann durchaus auch eine Frage von Leben und Tod sein: dann nämlich, wenn Ärzt*innen auf den Intensivstationen darüber entscheiden müssen, wer beatmet wird und wer nicht. Wenn Dicksein per se mit einem höheren Sterblichkeitsrisiko verbunden ist, kann es zum Faktor werden, mit dem Patient*innen von einer lebensrettenden Behandlung ausgeschlossen werden (Pausé et al. 4). Kampagnen wie *#We4FatRights*, die von der Gesellschaft gegen Gewichtsdiskriminierung gestartet wurde, und *#NoBodyisDisposable* kämpfen gegen die Diskriminierung dicker Menschen in Triage-Praktiken.

#NoBodyisDisposable forderte ebenfalls, dass COVID-19-Risikogruppen schnellstmöglichst Zugang zu einer Impfung bekommen. Dass dieser Zugang beim Dicksein über den BMI reguliert wurde (in Deutschland zählten diejenigen mit einem BMI von über 40 zur Priorisierungsgruppe zwei, dieje-

nigen mit einem BMI über 30 zur Gruppe drei), zeigt, wie ambivalent solche Risikopraktiken sein können. Sie können zu bestimmten Rechten führen, die aber nur innerhalb der Unterwerfung unter pathologisierende Kategorien, in diesem Fall den BMI und das Label ›adipös‹, valide werden. Samantha Grasso fasst zusammen, wie ein Umgang mit diesem Dilemma aussehen kann:

»Part of it feels like I'm gaming the system, because I know that it's flawed and yet I'm choosing to benefit from it anyway – why validate the use of BMI despite all the reasons to invalidate it? But ultimately, I've taken the position that is: ›FUCK BMI literally every other day, except in this once instance, where it might protect fat people for once instead of hurt us.«

Literatur

- Grasso, Samantha. »I'm Getting Vaccinated Because of Fatphobia«. *DiscourseBlog.com*, 2. Februar 2021. <https://discourseblog.com/bmi-covid-vaccine/>. Zugriff: 14. Februar 2022.
- Palata, Luboš. »Czech Republic: Obesity is Big Factor in Fight against COVID-19«. *DW.com*, 14. April 2021. <https://p.dw.com/p/3rxOL>. Zugriff: 10. Mai 2021.
- Pausé, Cat, et al. »Resisting the Problematization of Fatness in COVID-19: In Pursuit of Health Justice«. *International Journal of Disaster Risk Reduction* 54, 2021, <https://doi.org/10.1016/j.ijdr.2020.102021>.
- Strings, Sabrina. »It's Not Obesity. It's Slavery. We Know Why Covid-19 is Killing so Many Black People«. *NYTimes.com*, 25. Mai 2020. <https://www.nytimes.com/2020/05/25/opinion/coronavirus-race-obesity.html>. Zugriff: 14. Februar 2022.
- Uhlmann, Berit. »Doppelte Pandemie«. *Süddeutsche Zeitung*, 6./7. März 2021.

Weiterführend

- Mackert, Nina und Maren Möhring. »Prävention, *ability* und Verantwortung in Zeiten von Corona«. *Geschichte und Gesellschaft* 46, 3, 2020, S. 443-455.
- Martschukat, Jürgen. »I can't breathe. Atemnot als Normalzustand«. *Die Corona-Gesellschaft: Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft*, hg. von Michael Volkmer et al., transcript Verlag, 2020, S. 277-285, <https://doi.org/10.14361/9783839454329-027>.

Curvy

Evangelia Kindinger

Curvy wird zur Selbst- und Fremdbeschreibung dicker, hauptsächlich weiblich konnotierter → Körper in den → Medien verwendet, zum Beispiel in der Casting Show *Curvy Supermodel – Echt. Schön. Kurvig.* (2016). Als Euphemismus und positiver Gegenentwurf zu umstrittenen Bezeichnungen wie ›dick‹ oder ›fett‹, wird *curvy* unter anderem als Maßnahme der (*plus-size*-) → Modeindustrie verwendet, um Mode jenseits der Konfektionsgröße 42 zu bewerben. Im deutschen Sprachraum wird *curvy* oft abwechselnd mit ›kurvig‹ benutzt, auch wenn die Bekleidungsindustrie das scheinbar eingängigere, englische Wort bevorzugt. Das Wort, so Lauren Downing Peters, dient primär dazu, die Härte anderer stigmatisierender und unbeliebter Bezeichnungen sanft aufzufangen, »to soften the blow« (50). Gleichzeitig markiert dieser Begriff dicke Körper als ›anders‹, da sie anscheinend eine besondere linguistische Klassifikation erfordern.

Curvy unterstreicht die Form des beschriebenen Körpers, die auch als Sanduhrfigur bekannt ist und in westlichen Gesellschaften, während des viktorianischen Zeitalters oder in den 1950ern als weibliches Körperideal angestrebt wurde (vgl. Banner). Dieses Körperideal ist, wie die meisten, ambivalent; durch die Betonung großer Brüste und voller Hüften, also der Kurven, wird der als weiblich gelesene Körper sexualisiert. Diese Sexualisierung wird zum Beispiel in den Körperkategorien verschiedener Dating-Portale gespiegelt, in denen Frauen *curvy* zur Selbstbeschreibung benutzen können, um sich und ihren Körper anzupreisen (oft wird auch ›Rubensfrau‹ oder ›-figur‹ verwendet, wobei diese Kategorie stärker fetischisiert ist). Neben dieser Sexualisierung wird der kurvige Körper, besonders wegen der Betonung der Brüste und Hüften, auch als mütterlich gelesen. Die ambivalente Symbolkraft der Kurven wurde nach dem Zweiten Weltkrieg instrumentalisiert, um Frauen auf ihre vermeintlich natürliche Rolle als Hausfrau und → Mutter zu begrenzen (vgl. Stukator 198).

Somit weist *curvy* eine interessante historische Komponente auf, denn der kurvige Körper scheint besonders attraktiv zu sein, wenn er als nicht-moderner und nicht-emanzipierter Körper inszeniert und verstanden wird. *Curvy* geht als akzeptables Dicksein durch, weil die kurvige Figur Weiblichkeit und Natürlichkeit suggeriert und somit → Gender-Normierungen nicht in Frage stellt. Das Zusammenspiel zwischen *curvy* und einer stark überzeichneten Weiblichkeit und Sexualisierung wird heute besonders von → queeren *Fat*-Aktivist*innen beklagt. »[M]ein Fett und meine Kurven entwerten nicht meine Gender-Identität oder meine Maskulinität« (169), schreibt Sam Dylan Finch in Bezug auf die Glorifizierung und Verweiblichung von kurvigen Körpern, die nicht-binäre, trans oder superfette Dicke ausschließen.

Ganz im Sinne dieser Glorifizierung und im Gegensatz zu Finch, hat Model Angelina Kirsch ihren Ratgeber *Rock Your Curves! Lerne Deine Kurven Lieben!* besonders für dicke Frauen verfasst, oder besser gesagt, für kurvige Frauen. Darin stellt sie ihre Entscheidung für die Bezeichnungen *kurvig/curvy* als naheliegend dar, denn → »XXL-Frauen, Rubensfrauen, Übergrößen und Plus-Size«, diese Bezeichnungen seien »furchtbar« und reduzierend: »Mir gefällt das Wort ›kurvig‹ sehr, denn es ist überhaupt nicht abwertend. Es hört sich liebevoll an, verheißungsvoll, wertvoll. Und die englische Form klingt noch ein bisschen frecher« (48). Besonders Kirschs Verständnis von *curvy* als Ausdruck von Wert und Anerkennung macht die Signifikanz deutlich, die eine patriarchal-geprägte Gesellschaft der Sichtbarkeit von Weiblichkeit zuschreibt (Gailey).

Diese positive Konnotation von Kurven und der damit zugehörigen Weiblichkeit und Attraktivität wird auch im ersten Magazin für »die kurvige Frau« benutzt. *the Curvy Magazine* verwendet dieses Wording, um sich von anderen Frauen- und Modemagazinen abzugrenzen. Wie die Chefredakteurin Carola Niemann in der ersten Printausgabe von Juni/Juli 2018 schreibt: »Seit mehreren Jahren träume ich davon, ein Magazin für uns zu machen – für uns kurvige Frauen. Für Frauen, die leider viel zu oft mit ihrer Figur hadern, weil die Modeindustrie ihnen einen verzerrten Spiegel vorhält« (5). *the Curvy Magazine* verpflichtet sich dem Diskurs der → Body Positivity und Mode wird hier ganz im Sinne des Postfeminismus als emanzipatorisches Instrument eingesetzt; ein Instrument, mit dem ›kurvige Frauen‹ an der (deutschen) Gesellschaft teilnehmen und sich selbstverwirklichen können: »Die Körper, die hier ›gestattet‹ sind, sind ›curvy‹, nicht fett – es sind zudem Körper, die immer produktiv, aktiv und modisch gekleidet sind« (Kindinger 58).

Als sprachliche Strategie umgeht *curvy* das → Stigma ›fett‹. Dies kann positive Auswirkungen auf das Selbstverständnis dicker Frauen haben; in den Medien wird durch diese Kategorie die Teilhabe an der Mode- und Schönheitsindustrie versprochen, während der dicke Körper weiterhin normiert wird. Wer jedoch über die unsichtbare Kurve des Annehmbaren kommt, der* die ist zu dick, ungesund, unmodisch und letztendlich ausgeschlossen. Um auf die Worte von Kirsch zurückzukehren: das ist mehr als frech.

Literatur

- Banner, Lois W. *American Beauty*. Alfred A. Knopf, 1983.
- Finch, Sam Dylan. »My Trans Masculinity Has Curves, Fat, and Attitude«. *Things No One Will Tell Fat Girls: A Handbook of Unapologetic Living*, hg. von Jes Baker, Seal Press, 2015, S. 166-169.
- Gailey, Jeannine A. *The Hyper(in)visible Fat Woman: Weight and Gender Discourse in Contemporary Society*. Palgrave Macmillan, 2014, <https://doi.org/10.1057/9781137407177>.
- Kindinger, Evangelia. »Von Krankheit zu Schönheit: Der dicke Körper, Fat Studies und Fat Aktivismus«. *Alle Uns: Differenz, Identität, Repräsentation*, hg. von Simon Dickel und Rebecca Racine Ramershoven. Edition Assemblage, 2022, S. 41-63.
- Kirsch, Angelina. *Rock Your Curves! Lerne Deine Kurven Lieben!* Gräfe und Unzer, 2018.
- Niemann, Carola. »Welcome«. *the Curvy Magazine*, Juni/Juli 2018, S. 5.
- Stukator, Angela. »It's Not Over Until the Fat Lady Sings«: Comedy, the Carnivalesque, and Body Politics«. *Bodies Out of Bounds: Fatness and Transgression*, hg. von Jana Braziel Evans und Kathleen LeBesco. University of California Press, 2001, S. 197-213.

Weiterführend

- Peters, Lauren Downing. »You Are What You Wear: How Plus-Size Fashion Figures in Fat Identity Formation«. *Fashion Theory* 18, 1, 2012, S. 45-77, <https://doi.org/10.2752/175174114X13788163471668>.
- Silver, Anna Krugovoy. *Victorian Literature and the Anorexic Body*. Cambridge University Press, 2002.

Diäten

Katharina Vester

Diäten sind spezifische Ernährungspläne, die unterschiedlichen, meist aber gesundheitlichen Zielen dienen, die über den Zweck der Sättigung und des Lebenserhalts hinausreichen. Seit dem frühen 20. Jahrhundert steht der Begriff ›Diät‹ in der westlichen Welt vorwiegend für Ernährungspraktiken, die auf die Reduktion von Körpergewicht hinzielen. Die meisten Diäten schlagen dazu die (manchmal drastische) Verringerung von bestimmten Lebensmittelkategorien bzw. von → Kalorien, Fetten oder Kohlehydraten in der Ernährung vor.

Diäten sind historisch in die Etablierung oder den Erhalt von Machtverhältnissen in Gesellschaften eingewoben. Sie docken sich nahtlos an bestehende Machtverhältnisse an, die auf Ethnie, → Gender, → Klasse und → *race* beruhen. So richten sich in Europa und den USA die ersten Anleitungen zur Gewichtsreduzierung in der Mitte des 19. Jahrhundert explizit an weiße Männer, die der Mittelklasse angehören. Ihnen wird versprochen, dass die sichtbare Reduzierung ihres Körpergewichtes durch eine Diät ein Zeichen der erfolgreichen Kontrolle über den eigenen → Körper sei. Diese Form von Selbstdisziplinierung wird im Fortgang als Legitimierung verstanden, andere – nicht-weiße, nicht-männliche, fremde und arme Körper zu kontrollieren, zum Beispiel durch Kolonisierung oder das Absprechen politischer Mitsprache. In diesem Zusammenhang werden die Körper marginalisierter Gruppen oft bewusst als grotesk hochgewichtig und damit, im Gegensatz zum weißen männlichen Körper, als undiszipliniert und unzivilisiert dargestellt. Mit dieser kulturellen, moralischen Einfassung wird → ›Übergewicht‹ als ein Zeichen für Faulheit, Phlegma und die Unfähigkeit, sich zu maßigen oder zu beherrschen verstanden. Damit wird hohes Körpergewicht zum → Stigma. Das Diäthalten dagegen wird als Sieg des Intellekts über körperliche Bedürfnisse interpretiert. Frauen beginnen in den USA Ende des 19. Jahrhunderts Diäten zu folgen, um ihre Fähigkeit zur politischen

Mitbestimmung zu demonstrieren. Dies tun sie, indem sie zeigen, dass sie über dieselbe Körperbeherrschung verfügen wie die Männer, die damit ihre Selbstkontrolle unter Beweis stellen. Frühe Diät-Texte für Frauen sind oft explizit emanzipatorisch gemeint.

Mit den neuen Freiheiten für Frauen in den 1920er Jahren im öffentlichen Raum, in der Mode, → Medien und in der Bildung wird Schlankeheit zum Ideal für vor allem junge Frauen, die ihr Glück außerhalb der Familie und den traditionellen Geschlechterrollen suchen. Propagiert durch Hollywood und Frauenzeitschriften, wird Schlankeheit schnell das neue weibliche hegemoniale Schönheitsideal und damit richten sich Diäten von nun an vor allem an Frauen. Männer treten in der Diät-Literatur in den Hintergrund. Im Laufe des 20. Jahrhunderts wird das Diäthalten verstärkt als feminine Praxis und mit dem zunehmenden Druck auf den weiblichen Körper, Schlankeheitsidealen zu genügen, als Teil einer Performanz von hegemonialer Weiblichkeit verstanden. Feministische Denkerinnen von Susan Bordo bis Naomi Wolf haben in den 1990ern argumentiert, dass Diätdiskurse damit eine Technologie geworden sind, die speziell den weiblichen Körper kontrollieren und bewusst »klein« halten will, vor allem in Zeiten, in denen Frauen zunehmend finanzielle und politische Mitsprache erstreiten (Wolf 187-196; Bordo 185-214; → Feminismus). Bordo und andere haben auch auf die Verknüpfung von Körperidealen, Diäten und die stets steigende Zahl von Essstörungen hingewiesen (Bordo 139-164).

Ende des 20. Jahrhunderts wird die Gewichtsreduktion Ziel staatlicher Gesundheitspolitik und damit Teil biopolitischer Kontrollmechanismen der Bevölkerung. In den USA führt die sogenannte → Adipositas-Epidemie zu einem staatlichen Eingreifen in arbiträre Abläufe des alltäglichen Lebens, angeblich um die → Gesundheit und Lebenserwartung von Bürger*innen zu verbessern. Allerdings werden durch den zunehmenden Einfluss von → Body Positivity im 21. Jahrhundert auch erfolgreich Gegenentwürfe zu normativen Schlankeheitsidealen angeboten, die Menschen davon entlasten, sich Diäten zu unterziehen, um kosmetischen Idealen zu entsprechen. Neue Wellness- und Bewegungstrends, die auf einen ganzheitlichen gesunden Lebensstil unabhängig vom Körpergewicht setzen, führen dazu, dass die Zahl der Menschen, die Diät halten, kontinuierlich sinkt. Trotzdem ist allein in den USA die Diät-Industrie immer noch 72 Milliarden Dollar schwer (»The \$72 Billion«). Der anhaltende Erfolg ist auch dadurch begründet, dass Diätpraktiken sich in großen Teilen der westlichen Welt erfolgreich in neue Technologien und Dienstleistungen haben übersetzen lassen – zum Beispiel durch

die Nutzung von Ernährungs- Apps, → Fitness-Tracker, digital organisierten Programmen sowie durch Lieferdienste, die Komplett-Lösungen (von Kalorienzähler bis zur fertigen Mahlzeit) anbieten. Der Umstand, dass es sich dabei um traditionelle Diäten handelt, die neu verpackt werden, wird oft sprachlich durch eine Umbenennung in »Detox«, »gesunde Ernährung« etc. verdeckt. Die Wirksamkeit sowie die gesundheitliche Nachhaltigkeit von nicht-medizinischen Diäten wird mittlerweile kontrovers besprochen (Bombak et al. 91-94). Kritiker*innen bestreiten zunehmend, dass das Körpergewicht ein zuverlässiger Indikator für den allgemeinen Gesundheitszustand oder die Lebenserwartung sei und damit auch, dass eine Reduzierung des Körpergewichts zwangsläufig zu einem gesünderen Leben führe (Burgard 42-51).

Literatur

- Bombak, Andrea, et al. »Dietary Approaches to Weight-Loss, Health at Every Size and Beyond: Rethinking the War on Obesity«. *Social Theory and Health* 17, 1, S. 89-108, <https://doi.org/10.1057/s41285-018-0070-9>.
- Bordo, Susan. *Unbearable Weight: Feminism, Western Culture, and the Body*. University of California Press, 1995.
- Burgard, Deb. »What is Health at Every Size?« *The Fat Studies Reader*, hg. von Esther Rothblum und Sondra Solovay, New York University Press, 2009, S. 41-53.
- »The \$72 Billion Weight Loss & Diet Control Market in the United States 2019-2023«. *Businesswire*, 25. Februar 2019. <https://apnews.com/press-release/business-wire/business-lifestyle-health-united-states-ec35f3315f9a4816985615391f41815a>. Zugriff: 10. März 2021.
- Wolf, Naomi. *The Beauty Myth: How Images of Beauty are Used Against Women*. Morrow, 1991.

Weiterführend

- Guthman, Julie. *Weighing In: Obesity, Food Justice, and the Limits of Capitalism*. University of California Press, 2011, <https://doi.org/10.1525/9780520949751>.
- Schwartz, Hillel. *Never Satisfied: A Cultural History of Diets, Fantasies & Fat*. Doubleday, 1986.

Vester, Katharina. »Regime Change: Gender, Class, and the Invention of Dieting in Post-Bellum America«. *Journal of Social History* 44, 1, S. 39-70, <https://doi.org/10.1353/jsh.2010.0032>.

Eltern

Judith Pape

Eltern wird Verantwortung für die Entwicklung ihrer → Kinder zugewiesen. Dicke Eltern stehen hierbei unter besonderem Druck. Studien zu ihnen existieren fast ausschließlich in der Medizin. Sie machen Eltern über die Betrachtung biologischer und sozialer Faktoren als Verantwortliche für kindliches Dicksein aus. Damit begründen sie Interventions- und → Präventionsprogramme, die vor allem hochgewichtige Eltern adressieren und einen gesundheitsförderlichen Lebensstil in Familien etablieren sollen (Garfield et al.). So ergibt eine Studie mit Patient*innen einer ›Adipositas‹-Sprechstunde etwa, dass Kinder hochgewichtiger Eltern mehr → Medien konsumieren und weniger sportlich aktiv sind als Kinder, deren Eltern nach → Body-Mass-Index als normalgewichtig gelten. Dies wird herangezogen, um Veränderungen des Ernährungs- und Bewegungsverhaltens im familialen Umfeld zu fordern, ohne dabei nach den Umständen der Verhaltensunterschiede zu fragen (Meister et al.). Hochgewichtigen Eltern wird zudem mangelndes Problembewusstsein zugeschrieben: Eine brasilianische Studie stellt fest, dass Eltern, die nach dem BMI als ›übergewichtig‹ gelten und deren Kinder ebenfalls als dick eingestuft wurden, ihre Kinder seltener als hochgewichtig einschätzen als Eltern, die der Gewichtsnorm entsprechen. Die Normalisierung von hohem Körpergewicht in den Familien wird dabei als zu korrigierendes Problem identifiziert (Christoforo et al.).

Diese Diskurse zum individuell zu verantwortenden Dicksein verschmelzen mit der Anrufung an Eltern, sich im Sinne der elterlichen Gesundheits-sorge umfassend um Ernährung, Bewegung und Körperform ihrer Kinder zu kümmern. Dazu gehört, eine Gewichtsabweichung von Kindern zu verhindern. Dicke Eltern interessieren wissenschaftlich also fast nur hinsichtlich ihres vermeintlich schädlichen Einflusses auf zukünftige Generationen, nicht jedoch mit Blick auf ihr eigenes Erleben des Dickseins.

Richtet sich der Blick auf dicke Eltern selbst, dann meist hinsichtlich der Frage, ob Elternschaft sich auf deren eigenes Gewicht auswirkt. Eine Meta-Analyse von sechs Langzeitstudien kommt zu dem Ergebnis, dass Elternschaft bei Männern* und Frauen* allgemein körperliche Aktivitäten reduziert und Mutterschaft mit Gewichtszunahme verbunden ist, während Aussagen zur Gewichtsentwicklung von Vätern aufgrund der geringen Studienlage uneindeutig bleiben (Corder et al.). Vereinzelt weisen Studien darauf hin, dass auch Vaterschaft zu einer Gewichtszunahme führt. Neben Geschlecht spielen dabei weitere soziale Differenzen eine maßgebliche Rolle. So nehmen laut einer amerikanischen Studie sowohl Väter, die mit ihrem Kind zusammenleben, vergleichsweise stärker zu, als auch Väter aus marginalisierten Gruppen, etwa Väter mit geringem Einkommen sowie Schwarze und Latinx Väter. Während ersteres sich vermutlich mit der statistisch stärkeren Zunahme verheirateter Männer erklärt, reicht dies zur Erklärung des höheren Körpergewichts marginalisierter Väter nicht aus (Garfield et al. 163).

Diese Dominanz medizinischer Studien zum Thema geht mit der Ausrichtung von Forschungsfragen und Empfehlungen an Gesundheitsnormen einher, die – ohne den Transfer entlang ungleichheitskritischer Perspektiven, wie in den Fat Studies – eine Verschärfung der Stigmatisierung dicker Eltern und der an sie gerichteten Verantwortungszuweisung legitimiert. Die wenigen sozialwissenschaftlichen Studien, die die Eigenperspektive hochgewichtiger Eltern fatismuskritisch einbeziehen, fokussieren Mütter (→ Schwangerschaft) und reproduzieren so die binäre Sicht auf Geschlechterverhältnisse in der Elternschaft mit der → Mutter als zentraler Fürsorge-Adressatin. Das wachsende Interesse der Elternschaftsforschung an Vaterschaft bildet sich in Bezug auf dicke Väter bislang nicht ab, obwohl hohes Gewicht des Vaters aus bislang ungeklärten Gründen eine stärkere Determinante für ein hohes Gewicht von Kindern ist als hohes Gewicht der Mutter (ebd. 164).

Eine laufende Promotionsstudie zu den biografischen Erzählungen hochgewichtiger Eltern greift dieses Desiderat auf. Zwischenergebnisse zeigen, dass Väter sowie Mütter von Gewichtsstigmatisierung in der Elternschaft berichten. Die meisten Eltern positionieren sich zur an sie gerichteten Responsibilisierung durch das Schildern von Bemühungen, eine Abweichung ihrer Kinder von Gewichtsnormen zu verhindern. Dabei zeigt sich ein Spannungsfeld: Einerseits wollen die meisten Eltern die eigenen Kinder nicht unter Druck setzen, da ihnen der psychosoziale Stress der Abnehmaufforderungen bekannt ist, andererseits bleibt der Anspruch, Ernährung, Bewegung und Körperform der Kinder normgerecht zu managen. Erklärungen für das

eigene Gewicht werden teilweise mit den Anforderungen der Elternschaft verknüpft erzählt: Für die mit Körperbearbeitung verbundene Belastung bleibe kaum Zeit und Energie, da diese eher in Fürsorge, die finanzielle Absicherung der Familie und entwicklungsförderliche Beschäftigungen mit dem Kind investiert werden (Pape).

Literatur

Christofaro, Diego Giuliano Destro, et al. »Overweight Parents are Twice as Likely to Underestimate the Weight of their Teenage Children, Regardless of Their Sociodemographic Characteristics«. *Acta Paediatrica* 105, 10, 2016, S. 474-479, <https://doi.org/10.1111/apa.13342>.

Corder, Kirsten, et al. »Becoming a Parent: A Systematic Review and Meta-Analysis of Changes in BMI, Diet, and Physical Activity«. *Obesity Reviews* 21, 4, 2020, S. 1-11, <https://doi.org/10.1111/obr.12959>.

Garfield, Craig, et al. »Longitudinal Study of Body Mass Index in Young Males and the Transition to Fatherhood«. *American Journal of Men's Health* 10, 6, 2016, S. 158-167, <https://doi.org/10.1177/1557988315596224>.

Meister, Susanne, et al. »Einfluss von sozialen und Lifestyle-Faktoren auf Übergewicht und Adipositas im Kindes- und Jugendalter«. *Kinder- und Jugendmedizin* 6, 2, 2006, S. 101-105, <https://doi.org/10.1055/s-0037-1617895>.

Pape, Judith. »Ernährungsverantwortung und Geschlecht in den biografischen Erzählungen hochgewichtiger Eltern«. *Geschlecht und Ernährung: Perspektiven sozialen Wandels*, hg. von Carla Wember und Jana Rückert-John, im Erscheinen.

Empowerment

Mäks Roßmüller

Wenn man die sich liebenden fetten Menschen auf Instagram sieht, die sich unter Hashtags wie *#bodypositivity*, *#selflove* und *#empowerment* präsentieren, denkt man schnell über sich selbst: »Du musst dich halt einfach mal empowern!« Als wären wir alleinverantwortlich dafür, uns von gesellschaftlichen Strukturen und Unterdrückung zu lösen.

Diese neoliberale Form von Empowerment im Sinne einer kapitalistischen Selbstoptimierung begegnet uns nicht nur auf Instagram. Sie ist heute inner- und außerhalb sozialer → Medien omnipräsent. Da stellt sich die Frage: Was kann ein progressiv verstandenes Empowerment dem entgegensetzen?

Damit Empowerment tatsächlich transformativ, subversiv und emanzipatorisch sein kann, muss zunächst einmal deutlich werden, was Empowerment nicht sein sollte: Empowerment sollte weder ignorieren noch intellektualisieren, was wir schon als → Kind spürten: Als dicker_fetter Mensch anders behandelt zu werden ist nicht ok. Unseren → Körper abzuwerten ist nicht ok. Strukturell diskriminiert zu werden ist nicht ok und leider nicht alleine lösbar.

Damit Empowerment wirklich transformativ sein kann, muss es vor allem radikal kollektiv sein!

Radikal meint, es setzt an der Wurzel an: dem Körper, dem System und deren wechselseitigen Beziehungen. Den Bildern, die darauf abzielen, sich vom eigenen Körper zu trennen. Den Machtstrukturen, die davon profitieren.

Beim Körper anzusetzen ist somit ein radikaler Akt: Den Körper zu spüren wird zum Widerstand gegen das System, das von der Vereinzelung und der Taubheit profitiert. Die passendste Übersetzung von spürendem Empowerment auf der Körperebene ist Embodiment.

Seit Jahrhunderten werden körperbezogenen Praxen von verschiedensten marginalisierten Gruppen genutzt, um das Nervensystem zu regulieren und

die Integrität des Körpers wiederherzustellen. Die Gruppe ist dabei ein genauso wichtiger Bestandteil wie die Praxis selbst.

Bei meiner Arbeit zu *fat* Embodiment stelle ich Fettgewebe in den Mittelpunkt: Es wieder als überlebenswichtigen Teil des Körpers zu integrieren und seine Funktionalität und Lebendigkeit zu spüren. Dazu kommt die Transformation der strukturell geschaffenen Handlungs-/Bewegungsmuster, wie z.B. automatisch den Bauch einzuziehen. Im Ergebnis kann eine Beziehung zum eigenen Körperfett entstehen, die jenseits von Schönheits- und Attraktivitätsnormen liegt.

Fat Empowerment/Embodiment heißt, die Entscheidung zu treffen, mich nicht zu *verdünnisieren* und stattdessen zu irritieren: sich, andere, eine ganze Kultur. Es heißt, das Potenzial und die Kraft von Fettgewebe zu spüren und dadurch Diätlogiken zu widersprechen (→ Diäten). Auch die Art und Weise wie wir *ver_*lernen ist relevant. Denn Lernen erinnert oft an Diätlogiken, die Positives immer an das Ende eines durch Willen erkämpften Leidensweg voll entkörperter Disziplin setzten, und in denen die Handlung niemals Selbstzweck ist, sondern immer nur Mittel bleiben kann. Empowerment darf in jedem Schritt freudvoller Selbstzweck sein.

Dabei sollte jedoch nicht vergessen werden, dass *fat* Empowerment/Embodiment in einer fettphobischen Gesellschaft immer auch ein Risiko birgt.

Denn dem zu begegnen, was internalisiert wurde, was entwürdigt wurde, kann schmerzhaft sein. Es bedeutet auch eben jene Privilegien zu verlieren, die mit ›Entpowerment‹ und ›Disembodiment‹ einhergehen.

Dazu gehört etwa weniger sexuelles/soziales Kapital zu haben: da das Körpergewicht vielleicht zunimmt. Menschen, die *fat* Empowerment abwerten und Diätlogiken nicht aufgeben wollen, tun dies aber auch deshalb, weil es schmerzhaft ist, sich einzugestehen, dass all die Kraft, die ins Abnehmen gesteckt wurde, umsonst und sogar schädlich für den Körper war. Wer da aussteigt, hat oft mit der Abwertung von denen zu rechnen, die dabei bleiben.

Der Gewinn ist die Chance auf eine neue Beziehung zum eigenen Körper und Fettgewebe, die weniger davon abhängig ist, ob ich oder andere mich in den mich umgebenen Körpernormen attraktiv finden. Meinen Körper wertzuschätzen, auch wenn ich mich gerade nicht schön finde. Mir meinen Platz in der Welt mitzuerschaffen. Das ist für mich *fat* Empowerment.

Epidemiologie

Tae Jun Kim

Aus epidemiologischer Sicht stellt Dicksein – klinisch als ›Übergewicht‹ bzw. ›Adipositas‹ bezeichnet – eine der global führenden nicht übertragbaren Krankheiten dar. Ein ›zu hoher‹ → Body-Mass-Index spiegelt so nicht nur ein Risiko für die eigene individuelle → Gesundheit wider (z.B. kardiovaskuläre Erkrankungen, Diabetes und muskuläre Störungen), sondern wird gleichsam als eine transnationale Gefahr eingestuft, die die Mortalitätsstruktur und die ökonomische Stabilität moderner Gesellschaften auf die Probe stellt (Di Cesare et al. 1377). Während sich die klassische Epidemiologie auf die statistische Verteilung von Krankheiten in der Gesamtbevölkerung (und deren Folgen) konzentriert, ist für die Betrachtung von Körpergewicht die Sozialepidemiologie zuständig. Dabei fungiert das Präfix ›Sozial-‹ hier als analytische Zuspitzung auf die sozialwissenschaftlichen Aspekte von Gesundheit, die das Auftreten bestimmter Erkrankungen – das hohe Körpergewicht miteingeschlossen – in der Population begünstigen (Gerlinger 94). Zu den wohl bedeutsamsten Konzepten, die eine höhere Auftretenswahrscheinlichkeit von hohem Gewicht voraussagen, zählt der sozioökonomische Status. Denn je niedriger der soziale Status einer Person, so die Annahme, desto höher ist ihr Risiko, dick zu werden. Ärmeren Menschen, die, zumindest in den reichen Ländern, häufiger hochgewichtig sind, wird nicht nur ein geringer ausgeprägtes Gesundheitsbewusstsein (*health literacy*) zugesprochen, das in ›falschen‹ Ernährungsweisen und mangelnder sportlicher Bewegung kulminiert, sie sind auch überproportional häufig in gesundheitsschädlichen Umwelten beheimatet und verfügen selten über die nötigen finanziellen Ressourcen, um sich einen angemessenen Zugang zur Gesundheitsversorgung wie auch den Erwerb von gesünderen Lebensmitteln leisten zu können (Kim et al. 2).

Doch so neutral diese wissenschaftliche Auseinandersetzung zunächst erscheinen mag, so sehr lässt sich anhand eines genaueren Blicks auf die Sozial-

epidemiologie erkennen, dass es gerade jene angenommenen sozialen Einflüsse auf das Körpergewicht sind, die die gesellschaftliche Problematisierung des dicken Körpers – wenn auch nicht intendiert – mitvorbereiten. Denn die Setzung eines ›richtigen‹ Lebensstils, die im Kontrast zu anderen, ›falschen‹ Verhaltensweisen den Goldstandard markiert, verhandelt Gesundheit als ein ausschließlich privates Gut, für das das Individuum verantwortlich zu machen ist. Dass ein hohes Körpergewicht dabei weitgehend auf soziale Ungleichheiten zurückgeführt werden kann, hilft freilich wenig, um dem → Stigma des dicken Körpers etwas entgegenzusetzen. Denn »[w]o Armut immer schon als potentiell selbstverschuldet gilt, ist Adipositas der sichtbare Beweis für die Richtigkeit dieser These« (Schorb 70). Wer also dieser Gleichung nach dick ist, bleibt, oder (wieder) wird, war von Beginn an nicht fleißig, diszipliniert und motiviert genug, um den eigenen → Körper zu optimieren. Anders formuliert: Die sozialepidemiologische Forschung trägt mit ihren statistischen Ergebnissen dazu bei, das Dicksein als etwas hervorzuheben, das selbst in der Verantwortung des Individuums liegt.

Diese Erkenntnis, der dicke Körper entspringe vornehmlich aus sozialen Ungleichheitsverhältnissen, ist jedoch nicht zuletzt deshalb problematisch, weil neuere Untersuchungen darauf hinweisen, dass der sozioökonomische Status nicht nur eine Ursache für das Dicksein beschreibt, sondern bereits Ausdruck davon ist, wie gesellschaftlich mit dem dicken → Körper umgegangen wird (Kim und von dem Knesebeck 2): Studien zu den Einstellungen der allgemeinen Bevölkerung konnten derweil aufzeigen, dass dicke Menschen Stigmatisierungen und Diskriminierungen ausgesetzt sind. Für hochgewichtige Menschen ist es im Vergleich zu ›schlanken‹ Personen schwieriger einen höheren Bildungsabschluss oder einen gutbezahlten Job zu bekommen, da sie unter dem gesellschaftlichen Verdacht stehen, zu faul, undiszipliniert, unkooperativ, erfolglos, emotional instabil und ungesund zu sein. Es handelt sich hierbei um Stereotypen, die sich systematisch durch den Arbeitsmarkt, das Gesundheitswesen, Bildungsinstitutionen, → Medien wie auch (private) soziale Kontakte ziehen (Puhl and Heuer 1019) und letztlich dazu führen, dass hochgewichtige Menschen von gesellschaftlicher Teilhabe ausgeschlossen werden. Auch wenn es aus sozialwissenschaftlicher Perspektive zu begrüßen ist, dass die Epidemiologie mit der Soziologie in den Dialog tritt, so zeigt das hier vorliegende Beispiel, dass es für eine angemessene Betrachtung des dicken Körpers nicht ausreicht, bloß soziologische Variablen in gesundheitswissenschaftliche Gleichungen miteinzubeziehen. Es ist vielmehr notwendig, die diskursive Rahmung dieser Evidenzen, deren Widersprüche wie auch de-

ren Komplexität im Blick zu behalten, um das Dicksein als ein gesellschaftlich konstruiertes Problem analysieren zu können.

Literatur

- Di Cesare, Mariachiara, et al. »Trends in Adult Body-Mass Index in 200 Countries from 1975 to 2014: A Pooled Analysis of 1698 Population-Based Measurement Studies with 19.2 Million Participants«. *The Lancet* 387, 2016, S. 1377-1396, [https://doi.org/10.1016/S0140-6736\(16\)30054-X](https://doi.org/10.1016/S0140-6736(16)30054-X).
- Gerlinger, Thomas. »Geschichte der Soziologie von Gesundheit und Krankheit«. *Soziologie von Gesundheit und Krankheit*, hg. von Matthias Richter und Klaus Hurrelmann, Springer VS, 2016, S. 89-103, https://doi.org/10.1007/978-3-658-11010-9_6.
- Kim, Tae Jun und Olaf von dem Knesebeck. »Income and Obesity: What Is the Direction of the Relationship? A Systematic Review and Meta-Analysis«. *BMJ Open* 8, e019862, 2018, S. 1-13.
- Puhl, Rebecca und Chelsea A. Heuer. »Obesity Stigma: Important Considerations for Public Health«. *American Journal of Public Health* 100, 2010, S. 1019-1028, <https://doi.org/10.2105/AJPH.2009.159491>.
- Schorb, Friedrich. »Adipositas in Form gebracht«. *Kreuzzug gegen Fette: Sozialwissenschaftliche Aspekte des Gesellschaftlichen Umgangs mit Übergewicht und Adipositas*, hg. von Henning Schmidt-Semisch und Friedrich Schorb, VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2008, S. 57-77, https://doi-org.libproxy.viko.lt/10.1007/978-3-531-90800-7_4.

Weiterführend

- Ernsberger, Paul. »Does Social Class Explain the Connection Between Weight and Health?« *The Fat Studies Reader*, hg. von Esther Rothblum und Sondra Solovay, New York University Press, 2009, S. 25-36.
- Schorb, Friedrich. *Die Adipositas-Epidemie als Politisches Problem: Gesellschaftliche Wahrnehmung und staatliche Intervention*. Springer VS, 2015, <https://doi.org/10.1007/978-3-658-06614-7>.

Epigenetik

Ruth Müller

Die Epigenetik ist ein Forschungsbereich der Molekularen Biologie, der sich mit Veränderungen in der Genexpression beschäftigt, die nicht auf Veränderungen der DNA-Sequenz selbst zurückzuführen sind. Genexpression ist der Prozess des Ablesens genetischer Information, d.h. der erste Schritt in der Übersetzung des genetischen Codes der DNA in die lebenden Strukturen des → Körpers. Die Epigenetik interessiert sich für Veränderungen in diesem Übersetzungsprozess, die nicht durch Mutationen in der DNA selbst bedingt sind, sondern durch chemische Modifikationen auf der DNA (altgriechisch epi – um, auf, herum). Diese Modifikationen verändern den Code selbst nicht, aber regulieren, ob und wie oft ein Gen überhaupt abgelesen wird. Sie können Gene aktivieren, stilllegen und die Rate ihrer Expression steigern oder vermindern. Chemische Modifikationen auf der DNA – wie das Hinzufügen oder Entfernen von Methylgruppen an spezifischen Stellen der DNA – agieren somit als Regulatoren der Genexpression und haben daher einen großen Einfluss darauf, was aus der DNA in einer Zelle tatsächlich entsteht (Allis und Jenuwein).

Epigenetische Regulationsprozesse spielen eine zentrale Rolle in der Zelldifferenzierung, das heißt in jenem Prozess, durch den aus menschlichen Stammzellen die unterschiedlichen Zelltypen eines Körpers entstehen. Dass es prinzipiell epigenetische Prozesse gibt, die in der körperlichen Entwicklung eine zentrale Rolle spielen, ist schon seit etwa Mitte des vergangenen Jahrhunderts bekannt. Seit den frühen 2000er Jahren werden epigenetische Prozesse allerdings auch verstärkt unter einem anderen Gesichtspunkt betrachtet: Experimente haben die Frage aufgeworfen, inwieweit epigenetische Modifikationen auf der DNA durch Umweltfaktoren beeinflusst und verändert werden können. Dies ist die Grundfrage des wachsenden Feldes der Umweltepigenetik (Feil und Fraga). Studien in diesem Feld beschäftigen sich damit, wie Umweltfaktoren, wie etwa Toxine, Ernährung, Bewegung, aber auch

soziale Erfahrung Einfluss auf das epigenetische Profil bestimmter Körperzellen haben können und damit auf die Expression der Gene in diesen Zellen. Diese Umweltfaktoren werden hinsichtlich ihrer Wirkungen im erwachsenen Menschen untersucht, aber im Besonderen auch auf ihre Bedeutung in der als epigenetisch plastisch verstandenen pränatalen und frühkindlichen Entwicklung. Erforscht wird, wie Umweltfaktoren die körperlichen Entwicklungen mitformen und damit die Rahmenbedingungen für → Gesundheit und Krankheit im späteren Lebensverlauf entscheidend gestalten. Durch den Fokus auf die Interaktion zwischen Genen und der sozio-materiellen Umwelt bricht die Epigenetik mit genetischen Modellen, die Körper und Gesundheit als primär genetisch determiniert gerahmt haben. Der Umwelt wird nun ein stärkerer Einfluss auf Gesundheit über den Lebensverlauf zugeschrieben, ein Einfluss, der auch auf molekularer Ebene sichtbar gemacht werden kann.¹

Fat taucht in den Studien der Umweltepigenetik wiederholt auf, und zwar in erster Linie als negativ gerahmte Auswirkung epigenetischer Expositionen, wie etwa von Stress, toxischer Belastung und bestimmten Ernährungsmustern. Diese Faktoren sollen metabolische Prozesse beeinflussen und damit die Entwicklung von Fettleibigkeit im Lebensverlauf wahrscheinlicher machen. In Bezug auf Ernährung beschäftigen sich derzeit viele Studien mit den möglichen Auswirkungen der Ernährung von Frauen während der → Schwangerschaft auf die Epigenetik des Nachwuchses: Hier wird sowohl Unter- als auch Überernährung als möglicher → Risikofaktor für die Entwicklung von Fettleibigkeit im Lebensverlauf des Nachwuchses gerahmt. Solche epigenetischen Studien haben das Potential, zu Medikalisierung, Pathologisierung und Überwachung des Verhaltens von Schwangeren und von Fettleibigkeit beizutragen (Richardson et al.; Warin et al.). Dies amplifiziert sich in Studien, die sich mit Menschen im Globalen Süden beschäftigen, und dort die Gefahr einer epigenetischen → »Adipositas-Epidemie« durch den Wandel in Ernährungsgewohnheiten in postkolonialen Gesellschaften attestieren (Penkler und Müller); genauso wie in Studien, die »problematische Essgewohnheiten« vor allem sozio-ökonomisch benachteiligten und oft rassisierten Personen zuschreiben (Warin et al.; Mansfield und Guthman; → *race*). *Fat* wird in diesem Kontext sowohl Ausdruck als auch Prädiktor eines als beeinträchtigt gerahmten epigenetischen Profils: so wird *fat* zum Beispiel als Risikofaktor für ei-

1 Paragraph 1-3 dieses Eintrags finden sich in ähnlicher Form auch in Ruth Müller. »Der epigenetische Körper. Zwischen biosozialer Komplexität und Umweltdeterminismus«. Open Gender Journal 1, 2017, <https://doi.org/10.17169/ogj.2017.17>.

ne frühzeitliche ›epigenetische Alterung‹ beschrieben (Müller und Samaras). Diese individualisierenden, stigmatisierenden und diskriminierenden Narrative stehen im Gegensatz zum prinzipiellen Potential der Epigenetik, die Auswirkungen von struktureller Ernährungsungerechtigkeit auf Gesundheit auf molekularer Ebene sichtbar zu machen (Guthman). So könnten epigenetische Befunde auch mobilisiert werden, um den Kampf gegen Ernährungsunsicherheit sowie gegen den oft fehlenden Zugang zu diversen, nicht-toxischen und nahrhaften Lebensmitteln (›Food Deserts‹) für sozio-ökonomisch benachteiligte Personen zu unterstützen. Gegenwärtige Diskurse in Wissenschaft und → Medien fokussieren allerdings primär auf Begriffe wie ›Lifestyle‹ und rahmen damit epigenetische Gesundheit als eine Frage individueller Entscheidung.

Literatur

- Allis, C. David und Thomas Jenuwein. »The Molecular Hallmarks of Epigenetic Control«. *Nature Reviews Genetics* 17, 8, 2016, S. 487-500, <https://doi.org/10.1038/nrg.2016.59>.
- Feil, Robert und Mario F. Fraga. »Epigenetics and the Environment: Emerging Patterns and Implications«. *Nature Reviews Genetics* 13, 2, 2011, S. 97-109, <https://doi.org/10.1038/nrg3142>.
- Guthman, Julie. »Doing Justice to Bodies? Reflections on Food Justice, Race, and Biology«. *Antipode* 46, 5, 2014, S. 1153-1171, <https://doi.org/10.1111/j.1467-8330.2012.01017.x>.
- Mansfield, Becky und Julie Guthman. »Epigenetic Life: Biological Plasticity, Abnormality, and New Configurations of Race and Reproduction«. *cultural geographies* 22, 1, 2014, S. 3-20, <https://doi.org/10.1177/1474474014555659>.
- Müller, Ruth und Georgia Samaras. »Epigenetics and Aging Research: Between Adult Malleability and Early Life Programming«. *BioSocieties* 13, 4, 2018, S. 715-736, <https://doi.org/10.1057/s41292-017-0091-y>.
- Penkler, Michael und Ruth Müller. »Von ›Fehlanpassungen‹ und ›metabolischen Ghettos‹: Zur Konzeptualisierung globaler Gesundheitsunterschiede im Feld der Developmental Origins of Health and Disease«. *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 41, 3, 2018, S. 258-278, <https://doi.org/10.1002/bew.1.201801902>.
- Richardson, Sarah S., et al. »Society: Don't Blame the Mothers«. *Nature* 512, 7513, 2014, S. 131-132, <https://doi.org/10.1038/512131a>.

Warin, Megan, et al. »Epigenetics and Obesity: The Reproduction of Habitus through Intracellular and Social Environments«. *Body & Society* 22, 4, 2016, S. 53-78, <https://doi.org/10.1177/1357034X15590485>.

Essen

Maren Möhring

Wenn es um die Regulierung des Körpergewichts geht, ist die Ernährung eines der zentralen Interventionsfelder. Generell unterliegt die Praxis »essen«, die den → Körper gegenüber seinem Außen öffnet, besonders umfassenden gesellschaftlichen Kontrollversuchen (Douglas). Orte und Zeiten des Essens und die Art und Weise, wie Nahrung aufzunehmen ist, werden von regional, (sub)kulturell und historisch spezifischen Regeln angeleitet; religiöse und/oder ethische Nahrungsgebote legen auf fundamentale Weise fest, was als (nicht) essbar gilt. Im Kontext aktueller Debatten um Körpergewicht sind es vor allem gesundheitliche und dabei immer auch geschlechts- und schichtspezifische Normen, die das Essverhalten anleiten (sollen).

So lässt sich die globale Nahrungsungleichheit zwischen den Geschlechtern nicht etwa aus einer vermeintlich natürlichen Zweiteilung von Körpern ableiten, die mehr oder weniger Nahrung benötigen; vielmehr wird diese Zweiteilung über die Produktion weniger oder stärker ernährter Körper mit hergestellt: Essen ist immer auch ein *doing gender*, wie nicht zuletzt das geschlechtsspezifisch nach wie vor unterschiedlich ausgeprägte Streben nach Schlankheit zeigt (→ Gender). Dass es ebenfalls ein *doing class* ist und viel über die soziale Positionierung von Menschen verrät, hat Pierre Bourdieu bereits 1979 herausgearbeitet (→ Klasse).

In westlichen Gesellschaften sind Debatten über das Essen stark ernährungs- und damit naturwissenschaftlich dominiert. Ernährung und → Gesundheit werden in einen direkten Zusammenhang gestellt und das Essen in die Pflicht genommen, zur Gesunderhaltung des Körpers beizutragen. Zugrunde liegt ein Konzept des Essens, das Nahrung vor allem als Energielieferantin oder Nährstoff und damit als Input versteht, der kontrolliert werden muss (→ Kalorie). Ein solchermaßen regulierender Blick auf den Körper konstruiert diesen als potentiell problematisch – als einen Körper, der eigentlich immer mehr will als er soll und deshalb das Diäthalten notwendig

macht. Einseitig ist eine solche ernährungswissenschaftliche Perspektive nicht nur, weil sie die sozialen und symbolischen Dimensionen des Essens vernachlässigt, sondern auch, weil sie letztlich ein kausales Verhältnis zwischen Ernährungspraxis und Gesundheit bzw. Körpergewicht annimmt. Die Beziehungen zwischen aufgenommener Nahrung und Körperfett, aber auch zwischen Körperfett und Gesundheit sind weit komplexer als es eine einfache Input-Output-Rechnung, die zudem nur den individuellen Körper in den Blick nimmt, erfassen kann.

Trotzdem sind gegenwärtige und insbesondere populärwissenschaftliche Debatten um ›Adipositas‹ nach wie vor von Kontrastierungen geprägt, die einem (vermeintlich) unüberlegt-haltlosen Essen die mäßigende Selbstregulierung als Ideal gegenüberstellen. Dabei sind es immer ›die Anderen‹, denen ein zügelloses (Ess-)Verhalten unterstellt wird – sei es den ›Wilden‹ in kolonialen Kontexten, den ›unersättlichen Frauen‹ in patriarchalen Systemen, den ›zuckersüchtigen Kindern‹ oder ›Dicken‹ in aktuellen Debatten über das Körpergewicht (→ Zucker). ›Der Dicke‹ fungiert dabei als prägnante Figur des Scheiterns, weil er die vermeintlich verfehlte (Selbst-)Regulierung der eigenen Ernährungspraxis re-präsentiert (Robnik).

Die aktuelle Forschung zum Thema »essen« setzt genau dort an, wo ernährungswissenschaftliche Konzepte vorschnell die soziale Dimension ausblenden und auf ein bestimmtes, nämlich selbstreguliertes und souveränes Subjekt setzen. Versteht man Essen hingegen als materielle und symbolische Verbindung ganz unterschiedlicher Körper(teile) und Substanzen, als *alimentary assemblages* (Probyn), dann gerät die relationale und transformative Dimension des Essens in den Blick: Der Essvorgang stellt eine (meist irreversible) Verknüpfung zwischen essendem und gegessenem Körper her, in die auch die vielen Akteure und Aktanten einbezogen sind, die an der Produktion, Distribution und Zubereitung von Nahrung beteiligt sind. Ein solchermaßen relationales Verständnis von »essen« macht die vielfältigen Verflechtungen sichtbar, in die der Essensakt eingebunden ist, und stellt die Idee des essenden Körpers als autarke, selbstregulierte Entität in Frage. Besonders deutlich stoßen Regulierungsimperative an ihre Grenzen, wenn es um die Verarbeitung der Nahrung im Körperinneren geht: »I may eat many apples, but I will never master which of their sugars, minerals, vitamins, fibres are absorbed; and which others I discard. How to give words to this mode of being a subject?«, fragt Annemarie Mol pointiert (30). Die neuere kulturwissenschaftliche Essensforschung interessiert sich dementsprechend verstärkt für das Un/Verfügbare im Essensakt und kann damit als wichti-

ges Korrektiv einer Ernährungsdebatte fungieren, die davon ausgeht, dass wir für unser Körpergewicht alleine verantwortlich sind und eine für ideal gehaltene Körperform mit ausreichender (Ess-)Disziplin herstellen können (→ *Healthism*). Eine solche Infragestellung gesellschaftlicher Verantwortungsstrategien impliziert aber keineswegs, essende Menschen aller Verantwortung zu entheben. Gerade ein relationales Verständnis von Essen ermöglicht es, soziale und ökonomische Ungleichheiten, problematische Tier-Mensch- und Mensch-Umwelt-Beziehungen sowie psychosoziale Faktoren in eine körpertheoretisch informierte Essensforschung einzubeziehen.

Literatur

- Bourdieu, Pierre. *La Distinction: Critique sociale du jugement*. Éditions de Minuit, 1979.
- Douglas, Mary. *Purity and Danger: An Analysis of Concepts of Pollution and Taboo*. Routledge, 1966.
- Mol, Annemarie. »I Eat an Apple«. *Subjectivity* 22, 1, 2008, S. 28-37, <https://doi.org/10.1057/sub.2008.2>.
- Probyn, Elspeth. *Carnal Appetites: FoodSexIdentities*. Routledge, 2008, <https://doi.org/10.4324/9780203361160>.
- Robnik, Tanja. »Richtig« Essen: Grenzziehungen im Diskurs um gesunde Ernährung. Unveröff. Diss., LMU München, 2021.

Weiterführend

- Mackert, Nina. »Making Food Matter: ›Scientific Eating‹ and the Struggle for Healthy Selves«. *Food, Power, and Agency*, hg. von Jürgen Martschukat und Simon Bryant, Bloomsbury, 2017, S. 105-128, <http://dx.doi.org/10.5040/9781474298773.ch-005>.
- Möhring, Maren. »Essen«. *What Can a Body Do? Praktiken des Körpers in den Kulturwissenschaften/What Can a Body Do? Figurationen des Körpers in den Kulturwissenschaften*, hg. von Netzwerk Körper, Campus, 2012, S. 47-56.
- Paulitz, Tanja und Martin Winter. »Ernährung und vergeschlechtlichte Körper«. *Open Gender Journal* 2, 7, 2018, S. 7-20, <http://dx.doi.org/10.25595/440>.

Fat Donnie

Evangelia Kindinger

Fat Donnie ist ein Spitzname, der vor allem durch den US-Moderator Bill Maher bekannt geworden ist und benutzt wird, um abfällig über Donald J. Trump, dem 45. Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, zu sprechen. Dieser Spitzname ist exemplarisch für die körperbeschämenden Ausdrücke und Diskurse, die verwendet werden, um Menschen herabzusetzen und in diesem besonderen Fall, um Kritik an Trumps Politik und Präsidentschaft zu formulieren.

Nach den US-Wahlen im November 2020, als sich Trumps Niederlage abzeichnete und Trump sich schon mit Androhungen verschiedener Klagen zur Wehr setzte, verglich CNN-Moderator Anderson Cooper den US-Präsidenten mit einer »adipösen Schildkröte« (*obese turtle*). Diese würde, laut Cooper, auf ihrem Rücken liegend um sich schlagen, sie sei aber unfähig sich wiederaufzurichten (Morris). Damit reihte sich Cooper in die Tradition des Fat Shaming von Trump ein, die besonders durch progressive oder linke → Medien während Trumps Präsidentschaft kultiviert wurde. Angeführt von weißen, männlichen Moderatoren und Satirikern aus dem US-amerikanischen Late-Night-Universum wurde Trumps → Körper als eine sich anbietende Angriffsfläche instrumentalisiert, um seine Politik und sein Verhalten zu kritisieren. Trump, der sich in der Vergangenheit selbst abfällig über das Gewicht und die Körper anderer Berühmtheiten (z.B. Chris Christie, Rosie O'Donnell und Kim Kardashian) geäußert hat, wurde in solchen TV-Momenten mit seinen eigenen Waffen geschlagen.

Während seiner Präsidentschaft wurde er in verschiedenen Late-Night-Shows bloßgestellt, weil er seine Vorliebe für Fastfood offen zeigte, oder weil sein offizielles Gewicht merkwürdigerweise nur ein Pfund unter der Grenze zur »Adipositas« lag. Seine Potenz wurde durch die Installation *The Emperor Has No Balls* des Künstlerkollektivs *Indecline* angezweifelt, die Statuen eines nackten Trump ohne Hoden aufstellte und damit die historische Korrelation

von Herrschsucht und Impotenz referenzierte, es gab sogar eine sogenannte *girther*-Bewegung, die seinem Umfang (*girth*) nicht glaubte und einen öffentlichen Akt des Wiegens verlangte (→ Waage; → Nacktheit). Dies nahm direkt Bezug auf die von Trump initiierte *birther*-Bewegung, die Präsident Barack Obamas amerikanischen Geburtsort und somit die Legitimität seiner Präsidentschaft anzweifelte.

Obama diente während Trumps Wahlkampagne und Präsidentschaft als wirksamer Vergleichspunkt, nicht nur bezüglich seiner Politik, sondern auch seiner Körperlichkeit. Wiederholt haben Trump-kritische Medien vermeintlich unvorteilhafte Bilder von Trump beim Golfen gezeigt, um ihn explizit von Obama abzugrenzen. Obama, der durch »echte« sportliche Aktivitäten, besonders Basketball, seine Anhänger*innen begeisterte, bewies, im Gegensatz zu Trump, → Fitness und Stärke. Dabei wurde unter anderem die »Sportlichkeit« von Golf angezweifelt und somit auch seine Fitness für das Amt. Die Gegenüberstellung des → schwabbeligen Weißseins von Trump, seiner bourgeoisen Sportauswahl und dem straffen, Schwarzen Körper von Obama und der Coolness von Basketball ist auch jenseits der Problematik von Fat Shaming bedenklich, weil sie sich etablierter rassistischer Körperdiskurse bedient (→ *race*).

In der amerikanischen Gesellschaft unterliegt der präsidiale, männliche Körper besonders reglementierenden Blicken. Denn dieser Körper wird als Symbol der ganzen Gesellschaft gelesen. Wenn der Präsident krank oder sein Körper versehrt ist, dann spiegelt dieses Befinden den Zustand der Nation wider. Der präsidiale Körper darf kein Risiko darstellen, er »gehört« der Nation und wird öffentlich verhandelt, wie zum Beispiel durch den demokratischen Präsidentschaftskandidaten Andrew Yang, der 2020 Trump zum fetten Töpel (auf Englisch: *slob*) erklärte und klar stellte, dass er – als nicht-fetter Mann – ihn in körperlichen und mentalen Herausforderungen immer besiegen könne (Zhao). Als im Mai 2020 bekannt wurde, dass Trump das Medikament *Hydroxychloroquin* zur Vorbeugung einer → COVID-19-Erkrankung nahm, ohne dass diese Behandlung offiziell als wirksam bestätigt war, äußerten Politiker*innen wie Nancy Pelosi Sorge um seinen Körper. Pelosi diagnostizierte ihm öffentlich eine »krankhafte Adipositas« (zit.n. Cillizza), pathologisierte damit sein Gewicht und stufte ihn als besonders gefährdet ein.

Fat activists wie @ragenchastain, @yrfatfriend und @yourstruelymelly bezogen nach Anderson Coopers Vergleich von Trump mit einer fettleibigen Schildkröte sofort Stellung und entlarvten die beliebte Strategie des Fat Shaming von Trump: »Fat Shaming ist Fat Shaming, egal wer das Opfer ist« (@ragen-

chastain); »In einer Welt in der der Präsident der Vereinigten Staaten Engstirnigkeit, Homophobie, Rassismus, Transphobie, *ableism*, Misogynie etc. vertritt, hat die Linke immer wieder entschieden seinen Körper in ihren Beleidigungen zu zentrieren und das ist ermüdend« (@yourstruelymelly). Die kontinuierliche Fokussierung auf Trumps dicken Körper als Ausdruck seines Versagens und seines – für viele – fragwürdigen Charakters und der fehlenden Qualifikation für die Präsidentschaft macht deutlich, wie etabliert die Gleichsetzung von »dick« und »unfähig«, »schlecht« oder »gescheitert« ist (Farrell). Im Rahmen des populären → Body Positivity-Diskurses, der medial seit 2018 besonders sichtbar gemacht wird, wird Fat Shaming weiterhin als Instrument der Stigmatisierung benutzt. Es wird sogar zelebriert, wenn es jemanden trifft, der es vermeintlich »verdient« hat, zum Beispiel ein Mochteger-Tyrann wie Trump.

Literatur

- @ragenchastain. »Just a Quick Reminder...«. *Instagram*, 6. November 2020. https://www.instagram.com/p/CHO_PDQlyN3/. Zugriff: 12. Februar 2022.
- @yourstruelymelly. »You Know...«. *Instagram*, 6. November 2020. https://www.instagram.com/p/CHPnWJvg_rCzO9ZwgBFLja9A1oug_pIGtvikQEo/. Zugriff: 12. Februar 2022.
- Cillizza, Chris. »Nancy Pelosi Called President Trump »Morbidly Obese.« Is He?« *CNN*, 19. Mai 2020. <https://edition.cnn.com/2020/05/19/politics/nancy-pelosi-donald-trump-fat-hydroxychloroquine/index.html>. Zugriff: 12. Februar 2022.
- Farrell, Amy Erdman. *Fat Shame: Stigma and the Fat Body in American Culture*. New York University Press, 2011.
- Morris, Seren. »Anderson Cooper's »Obese Turtle« Viral Anti-Trump Rant Watched Over 10 Million Times«. *Newsweek*, 6. November 2020. <https://www.newsweek.com/anderson-cooper-anti-trump-obese-turtle-speech-millions-1545382>. Zugriff: 12. Februar 2022.
- Zhao, Christina. »Andrew Yang: What Can Trump »Beat Me at, Being a Slob?«« *Newsweek*, 15. August 2019. <https://www.newsweek.com/andrew-yang-wh-at-can-trump-beat-me-being-slob-1454637>. Zugriff: 12. Februar 2022.

Weiterführend

Gilman, Sander L. *Fat Boys: A Slim Book*. University of Nebraska Press, 2004.

Kelly, Casey Ryan. »Emasculating Trump: Incredulity, Homophobia, and the Spectacle of White Masculinity«. *QED: A Journal in GLBTQ Worldmaking* 5, 3, 2018, S. 1-27, <https://doi.org/10.14321/qed.5.3.0001>.

Kindinger, Evangelia. »An obese turtle on his back«: Fat-shaming Donald Trump and the Spectacle of Fat Masculinity«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society*, 2022. <https://doi.org/10.1080/21604851.2021.2014121>.

Fat Rights

Stephanie von Liebenstein

Gewichtsdiskriminierung ist nicht nur ein soziales und gesundheitliches Problem, sondern in mindestens dem gleichen Maße auch ein rechtliches. Sie verhindert Karrieren, zerstört Lebenschancen, sorgt für Benachteiligung im Arbeitsleben und im Bildungswesen und beispielsweise dafür, dass Airbnb-Anbieter*innen in Online-Foren darüber diskutieren, wie sie es verhindern können, dass dicke Menschen ihre Wohnungen mieten. Beim Thema der *fat rights*, welche Rechte Dicke haben, denkt man allerdings – und dies spiegelt sich auch in der wissenschaftlichen Literatur – hauptsächlich an arbeitsrechtliche Problematiken, also an Fälle, in denen Menschen nicht eingestellt, entlassen, nicht befördert, gemobbt oder in sonstiger Weise am Arbeitsplatz oder bei der Bewerbung benachteiligt werden. Gewichtsdiskriminierung findet jedoch je nach Fallkonstellation in einer Vielzahl von weiteren Rechtsbereichen statt: Geht es um Diskriminierungen durch Privatpersonen oder private Unternehmen – wenn dicken Menschen zum Beispiel der Zugang zur Disco verwehrt wird, wenn eine Praxis sich weigert, sie zu behandeln, oder wenn ein Hotel sie nicht beherbergen möchte –, ist dies Sache des Privatrechts. Geht es um die Benotung durch eine staatliche Schule, den Zugang zu einer Universität, eine → Verbeamtung, um Krankenkassenleistungen, Polizeigewalt oder den Entzug des Sorgerechts für ein dickes → Kind, greift das Verwaltungsrecht. Wird eine dicke Person Opfer tätlicher Angriffe, beleidigt oder bedroht, ist dies (u.a.) strafrechtlich relevant.

In vielen dieser Fallkonstellationen ist festzustellen, dass es schwierig ist, dicke Menschen rechtlich effektiv vor Diskriminierung zu schützen. Das liegt daran, dass man dazu einen geschützten Diskriminierungstatbestand bräuchte, der in Paragraph 1 des *Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes* (AGG) (für privatrechtliche Verhältnisse) und/oder in Artikel 3 GG bzw. einem Landesantidiskriminierungsgesetz (für öffentlich-rechtliche Verhältnisse) festgeschrieben ist. Dort findet man jedoch nur andere Kategorien. Im AGG

beispielsweise sind es »Rasse«, ethnische Herkunft, Geschlecht, Religion oder Weltanschauung, → Behinderung, → Alter und sexuelle → Identität, nicht jedoch das Merkmal »Körpergewicht«. Darunter sind auch nur wenige, unter die sich »Gewicht« potenziell subsumieren ließe. Beispielsweise wurde international häufig versucht, Gewicht unter den Diskriminierungstatbestand »Behinderung« zu subsumieren (d.h. den Sachverhalt »dicke Person« unter den Tatbestand der rechtlichen Kategorie »Behinderung« einzuordnen), allerdings so gut wie nie erfolgreich (Liebenstein, »Discrimination« 137-140).

Dass selbst ein sehr hohes Gewicht ohne weitere körperliche Einschränkung nicht als Behinderung anzusehen ist, hat 2013 der Europäische Gerichtshof bestätigt (*Fag og Arbejde* (FOA), EuGH 18.12.2014 – C-354/13 FOA). Dieser wurde von einem dänischen Gericht angerufen mit Fragen zu einem Fall in der Gemeinde Billund: Ein 160 Kilogramm schwerer Tagesvater, Karsten Kaltoft, der bei der Stadt angestellt gewesen war, klagte gegen seine Kündigung u.a. mit der Begründung, er falle wegen seines Gewichts in die Kategorie »Behinderung«. Dieser bereits in der entsprechenden EU-Richtlinie vertretene Diskriminierungsgrund umfasse auch sein hohes Gewicht. Im selben Verfahren hatte er allerdings bereits überzeugend dargelegt, unter keinerlei körperlichen Einschränkungen zu leiden und seine Tätigkeit vollumfänglich ausführen zu können. Der EuGH antwortete, dass selbst ein sehr hohes Gewicht ohne weitere Einschränkungen keine Behinderung darstelle und dass der Kläger daher nicht als behindert anzusehen sei. Zudem sei »Adipositas« an sich weder von der entsprechenden Richtlinie noch vom Unionsrecht geschützt.

Diese Einschätzung teilten in der Folge auch deutsche Gerichte, zum Beispiel das Arbeitsgericht Düsseldorf: Es stufte einen 200 Kilogramm schweren Gärtner, der wegen seines Gewichts entlassen worden war, der aber unter keinerlei körperlichen Einschränkungen litt, nicht als behindert ein und befand seine auf Paragraph 15 AGG gegründete Schadensersatzforderung als nicht begründet (ArbG Düsseldorf, 17.12.2015 – 7 Ca 4616/15).

Die Kategorie »Behinderung« hilft auch in den vielen Fällen nicht weiter, in denen die Kläger*innen unstrittig viel zu dünn und zudem viel zu fit sind, um als behindert gelten zu können. Dies war beispielsweise der Fall bei der Bewerberin auf einen Geschäftsführendenposten der *Borreliose- und FSME-Gesellschaft* Darmstadt, die nicht eingestellt wurde, weil sie mit ihrem BMI von 28,7 »kein Vorbild für die Mitglieder« sei. Vor dem Arbeitsgericht Darmstadt hatte sie keine Chance, weil es keinen Diskriminierungstatbestand gibt, auf den sie sich berufen konnte (ArbG Darmstadt, 12.6.2014 – 6 Ca 22/13).

Weltweit ist ›Gewicht‹ nur an wenigen Orten eine geschützte Kategorie in der Antidiskriminierungsgesetzgebung, beispielsweise im US-Bundesstaat Michigan und in den US-Städten San Francisco, Santa Cruz, Washington, D.C. und Binghamton (Liebenstein, »Introducing« 1-2). Auch die isländische Hauptstadt Reykjavik hat eine Menschenrechtsrichtlinie, die ›Größe und Gewicht‹ direkt als geschützte Kategorien nennt (Art. 6, Version 2016). Im US-Bundesstaat Washington ist ›Adipositas‹ seit 2019 immerhin ohne weitere Einschränkungen als Behinderung anerkannt (Katherine T. Herz et al.), und im australischen Bundesstaat Victoria wird das körperliche Erscheinungsbild gesetzlich vor Diskriminierung geschützt (Victorian Equal Opportunity & Human Rights Commission).

Juristisch sowie politisch interessant ist m.E. jedoch nicht nur die recht praktisch orientierte Frage danach, wie man dicke Menschen vor Diskriminierung schützen kann (Stichwort: *fat rights*), sondern auch die Frage nach dem Recht darauf, dick zu sein (Stichwort: *the right to be fat*). Yofi Tirosh stellt beispielsweise das Recht, dick zu sein, dem Recht auf Meinungsfreiheit gleich. Eine solche grundrechtliche Betrachtung ist m.E. auch in Deutschland dringend vonnöten; dazu zählt insbesondere die Frage, ob und wie das Dicksein unter den Tatbestand von Artikel 3 I GG fallen könnte. Denn wenn »alle Menschen« »vor dem Gesetz gleich« sind, dann gilt das nicht nur für Dünne.

Literatur

- Herz, Katherine T., et al. »Obesity Is Always a Disability Under the Washington Law Against Discrimination«, 2. Juni 2021. <https://www.dwt.com/blogs/employment-labor-and-benefits/2019/09/washington-state-wlad-obesity-law>. Zugriff: 12. Februar 2022.
- Liebenstein, Stephanie von. »Introducing Fatness and Law – Discrimination, Disability, Intersectionality«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 10, 2, 2020, S. 81-100, <https://doi.org/10.1080/21604851.2020.1847868>.
- . »Discrimination, Fatness & Law – An International Perspective«. *The Routledge International Handbook of Fat Studies*, hg. von Cat Pausé und Sonya Renée Taylor, Routledge, 2021, S. 132-149, <https://doi.org/10.4324/9781003049401-18>.

Tirosh, Yofi. »The Right to Be Fat«. *Yale Journal of Health Policy, Law, and Ethics* 12, 2, 2012, S. 264-335.

Victorian Equal Opportunity & Human Rights Commission. *Physical Features*, 2. Juni 2021. <https://www.humanrights.vic.gov.au/for-individuals/physical-features/>. Zugriff: 12. Februar 2022.

Weiterführend

Kirkland, Anna. *Fat Rights: Dilemmas of Difference and Personhood*. New York University Press, 2008.

Liebenstein, Stephanie von. »Gewichtsdiskriminierung«. *Rechtshandbuch für Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte*, hg. von Sabine Berghahn und Ulrike Schultz, Verlag Dashöfer, 2017, S. 1-22.

—. Hg. *Legislating Fatness: Current Debates in Weight Discrimination, Policy, and Law*. Taylor & Francis, 2022.

Fatshion

Melanie Haller

Fatshion, *Plus-Size-Fashion*, *Curvy-Fashion* oder wie in der umfassenden Überblicksarbeit *Fat Fashion* (Volonté) – der Modebegriff scheint nicht ohne Neologismus zu funktionieren, wenn es um diverse, womöglich raumeinnehmende → Körper geht. Diese sprachlichen Komposita setzen voraus, dass ›Mode‹ als Begriff von vornherein ohne expliziten Verweis auf die ihr zugewiesenen Normkörper funktioniert – jene die offensichtlich nicht → *curvy*, *plus size* oder *fat* sind.

An sich ist Mode als Forschungsgegenstand einer interdisziplinären Kulturwissenschaft der Mode und des Textilen primär gar kein existierendes, materielles Phänomen, welches Körper voraussetzt, sondern im weitesten Sinn vielmehr eine soziokulturelle visuelle Dominanz von ästhetisch gestalteten Objekten und Körpern – welche zu bestimmten historischen Zeitpunkten als Moden eingeordnet werden.

Das Kompositum von *Fat Fashion* legt nahe, dass es sich bei dem hier zu verhandelnden Phänomen um eine neue Bedeutung von Mode handelt – was einer modetheoretischen Perspektive widerspricht: Denn entweder ist etwas ›in Mode‹ oder eben nicht. ›Mode‹ als Begriff hat theoretisch zunächst keine weitere Bedeutungsebene. Sie ist ein temporäres, symbolisches Phänomen, welches in Gesellschaften Präsenz über verschiedene → Medien erreicht. Mode als wahrnehmbare soziokulturelle Dominanz ästhetischer Erscheinungen betrifft aber auch spezifische Kleidermoden. In den zeitgenössischen Kommunikationsformen des Modesystems wird für aus der Konfektionsnorm fallende Körper der Fachbegriff *Plus Size* verwendet – jener normgeleiteten Konfektionsgrößen ab Größe 44.

Der hier favorisierte Begriff *Fatshion*, gebildet aus einer aktiven US-amerikanischen Fat Acceptance-Bewegung, aus welcher sich dann auch eine *Fatshion*-Blogger Szene ab Mitte der 2000er Jahre bildete, grenzt sich von dieser modesystemischen Exklusion der *Plus Size* deutlich ab, in dem

er sich als ein »active statement for fat-acceptance« (Harju und Huovinen 1603) versteht. *Fatshion* bezieht sich dann auf den bewusst angeeigneten Begriff des Fettseins in Verbindung mit Mode: »which we see as an act of reappropriation of a stigmatised word, an act of owning it so as to destigmatise it« (1604). Anu A. Harju und Annamari Huovinen heben besonders die Verbindung einer US-amerikanischen Fat Acceptance-Bewegung mit *Fatshion*-Blogs hervor, um deren subversive und widerständige Praxis einer → Identitätsarbeit über Mode aufzuzeigen. Kleidermode ist hier aus körpersoziologischer Perspektive eines der zentralen Kampffelder, um nicht in die Norm passende Körperidentitäten neu zu verhandeln. Allein die Behauptung, als fetter Körper modisch zu sein, ist bereits ein aktiver Akt der Provokation gegenüber einem exkludierenden Modesystem.

Unter der Selbstbezeichnung *Fatshionista* finden sich international viele Modebloggerinnen, die aktiv das Modesystem, ihre ausgrenzenden Konfektionsnormen und die begrenzte Auswahl an ästhetisch vielfältiger Kleidung in Frage stellen und eine Veränderung für mehr körperbetonende *Fatshion* fordern. Im deutschsprachigen Raum dominiert die modesystemimmanente Bezeichnung *Plus Size* den Diskurs, wenn auch hier die tendenziell vor allem unauffällige, dunkle und körperkaschierende *Plus-Size-Mode* kritisiert wird. An dieser sprachlichen Grenzziehung zwischen *Fatshion* und *Plus Size* wird deutlich aus welchen Gründen der Neologismus im Feld der Mode eine erhebliche Rolle spielt: der Begriff *Fa(t)shion* ist notwendig um pointiert auf die Fakten zu verweisen, dass jeder Körper zwar modisch sein kann – ein Modesystem mit einer mehr als eingeschränkten Auswahl diesen Zugang zu Moden jedoch systemisch verweigert.

Die international renommierte *Fashion-Studies*-Autorin Lauren Downing Peters hat diese systematische Ausgrenzung in ihrer modehistorischen Dissertation unter dem modesystemischen Begriff der *Stoutwear* umfassend anhand von Modemedien im US-amerikanischen Raum aufgearbeitet. Diese kurze Skizze der Begriffsdifferenzen verweist darauf, was die Forschungen zu *Fatshion* belegen: Kleidermode in großen Konfektionsgrößen ist noch immer kein modisches Standardprodukt und fette Körper werden im Modesystem benachteiligt und marginalisiert. Die Exklusion von Körpern, die nicht mager sind, erhält und reproduziert im Modesystem die Illusion einer Exklusivität von Moden, während sie gleichzeitig von dieser profitiert, da neue Moden auch immer neue Körper notwendig machen. Amanda M. Czerniawski belegt in ihrer ethnografischen Studie, in welcher sie selbst zum *Plus-Size-Model* wurde, dass auch diese *Plus-Size-Körper* den gleichen Normanglei-

chungen ausgesetzt sind. Die zunehmend visuelle Präsenz von fetten Körpern in *Fatshion* trägt also wesentlich dazu bei, die Idee von Normkörpern im Modesystem zu hinterfragen und Mode mehr, über das Modesystem hinaus, als eine soziokulturelle Dynamik ästhetischer Gestaltungsprozesse von Subjekten und Körpern zu verstehen.

Literatur

- Czerniawski, Amanda M. *Fashioning Fat: Inside Plus-Size Modeling*. New York University Press, 2015.
- Haller, Melanie. »Plus Size Blogs als Diversität von Mode? Zu Praktiken visueller Repräsentation von Körpern und der Infragestellung weiblicher Normkörper in der Mode«. *Körperbilder – Körperpraktiken: Visuelle Repräsentationen, Regulationen und Aneignungen vergeschlechtlichter Körper und Identitäten in Medienkulturen*, hg. von Elke Grittmann et al., Herbert von Halem Verlag, 2018, S. 245-260.
- Harju, Anu A. und Annamari Huovinen. »Fashionably Voluptuous: Normative Femininity and Resistant Performative Tactics in Fatshion Blogs«. *Journal of Marketing Management* 31, 15-16, 2015, S. 1602-1625, <https://doi.org/10.1080/0267257X.2015.1066837>.
- Peters, Lauren Downing. *Stoutwear and the Discourses of Disorder: Constructing the Fat, Female Body in American Fashion in the Age of Standardization, 1915-1930*, Stockholm University, Faculty of Humanities, Department of Media Studies, 2018.
- Volonté, Paolo. *Fat Fashion: The Thin Ideal and the Segregation of Plus-Size Bodies*. Bloomsbury, 2021.

Feminismus

Imke Schmincke

Fat is a Feminist Issue – unter diesem Titel veröffentlichte Susie Orbach 1978 ein viel beachtetes Buch zum Thema Essstörungen, Weiblichkeit, Sexualität und → Körper. *Fat* wird darin in mehrerlei Hinsicht zum feministischen Thema: als Akt der Selbstbehauptung, als Kritik an Schlankeitsnormen und der Objektivierung des weiblichen Körpers. Nichtsdestotrotz sind Feminismus und *fat activism* lange Zeit auch getrennte Wege gegangen.

Die Bezeichnung Feminismus entstand in Frankreich Ende des 19. Jahrhunderts im Kontext der ersten Frauenbewegung (Offen 19). Feminismus als gleichermaßen Bewegung und Idee zielt darauf ab, Ungleichbehandlungen und Ungerechtigkeiten zwischen Frauen und Männern zu kritisieren und abzuschaffen. In den Worten von bell hooks: »Feminism is a movement to end sexism, sexist exploitation, and oppression.« (hooks viii) Die Frauenbewegungen verliefen in Nordamerika und Europa in mehreren Wellen. Während die erste Welle mit ihren zentralen Forderungen nach Recht auf Arbeit und Ausbildung sowie dem Wahlrecht in der Mitte des 19. Jahrhunderts entstand, nahm die zweite Welle in Folge von 1968 an Fahrt auf. Für diese zweite Welle stand – neben den Themen Hausarbeit/Erwerbsarbeit und Rechte – der Körper im Mittelpunkt der politischen Mobilisierungen. So entstand in Westdeutschland die zweite oder neue Frauenbewegung beispielweise aus den Protesten gegen den Paragraph 218 und bekämpfte das Verbot von → Schwangerschaftsabbrüchen. In den USA richteten sich die ersten spektakulären feministischen Aktionen gegen die Ausrichtung von Schönheitswettbewerben. Die verschiedenen Proteste der Frauenbewegungen bündelten sich in dem Slogan »Das Private ist politisch«. Mit diesem ging es um die Politisierung der bisher als privat konnotierten und mit Weiblichkeit verknüpften Themen Hausarbeit, Kindererziehung, Sexualität und Körper. Allerdings zeigte sich in beiden Wellen, dass es auch große Differenzen unter Frauen gab und deren Erfahrungen und politische Forderungen

unterschiedlich waren. Beispielhaft seien genannt die Differenzen zwischen bürgerlichen und proletarischen Frauen in der ersten Welle in Deutschland, zwischen weißen und Schwarzen Frauen in der zweiten Welle in den USA. Die Dominanz ersterer führte zur Bildung eines *Black Feminism*.

Die neue Frauenbewegung beschäftigte sich mit dem weiblichen Körper zunächst vor allem in Hinsicht auf sexuelle Selbstbestimmung und Gesundheit. Themen wie Sexismus und sexualisierte Gewalt wurden öffentlich gemacht und skandalisiert. In dieser Zeit entstand auch der *Fat*-Aktivismus. »We are a group of radical fat feminist women« (*Fat Underground*), mit diesen Worten stellte eine Protagonistin die politische Gruppierung *Fat Underground* vor, die sich 1973 in San Francisco gegründet hatte und deren Ziel es war, die Stigmatisierung von Dicksein zu politisieren und zu bekämpfen.

Auch wenn es der zweiten Welle des Feminismus vielfach um die Kritik von Körpernormen ging, so war *Fat Acceptance* damals mehrheitlich kein explizites Thema. Körpernormen wie Schlankheit und → Fitness existierten auch innerhalb der Frauenbewegung. Wie Abigail Saguy herausstellt, gibt es unter Feminist*innen unterschiedliche Gründe, warum *fat* als *feminist issue* zu verstehen ist. Während einige wie Orbach Essstörungen als Reaktion auf ein sexistisches Umfeld thematisierten und damit Dicksein indirekt pathologisierten, kritisierten andere → Diäten und ›Schlankheitswahn‹ ausschließlich mit Blick auf durchschnittlich gewichtige Frauen. Die spezifische Situation von dicken Frauen sowie deren Diskriminierung wurde erst von feministischen *Fat*-Aktivistinnen prominenter auf die Tagesordnung gesetzt. Da Weiblichkeit seit der modernen Geschlechterordnung über Körpernormen definiert wird, erleben dicke Frauen eine noch größere Abwertung als dünne Frauen oder dicke Männer; allerdings spielen auch *class* und → *race* eine wichtige Rolle in der Be- und Abwertung dicker Körper. Die enge Verknüpfung von → Gender- und Körpernormen wird hier sehr deutlich und macht es aus genau diesen Gründen notwendig, *fat* als *feminist issue* zu begreifen.

Als Reaktion auf die zweite feministische Welle entstand in den 1990er Jahren eine dritte Welle, die sich stärker intersektional (→ Intersektionalität) verstand und mit der Kritik an essentialistischen Weiblichkeitsvorstellungen und Zweigeschlechtlichkeit den → Queerfeminismus begründete. Mittlerweile hat sich der Feminismus soweit aufgefächert und diversifiziert, dass er sich schwerlich in vereinheitlichenden Kategorien wie Bewegung oder Welle beschreiben lässt (von *global feminism* über Lifestyle- und neoliberale Feminismen). Folge und Ausdruck dieser Ausdifferenzierung und der stärker intersektionalen Ausrichtung ist u.a., dass *Fat Acceptance* mittlerweile einen

größeren Raum einnimmt in einigen feministischen Strömungen, insbesondere in Foren des Netzfeminismus, wie Social Media, Blogs und Hashtag-Kampagnen (z.B. Albrecht).

Körper und Sexualität bleiben wichtige Themen des Feminismus und des *fat activism*, weil Weiblichkeit nach wie vor in der Fremd- und Selbstwahrnehmung in Kategorien von körperlicher Attraktivität und Sexyness gemessen und bewertet wird. Inwiefern → #bodypositivity und überhaupt die feministische Beschäftigung mit Körper – egal welcher Konfektionsgrößen – und Attraktivität diese Verbindung (Weiblichkeit – Körper) grundsätzlich erschüttern können, bleibt hingegen offen.

Literatur

- Albrecht, Magda. *Fa(t)shionista: Rund und glücklich durchs Leben*. Ullstein, 2018.
- Fat Underground*. Regie von Marge Dean, 1979. <https://www.youtube.com/watch?v=UPYRZCXjoRo&feature=youtu.be>, Zugriff: 16. Februar 2021.
- hooks, bell. *Feminism is for Everybody: Passionate Politics*. Pluto Press, 2000.
- Offen, Karen M. *European Feminisms, 1700-1950: A Political History*. Stanford University Press, 2000.
- Orbach, Susie. *Fat is a Feminist Issue: The Anti-Diet Guide to Permanent Weight Loss*. Paddington Press, 1978.
- Saguy, Abigail. »Why Fat is a Feminist Issue«. *Sex Roles* 66, 9-10, 2012, S. 600-607, <https://doi.org/10.1007/s11199-011-0084-4>.

Weiterführend

- Cooper, Charlotte. *Fat and Proud: The Politics of Size*. The Women's Press, 1998.
- Erdman Farrell, Amy. »Feminism and Fat«. *The Routledge International Handbook of Fat Studies*, hg. von Cat Pausé und Sonya Renee Taylor, Routledge, 2021, S. 47-57.
- Gerhard, Ute. *Frauenbewegung und Feminismus: Eine Geschichte seit 1789*. Beck, 1990.

Fitness

Jürgen Martschukat

IN FORM heißt der Aktionsplan, mit dem die deutsche Bundesregierung zwischen 2008 und 2020 die → Gesundheit der Bevölkerung zu verbessern suchte. → »Übergewicht und Bewegungsmangel« wurden als Hauptgegner ausgemacht. Sie stünden »Wohlbefinden, Lebensqualität und Leistung« jedes und jeder Einzelnen im Weg und gefährdeten damit auch den Standort Deutschland (IN FORM). Der Titel eines Eckpunktepapiers, das den Aktionsplan vorbereitete, brachte dessen Maxime auf den Punkt: »Fit statt fett« sollten die Deutschen werden. Deutlich wird: *Fitness* gilt als selbsterarbeitete und selbstverantwortete Gesundheit und Leistungsfähigkeit, und *fätness* firmiert als dessen Antipode (Martschukat). Wer dick ist, gilt als ungesund und leistungsschwach.

IN FORM kommt nur auf den ersten Blick weniger stigmatisierend daher als »fit statt fett«. Denn in der Formulierung »in Form sein« verbindet sich Fitness mit der Anrufung einer bestimmten Körperform als Ideal. Ein → Körper in Form ist nicht nur einer, der (a) leistungsfähig und möglicherweise gar in Topform ist, sondern auch einer, der (b) nicht formlos erscheint, dessen Gestalt nicht ihre Form verloren hat. Als Körper in Form gilt gemeinhin der schlanke und trainierte Körper, der eben nicht nur Leistungsbereitschaft und -fähigkeit assoziiert, sondern der zudem als Normalform gesetzt wird. Allerdings wissen wir zugleich alle, dass Fitness flüchtig ist und nicht gegeben. Wir wissen, dass der Körper »die Form verliert«, wenn wir aufhören, ihn zu trainieren und in ihn zu investieren. »In Form sein« signalisiert also, dass die Körperform, die einerseits als Normalform vorausgesetzt wird, andererseits nur dann zu haben ist, wenn man ohne Unterlass daran arbeitet. Ergo: IN FORM macht dicke Körper nicht nur deviant, sondern lässt sie auch als Folge von Nachlässigkeit erscheinen.

Die Entfaltung einer solchen mehrschichtigen Bedeutung von »in Form« oder auch des englischen Äquivalents *in shape* lässt sich bis zur Wende vom 19.

zum 20. Jahrhundert und in die damals so dynamische Welt des → Sports und Körpertrainings zurückverfolgen. Die Jahre um 1900 waren die Zeit einer ersten großen Fitnesswelle. Während damals sozialdarwinistisches Denken und der Glaube an eine Welt des permanenten, naturnotwendigen Wettbewerbes und Kampfes um das Überleben höchste Virulenz entfalteten, fürchtete man zugleich die Degeneration vor allem weißer, männlicher Körper in einer zunehmend modernen, urbanen Welt. Das Training des Körpers sollte dem entgegenwirken. Es sollte dazu beitragen, einen Körper zu schaffen, der zugleich als natürlicher Körper (vor der Degeneration) galt (Möhring).

Um 1900 war der gefürchtete degenerierte Körper vor allem ein schwächerer, neurasthenischer Körper und nicht notwendig ein dicker. Allerdings veränderte sich in dieser Zeit auch der Blick auf dicke Körper. Sie galten nicht mehr unbedingt als Zeichen von Reichtum, Erfolg und Prestige, sondern immer häufiger als Ausweis von Immobilität und Ineffizienz in einer modernen Welt, die auf Bewegung, Geschwindigkeit und Leistung setzte und deren Körperideal schlank und trainiert war. Dicke Körper waren nun zunehmend Gegenstand von Kritik und Spott (Forth 237-238).

Mit den 1970er Jahren hat dann eine zweite große Fitness-Welle eingesetzt, die bis heute anhält. Das neoliberale Zeitalter ist zugleich das Zeitalter der Fitness, und Fit- und Schlanksein sind enger denn je miteinander verknüpft. Überall war fortan zu hören, dass es Ballast abzuwerfen gelte. *Lean production* wurde zum neuen Dogma, schlanke Staaten fordern schlanke Bürger*innen, und der flexible Kapitalismus verlangt nicht nur flexible Unternehmen, sondern auch flexible und fitte Körper. Alle laufen, radeln oder gehen zum Aerobic oder Yoga in eines der immer zahlreicheren Studios, und im 21. Jahrhundert boomen entsprechende → YouTube-Kanäle und Apps. Denn Körper in Form gelten als leistungsfähiger und erfolgreicher, als beweglicher, dynamischer und schöner, als Ausdruck der Fähigkeit zu selbstverantwortlichem Handeln. Dicke Körper hingegen gelten nun deutlicher denn je als Zeichen dafür, mit den Anforderungen an eine autonome Lebensführung in einer freiheitlichen Welt nicht zurechtzukommen und falsche Entscheidungen getroffen zu haben. Dabei werden dicke Körper immer stärker pathologisiert, während Körper in Form als gesunde und natürliche Körper gepriesen werden: Als Ausweis eines vorausschauenden Verhältnisses zu unserem Körper, der Bewahrung, Pflege und sogar Herstellung von Gesundheit durch Training, des sinnvollen Investments in die Bioaktie Körper.

Gegen die Stigmatisierung dicker Körper haben *fat rights*-Aktivist*innen schon seit über einem halben Jahrhundert den Kampf aufgenommen (Kreu-

zenbeck) (→ Aktivismus). Und seit mittlerweile über einem Jahrzehnt erfährt die → Health at Every Size-Bewegung ein immer lauterer Echo, wenn sie bestreitet, dass nur schlanke Körper in Form sein können. Dass sich *fatness* und *Fitness* notwendig ausschließen, wird mittlerweile nicht mehr nur in bewegungsnahen Foren bezweifelt, sondern bisweilen selbst in medizinischen Fachjournalen kritisch hinterfragt.

Literatur

Forth, Christopher E. *Fat: A Cultural History of the Stuff of Life*. Reaktion Books, 2019.

Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft und Bundesministerium für Gesundheit. Hg. *IN FORM: Deutschlands Initiative für gesunde Ernährung und mehr Bewegung*. <https://www.in-form.de/>. Zugriff: 6. Februar 2021.

Kreuzenbeck, Nora. »Nothing to Lose: Fat Acceptance-Strategien und Agency als Widerstand und Unterwerfung in den USA von der Mitte der 1960er bis in die frühen 1980er Jahre«. *Body Politics: Zeitschrift für Körpergeschichte* 3, 5, 2015, S. 111-134, <http://bodypolitics.de/en/archives/?ausgabe=17>, Zugriff: 22. Februar 2022.

Martschukat, Jürgen. *Das Zeitalter der Fitness: Wie der Körper zum Zeichen für Erfolg und Leistung wurde*. S. Fischer, 2019.

Möhring, Maren. *Marmorleiber: Körperbildung in der deutschen Nacktkultur (1890-1930)*. Böhlau, 2004.

Weiterführend

McKenzie, Shelly. *Getting Physical: The Rise of Fitness Culture in America*. University Press of Kansas, 2013.

Scholl, Stefan. Hg. *Körperführung: Historische Perspektiven auf das Verhältnis von Biopolitik und Sport*. Campus, 2018.

Verheyen, Nina. *Die Erfindung der Leistung*. Hanser, 2018.

Gender

Paula-Irene Villa

Als die Grüne Ricarda Lang im Januar 2022 zur Vorsitzenden der Partei gewählt wurde, liefen Social Media voll von Kommentaren. Gehässigen, abwertenden, beleidigenden – und manchmal freundlich-gutmeinenden – Kommentare, die sie als *dicke junge Frau ohne Uni-Abschluss* adressierten und dabei, gelinde gesagt, verspotteten. *Body shaming* begleitet die Politikerin nicht erst seit sie öffentlich sichtbar ist, ihr Dicksein ist ihr Leben lang, in der Kombination mit ihrem Geschlecht, Anlass zu Gehässigkeit und *bullying* (Alonso García).

Der »Körper ist die Visitenkarte« von Menschen in Gesellschaft (Villa). Vom → Körper wird auf den Menschen zurückgeschlossen, taxiert und bewertet wird dabei im Fadenkreuz zahlreicher (aber nicht beliebiger) Differenzen, die intersektional zu politisch durchwirkten Differenzregimen verwoben sind. Gender, die Geschlechtlichkeit als biosoziale Differenzierung also, ist auf allen Ebenen – normativ, körperlich, affektiv, politisch, historisch usw. – unausweichlich mit anderen Differenzdimensionen verklammert. Ob männlich, weiblich, ob ›divers‹, non-binary, trans* ... so oder anders, Geschlechtlichkeit ist nicht nur besonders relevant für die alltägliche Wahrnehmung von Menschen, sie ist zudem immer auch als anerkennbare Form im Alltag hervorzubringen. *Doing gender* findet permanent statt (West/Zimmerman). Diese praktische, andauernde, konkrete, handlungsbasierte und normativ konstituierte, historisch bedingte Herstellung von Geschlecht ist auf zwei miteinander verbundene Normen hin gefluchtet, an denen sich das alltägliche Tun messen lassen muss: Als von Natur aus gegeben und als in sehr spezifischer – aber oft nicht explizierter – Weise eigentlich. Anders gesagt: Die phantasmatische Norm (Butler) von Geschlechtlichkeit impliziert eine vage, unfassbare, umso wirkmächtigere Vorstellung einer ›natürlichen Eigentlichkeit‹. Im Vergleich mit dieser Norm gibt es zahlreiche Variationen uneigentlicher, falscher, unangemessener, nicht-richtiger Formen von Geschlechtlichkeit. Dicke

Gender sind genau solche ›falschen Formen‹. *Literally*. Dicke Körper werden durch die intersektionale Gender-Brille als in vielerlei Hinsicht falsch gelesen: falsch geschlechtlich, normativ und moralisch defizitär, womöglich nicht gar so menschlich, also monströs, pervers, wider- oder, paradoxerweise im Gegenteil, allzu natürlich (nicht kultiviert genug). In einem hegemonial binär-heteronormativen Differenzregime gilt: Dicke Männer sind demnach keine richtigen Männer, nicht richtig männlich, auf falsche Art männlich. Dicke Frauen sind demnach keine richtigen Frauen, nicht richtig weiblich, auf falsche Art weiblich. → Medien wie Fernsehfilme und Porn-Genres, Werbungen und Romane, Memes und Insta-Stories inszenieren regelmäßig und z.T. als fest etablierte Genrekonvention dicke Männer und Frauen entsprechend als Witzfiguren, tragische Loser – deren Tragik bisweilen in Toxizität umschlägt –, oder als asexuelle, infantilisierte Knuddelpummelchen.

Das Stereotyp von der attraktiven – schönen – Frau ist, weiterhin und wesentlich, die junge, fit-gesunde, sich moralisch disziplinierende Weiblichkeit, die sich dem heteronormativen *male gaze* gemäß als zugleich tugendhaft und sexuell verfügbar präsentiert. Demgegenüber ist die dicke Frau, ist dicke Weiblichkeit ein Exzess. Ein Zuviel, das durchaus sexualisiert und bisweilen fetischisiert wird (etwa als in sich verzweigte Kategorie des Porn), oder das, im Gegenteil, kindlich entsexualisiert wird, das sich aber in allen Fällen dabei den disziplinierenden Imperativen der heteronormativen zweigeschlechtlichen (Heirats-)Märkte entzieht: Die dicke Frau ist in jedem Fall eine nicht-richtige Frau. Wie ja auch z.B. alte, lesbische oder finanziell autonome Frauen. Der Mut, weiblich und dick zu sein, also sich den Anrufungen hegemonialer Weiblichkeit zu entziehen, evoziert offenbar nach wie vor massive Abwehr, → Stigma, Spott und nicht selten verbale sowie physische Gewalt. Auch → queere Menschen oder auf nicht-hegemoniale Weise (Connell) männliche dicke Menschen werden sozial geächtet und leben riskant. Cis hetero Männer können, bislang jedenfalls, ihr Dicksein womöglich mit Status, Macht, Erfolg, Geld kompensieren, doch bleibt ihre dicke → Männlichkeit besonders prekär. Dicksein ist, egal in welcher geschlechtlichen Form, bislang immer eine geschlechtliche Devianz, die nach wie vor mit Stigma, *bullying*, z.T. mit Gewalt und Exklusion einhergeht. Auch darum sind feministisch-queere Artikulationen im *fat activism* und die Auseinandersetzung mit dicken Geschlechtlichkeiten in den Fat Studies so wichtig (Farr; Saguy; → Feminismus; → Aktivismus).

Literatur

- Alonso García, Sina. »Ricarda Lang. So geht die neue Vorsitzende der Grünen mit Bodyshaming um«. *Frankfurter Rundschau*, 1. Februar 2022. <https://www.fr.de/panorama/ricarda-lang-so-geht-die-neue-gruenen-vorsitzende-mit-bodyshaming-um-zyx-zr-91273783.html>. Zugriff: 17. Februar 2022.
- Butler, Judith. *Körper von Gewicht: Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Berlin Verlag, 1995.
- Connell, R.W. *Masculinities*. Allen & Unwin, 1995.
- Farr, Daniel. »Introduction to the Special Issue: Fat Masculinities«. *Men and Masculinities* 16, 4, 2013, S. 383-386, <https://doi.org/10.1177/1097184X13502650>.
- Saguy, Abigail. »Why Fat is a Feminist Issue«. *Sex Roles: A Journal of Research* 66, 9-10, 2012, S. 600-607, <https://doi.org/10.1007/S11199-011-0084-4>.
- Villa, Paula-Irene. »Haut und Haar als Visitenkarte. Ein Gespräch«. *Sozialmagazin* 1-2, 2017, S. 7-13. http://www.beltz.de/fileadmin/beltz/newsletter/pdf/sozialmagazin17_1-2_villa.pdf. Zugriff: 17. Februar 2022.
- West, Candace und Don H. Zimmerman. »Doing Gender«. *Gender & Society* 1, 2, 1987, S. 125-151, <https://doi.org/10.1177/0891243287001002002>.

Gesundheit

Natalie Rosenke

Aktuelle Stunde des Bundestags zur Einstufung von hohem Gewicht als chronische Krankheit

Sehr geehrter Herr Präsident, liebe Kolleg*innen,

am 3. Juli 2020 hat die Bundesregierung hohes Gewicht zu einer chronischen Krankheit erklärt (Plenarprotokoll 19/171 103). Ein herber Rückschlag für alle, die dafür streiten, dass dick und gesund eine denkbare Kombination ist. Für die Bemessung des Gesundheitszustands wird dabei der → Body-Mass-Index (BMI) genutzt, der das Gewicht zur Größe ins Verhältnis setzt – und das obwohl ein eindeutiger Zusammenhang zwischen Körpergewicht und Gesundheit und auch der BMI als Indikator für eine Diagnose medizinisch umstritten sind.

Der Status greift ab einem BMI von 30, also mit der BMI-Klasse, ab der die WHO von ›Adipositas‹ spricht. Lassen Sie mich das etwas greifbarer machen: Die durchschnittliche Körpergröße von Frauen liegt in Deutschland bei 1,66m. Eine Person dieser Körpergröße gilt nun ab einem Gewicht von 83 Kilogramm als chronisch krank. Männer sind im Durchschnitt 1,79m groß. Hier greift der Status bei 97 Kilogramm.

Die Bekanntgabe wurde von den Adipositasgesellschaften begrüßt, da sie den Weg für die Entwicklung eines strukturierten Behandlungsprogramms (*Disease-Management-Programm* = DMP) frei macht und damit konservative Therapien voraussichtlich wieder verstärkt angeboten werden. Sie zielen auf die Gewichtsreduktion ab und basieren auf dem Dreiklang Ernährungsumstellung, Bewegung und Verhaltensänderung. Krankenkassen wie die DAK haben sich ebenfalls für den Status *chronische Erkrankung* eingesetzt. Dabei schwingt die Hoffnung mit, es würde die Akzeptanz hochgewichtiger Menschen in der Gesellschaft verbessern, wenn sie als krank gelten. Das zeigt sich

beispielsweise in der Kampagne »Schwere[s]los« zur Aufklärung über Adipositas, in der die Worte ›schwerelos‹ und ›schweres Los‹ vereint wurden.

Diese Hoffnung trägt. Nicht von ungefähr hat sich die *Aktion Sorgenkind* 2000 in *Aktion Mensch* umbenannt. Mitleid ist eine denkbar schlechte Basis, um für die eigenen Rechte zu streiten, denn es entmündigt und entwertet die Bemitleideten. Dem Stigma des hochgewichtigen → Körpers werden wir durch den neuen Status also nicht beikommen, aber wie sieht es mit der Gesundheit aus? Hier wurde doch ein Pflock für die Gesundheit hochgewichtiger Menschen eingeschlagen. Ein Pflock, ja, aber einer für eine Gesundheit, die Gewichtsvielfalt verneint und nur über den Wechsel in den dünnen Körper erfolgen kann; ein Wechsel, der vielen nicht dauerhaft möglich ist.

Wo ist ihr Gesundheitsangebot für hochgewichtige Menschen, das den bestmöglichen Gesundheitszustand in ihrem eigenen Körper im Sinn hat? Ein Angebot, in dem ein Gewichtsverlust nicht das Ziel, sondern ein möglicher Nebeneffekt ist, der eintritt – oder eben auch nicht. Im Parlament des Vereinigten Königreichs liegt dieses Angebot längst auf dem Tisch. Dort soll nicht länger der BMI das Maß der Dinge sein, sondern die individuelle gesundheitliche Betrachtung, und mit dem → Health at Every Size-Ansatz wird hochgewichtigen Menschen ein echtes Angebot zur Förderung ihrer Gesundheit gemacht. Dieses Angebot sind Sie schuldig geblieben, genauso wie einen rechtlichen Diskriminierungsschutz, der Gewicht vollständig abdeckt.

Stress, Armut und Einsamkeit reduzieren die Lebensqualität und die Lebenserwartung. Sie schaden psychisch und physisch. Auch Diskriminierung bedeutet ein hohes Maß an psychosozialen Stress. Sie führt zu einer ökonomischen Benachteiligung und der Isolation innerhalb unserer Gesellschaft. Fünfzehn Prozent der erwachsenen Bevölkerung in Deutschland meiden hochgewichtige Menschen (forsa 24). Insbesondere für hochgewichtige Frauen zeigt sich ein *Weight-Pay-Gap* (Tyrrell et al. 1). Wenn wir an die Gesundheit hochgewichtiger Menschen denken, müssen wir Gewichtsdiskriminierung mitdenken und ihr entgegenwirken.

Der Weg, der hier eingeschlagen wurde, wird langfristig dazu führen, dass Körpergewicht bei einer Novellierung des *Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes* (AGG) über die Ergänzung der Diskriminierungskategorie chronische Erkrankung in das Gesetz einfließen wird. Das ist zu wenig! Über die sechs im AGG genannten Diskriminierungskategorien hinaus geben die meisten von Diskriminierung Betroffenen an, dass sie anhand äußerlicher Merkmale Diskriminierung erfahren haben, 51 Prozent davon anhand der Kategorie

Gewicht (Döbele und Sartorius 14). Und das höchste Risiko diskriminiert zu werden, besteht im Lebensbereich Gesundheit und Pflege (Beigang et al. 230).

Sie wollen die Gesundheit hochgewichtiger Menschen fördern? Dann stärken Sie ihre Rechte und schützen Sie sie vor Diskriminierung! Nehmen Sie Gewicht als Diskriminierungsdimension in Paragraf 1 AGG auf. Damit legen Sie den Grundstein dafür, dass Strukturen zur Unterstützung von Betroffenen entstehen und Gewicht(svielfalt) eine Diversity-Dimension wird. Dieser veränderte Blick auf den hochgewichtigen Körper wäre ein Meilenstein auf dem Weg zur Akzeptanz in unserer Gesellschaft. Das ist kein »bist Du erst dünn, dann ist Dir geholfen«, das wäre eine echte Hilfe für hochgewichtige Menschen, jetzt in diesem Moment.

Diskriminierungsschutz ist → Gesundheitsprävention! Handeln Sie danach.

Natalie Rosenke

Vorsitzende der Gesellschaft gegen Gewichtsdiskriminierung

E-Mail: info@gewichtsdiskriminierung.de

Literatur

Beigang, Steffen, et al. *Diskriminierungserfahrungen in Deutschland. Ergebnisse einer Repräsentativ- und einer Betroffenenbefragung*, hg. von der Antidiskriminierungsstelle des Bundes, Nomos, 2017.

Döbele, Christoph und Oliver Sartorius. *(Strukturelle) Diskriminierung*. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, 2019.

forsa. *XXL-Report: Meinung und Einschätzungen zu Übergewicht und Fettleibigkeit*. forsa Politik und Sozialforschung GmbH, 2016.

Plenarprotokoll 19/171. <https://dserver.bundestag.de/btp/19/19171.pdf>. Zugriff: 21. März 2021.

Tyrrell, Jessica, et al. »Height, Body Mass Index, and Socioeconomic Status: Mendelian Randomisation Study in UK Biobank«. *BMJ*, 2016, <https://doi.org/10.1136/bmj.i582>.

Globesity

Nina Mackert und Caroline Meier zu Biesen

Im ausgehenden 20. Jahrhundert erklärte die Weltgesundheitsorganisation (WHO) »Adipositas« zu einer globalen »Epidemie«, für die ab 2001 der Begriff »Globesity« genutzt wurde (WHO, Gilman). »Globesity« wird als weltweit zu beobachtende Folge der Verbreitung neuer, durch Industrieländer geprägte Lebensstile interpretiert, die mit steigendem Konsum energiereicher, industriell verarbeiteter Nahrungsmittel und wenig(er) körperlicher Bewegung einhergehen. Immer mehr Menschen im Globalen Norden, zunehmend aber auch im globalen Süden, seien daher »übergewichtig« und »adipös«, heißt es. Gemessen wurde und wird dies v.a. über den → Body-Mass-Index. Weil »Adipositas« als → Risikofaktor für chronische, nicht-übertragbare Krankheiten gilt, verweist »Globesity« auf eine → Public Health-Krise, die die globale Gesellschaft durch hohe Gesundheitskosten und sinkende Produktivität zu bedrohen scheint (WHO, Delpeuch et al.).

In jüngerer Zeit wird »Globesity« auch in Zusammenhang mit dem Klimawandel gebracht, genauer: Es wird als gleichursprünglich betrachtet. Die globale Nahrungsmittelindustrie beschleunige Erderwärmung und »Globesity« gleichermaßen, so ein immer populärer werdendes Argument. Denn Produktion und Konsum hoch verarbeiteter Nahrungsmittel seien nicht nur für Umweltverschmutzung und höhere CO₂-Emissionen verantwortlich, sondern führen auch zur globalen Verbreitung von »Adipositas«. Dies wiederum, so eine der meistzitierten wissenschaftlichen Veröffentlichungen zu »Globesity«, resultiere in einem weiteren Anstieg an Emissionen. Denn dann würden mehr und schwerer beladene Autos mehr Treibstoff verbrauchen und häufiger zu Hause bleibende Menschen mehr Strom, z.B. durch längeres Fernsehen. In der fettphobischen Diktion der Studie führe dies wiederum zu einem höheren Körpergewicht durch Bewegungsmangel (Delpeuch et al. 151).

Eine Kritik an der globalen Nahrungsmittelindustrie ist notwendig. Diese stellt mit ausbeuterischen Arbeitsbedingungen, Ressourcenverbrauch sowie

Diätprodukten (→ Light) eine Gesundheitsgefahr für die gesamte Menschheit dar, unabhängig von ihrem Körpergewicht. Populäre Globesity-Narrative, die einen direkten Zusammenhang zwischen → »Adipositas-Epidemie« und Erderwärmung sehen, tragen jedoch dazu bei, dass dicke Menschen noch stärker pathologisiert, für ihre → Körper und ihr Handeln verantwortlich gemacht und stigmatisiert werden. Dies zeigt sich etwa sehr eindrücklich in Berechnungen, die den Anteil der CO₂-Emission von Menschen mit → »Übergewicht« in Relation zum gesamtgesellschaftlichen Ausstoß stellen oder gar individuelles Abnehmen als Strategie gegen den Klimawandel vorschlagen (Gryka et al.).

Dicke Körper fungieren hier als Zeichen einer doppelten Krise: der von Klima *und* → Gesundheit. Folglich wird der Schutz der Biodiversität auch untrennbar mit der Verwirklichung von Menschenrechten (auf eine gesunde Umwelt) verbunden (Delpeuch et al.). Trotz einer unumstrittenen Relevanz der Biodiversität gibt es in populären Globesity-Erzählungen jedoch keinen Raum für die Diversität von Körperformen. Der globale Kampf gegen »Adipositas« schließt Dicksein als körperliche Option aus. Stattdessen ruft er eine Fiktion mit langer Tradition auf, in der Schlanksein als Naturzustand imaginiert wird, der durch die »moderne Zivilisation« (und ihre Ausbreitung ausgehend vom Globalen Norden) zerstört werde (Gilman). Die Veränderung »ursprünglicher« lokaler Ernährungsweisen durch eine globalisierte Nahrungsmittelindustrie führe in weiterer Konsequenz zu unkontrollierter Gewichtszunahme bei Menschen im globalen Süden. Diese Fiktion ist rassistisch, bevormundend und klassistisch, weil sie eine Neuauflage der kolonialistischen Konstruktion »unzivilisierter«, »naturverbundener« Menschen darstellt, die den Anforderungen einer modernen Konsumgesellschaft nicht gewachsen seien. Nicht zufällig gilt »Adipositas« auch innerhalb der Länder des Globalen Nordens vor allem als Problem armer, nicht-weißer Menschen und mithin derjenigen, die ohnehin stets als »Problembevölkerung« aufgerufen werden. Die Fiktion ist zudem widersprüchlich und wenig differenziert, insofern der Zugang zu industriell verarbeiteten Konsumgütern bzw. emissionssteigernden Aktivitäten überhaupt nur einer begrenzten Bevölkerungsschicht möglich ist.

Populäre Globesity-Narrative verengen also eher den Blick auf die globale Gesundheit, indem sie dicke Körper zum Problem erklären, Krank- mit Dicksein sowie mit modifizierbaren → Risikofaktoren assoziieren und auf einem Imperativ selbstverantwortlicher Subjekte mit vermeintlich gleichen Voraussetzungen basieren. Kritische Gesundheits- und Sozialwissenschaften sowie

aktuelle medizinhistorische Studien kritisieren diese reduktionistischen Erzählungen und schlagen in Abgrenzung dazu vor, Gesundheit relational zu denken (Vaughan et al.). Diese Studien appellieren, nicht primär die *Lebensführung*, sondern vor allem die *Lebensumstände* zu berücksichtigen. Das heißt, die strukturellen, politisch-ökonomischen Zwänge oder auch Umweltgesundheitsgefahren anzuerkennen, die sowohl das gesundheitsuchende Verhalten als auch den Anstieg von (chronischen) Erkrankungen stark (mit-)bedingen. Vor allem ist es notwendig, diese Problematisierungen von Dicksein zu entkoppeln. Denn: Der Einsatz für beides, Klimarettung und globale Gesundheit, ist unabdingbar. Dies sollte jedoch in einer Weise erfolgen, die dicke Körper nicht pathologisiert und als schuldig deklariert, sondern die die vielschichtigen und hochkomplexen Barrieren für Gesundheit aufzeigt.

Literatur

- Delpeuch, Francis, et al. *Globesity: A Planet Out of Control?* Earthscan, 2009.
- Gilman, Sander. *Obesity: The Biography*. Oxford University Press, 2010.
- Gryka A., et al. »Global Warming: Is Weight Loss a Solution?« *International Journal of Obesity* 36, 3, 2012, S. 474-476.
- Vaughan, Meghan, et al. Hg. *Epidemiological Change and Chronic Disease in Sub-Saharan Africa: Social and Historical Perspectives*. UCL Press, 2021.
- World Health Organization (WHO). *Obesity: Preventing and Managing the Global Epidemic. Report of a WHO Consultation on Obesity, Geneva, 3-5 June 1997*. World Health Organization, 1998.

Weiterführend

- Schorb, Friedrich. *Die Adipositas-Epidemie als Politisches Problem: Gesellschaftliche Wahrnehmung und Staatliche Intervention*. Springer VS, 2015, <https://doi.org/10.1007/978-3-658-06614-7>.

Haustiere

Lotte Rose

Nicht nur Menschen werden dicker, sondern auch ihre tierlichen Gefährten wie Pferde, Hunde, Katze und Kleintiere. Wenn auch unterschiedliche Zahlen zum Ausmaß der Entwicklung gehandelt werden, besteht in Studien Einigkeit darüber, dass sie zu hoch, historisch neu und stetig ansteigend sind. Eine internationale Überblicksstudie spricht von 30 Prozent bis 40 Prozent übergewichtigen Hunden und Katzen (Loftus und Wakshlag). In der *ÄrzteZeitung* heißt es, dass die US-amerikanische *Gesellschaft zur Vermeidung von Fettleibigkeit unter Tieren* sogar davon ausgeht, dass »60 Prozent der Katzen und 56 Prozent der Hunde zu schwer« sind (Lanzke).

Kennzeichnend für diese Rhetorik ist ihr alarmierender Duktus. So ist von einem Problem mit »pandemic proportions in our pet populations« (Loftus und Wakshlag) die Rede, das medizinisch zu schärfen ist. 2019 forderten tiermedizinische Organisationen in einer Stellungnahme (Ward et al.), »Übergewicht« bei Katzen und Hunden in den Katalog der Krankheiten aufzunehmen und ein präzises Klassifizierungssystem zur Bewertung von Körpergewicht bei Haustieren vorzulegen, ohne dass es für Tierärzt*innen schwer ist, klare Problemdiagnosen zu stellen – gerade auch gegenüber den Personen, die mit ihren Tieren in die Praxis kommen. Weil eine solche Klassifizierung bislang noch nicht vorliegt, wie dieses mit dem BMI für die Menschenkörper der Fall ist, finden sich im Netz denn auch diverse diagnostische Kriterien, die Tierhalter*innen helfen sollen, »Übergewicht« zu erkennen. Mit der Durchsetzung des »Problems der dicken Haustiere« wächst der Bedarf nach rationalen Maßstäben, um den gesunden Tierkörper vom gefährdeten zu unterscheiden.

Nicht allein mit der Dramatisierung des hohen Gewichts der Haustiere wiederholt sich exakt das, was aus der öffentlichen Verhandlung des hohen Gewichts von Menschen bekannt ist, auch sind die Problematisierungsfiguren identisch. Immer wieder gibt es die Hinweise auf die schwerwiegenden Gesundheitsschäden für die Tiere durch hohes Gewicht. Exemplarisch

heißt es in einer veterinärmedizinischen Studie: »Obesity has been associated with other health problems, including osteoarthritis, renal disease, skin disease, insulin resistance, and neoplasia in dogs, while in cats obesity is associated with dermatological issues, diabetes mellitus, neoplasia, and urolithiasis« (Loftus und Wakshlag).

Auch was die Ursachen und Behandlung der »übergewichtigen« Tiere betrifft, fühlt man sich an die Diskurse zur menschlichen Hochgewichtigkeit erinnert. In einem Online-Magazin für Tierbesitzende wird konstatiert: »Zu wenig Bewegung, zu viele Kalorien: Das sind in den meisten Fällen die Ursachen für Übergewicht bei Haustieren« (Redaktion). Entsprechend werden zur Behandlung Bewegungsprogramme, Kalorienreduktion und pflanzliche Diäten für die fleischfressenden Hunde und Katze propagiert. Die oben schon zitierte Studienübersicht von Loftus/Wakshlag ist zu den Ursachen zwar differenzierter, wenn eine »complicated nature of the pathogenesis of obesity« konstatiert wird. Aber wie bei der menschlichen Dickleibigkeit tauchen auch bei der tierlichen körperphysiologische Narrative auf bis hin zu »familiensozialisatorischen«. Zumindest wird ein Zusammenhang zwischen der Dickleibigkeit von Hunden und ihren Besitzenden nachgewiesen (ebd.).

Was die Stigmatisierung der Dickleibigkeit betrifft, richtet diese sich auch auf dicke Tiere – und ihre Besitzer*innen (Pearl et al.). Tierärzt*innen gaben in einer Studie zum Umgang mit dicken Hunden jedenfalls an, Verachtung gegenüber dicken Hunden und auch gegenüber ihren Besitzer*innen zu empfinden. Wenn die Besitzer*innen selbst dick sind, geben Tierärzt*innen ihnen die Schuld am »Übergewicht« ihres Hundes, wie sie auch davon ausgehen, dass die Diätempfehlungen für den Hund nicht eingehalten werden (ebd.). Damit wird ein Phänomen sichtbar, dass sich auch in Bezug auf dicke Eltern zeigt (→ Eltern, → Mutter, → Schwangerschaft): Haustierbesitzenden werden Fehler bei der Tierpflege unterstellt und Verantwortung für das Gewicht »ihres« Tieres zugewiesen.

In den Fat Studies sind dicke Haustiere bislang kaum Thema. Zu den seltenen Ausnahmen gehört der 2009 erschienene Beitrag »Fat Pets« von Don Kulick. Er zeichnet die vielschichtigen Analogien des öffentlichen Sprechens über Fettleibigkeit von Menschen und Haustieren nach: der dramatisierende Ton, das gesundheitliche Schreckensszenario, die Empfehlungen von Diät-Futter bis hin zu Reality-TV zum Abnehmen von Hunden, in dem ihre Besitzer*innen vorzugsweise als sozial depriviert und psychisch überfordert dargestellt werden. Dabei verweist er nicht nur auf die Widersprüchlichkeit, dass

Haustiere dicker werden und trotzdem länger leben, sondern auch auf Interessen der Tierfutterindustrie an den tierlichen ›Adipositas‹-Narrativen.

Mit Bezug auf die *Human Animal Studies* versteht er die Diskursivierung der Dickleibigkeit bei Haustieren als Indikator der Neuverhandlung von Mensch-Tier-Grenzen: »as humans get fatter, they become less human, but [...] as pets get fatter, they become more human« (46). Dies erinnert daran, dass dicke Menschen immer in der Gefahr stehen, als ›Monster‹ animalisiert zu werden, während Haustiere, die sowieso schon starken Anthropomorphisierungen unterliegen, durch ihr Dickleibigkeit einmal mehr praktisch zu ›Menschen‹ werden: Es ereilen sie die gleichen Problemdiagnosen und Stigmatisierungen, wie sie auch mit ihren Halter*innen an ihrem Gewicht arbeiten müssen.

Literatur

- Kulick, Don. »Fat Pets«. *Fat Studies in the UK*, hg. von Corinna Tomrley und Ann Kaloski Naylor, Raw Nerve Book, 2009, S. 35-50.
- Lanzke, Alice. »Dickes Herrchen, dicker Hund«. *ÄrzteZeitung*, 13. Juni 2018. <https://www.aerztezeitung.de/Medizin/Dickes-Herrchen-dicker-Hund-226108.html>. Zugriff: 13. Juli 2021.
- Loftus, John P. und Joseph J. Wakshlag. »Canine and Feline Obesity: A Review of Pathophysiology, Epidemiology, and Clinical Management«. *Veterinary Medicine: Research and Reports* 6, 2015, S. 49-60, <https://doi.org/10.2147/VM.RR.S40868>.
- Pearl, Rebecca, et al. »Who's a Good Boy? Effects of Dog and Owner Body Weight on Veterinarian Perceptions and Treatment Recommendations«. *International Journal of Obesity* 44, 2020, S. 2455-2464, <https://doi.org/10.1038/s41366-020-0622-7>.
- Redaktion. »Tierisch dicke Freunde: Wenn Hund und Katze zu viel auf den Rippen haben«. *Deine Tierwelt Magazin*. 2. Juni 2021. <https://www.deine-tierwelt.de/magazin/ubergewicht-bei-haustieren-wenn-hund-und-katze-zu-dick-sind/>. Zugriff: 2. Juni 2021.
- Ward, Ernie, et al. »The Global Pet Obesity Initiative Position Statement«, 13. Oktober 2019. <https://static1.squarespace.com/static/597c71d3e58c621d06830e3f/t/5da311c5519bf62664dac512/1570968005938/Global+pet+obesity+initiative+position+statement.pdf>. Zugriff: 22. November 2021.

Weiterführend

Bronwen, Meredith. *Is Your Cat Too Fat? Welcome Rain*, 1998.

Pogány Ákos, et al. »The Behaviour of Overweight Dogs Shows Similarity with Personality Traits of Overweight Humans«. *Royal Society Open Science* 5, 172398, 2018, <https://dx.doi.org/10.1098/rsos.172398>.

Headless Fatties

Charlotte Cooper

Vor einigen Jahren, als die aktuelle Welle des Kriegs gegen die ›Adipositas‹ (auch bekannt als weltweite → ›Adipositas-Epidemie‹, die ›Adipositas-Krise‹ und so weiter) zum Medienthema wurde, bemerkte ich zum ersten Mal das Phänomen der *headless fatties* (›kopfloren Fetten‹). Scheinbar jeder ach so besorgte Zeitungsartikel über die finanziellen Kosten von ›Adipositas‹ und jede wortreiche Pressemitteilung über die tickende Zeitbombe, die sie darstelle, wurde mit dem Foto einer fetten Person versehen, die offenbar ohne ihr Wissen abgeleuchtet und deren Kopf fein säuberlich von der Aufnahme abgeschnitten wurde.

Headless fatties sind seither zu einem Lieblingsgegenstand des Nachrichtenjournalismus geworden. Es ist wirklich bizarr: Ständig, nahezu pausenlos, tauchen fette Menschen in den → Medien auf; ›Adipositas‹ bringt mehr als doppelt so viele Suchtreffer bei *Google News* als ›Madonna‹. Aber: Wir werden als Objekte präsentiert, als Symbole, als ein kollektives Problem, als etwas, über das man sprechen muss. Sofern wir das Spiel nicht mitspielen und die repressiven, selbsthassenden, medikalisierten Ansichten über das Fettsein nicht nachplappern, tauchen die Stimmen, Gefühle, Gedanken und Meinungen fatter Menschen darüber, was es heißt, fett zu sein, im Diskurs überhaupt nicht auf. Wir sind deshalb gegenwärtig nicht in der Lage, aus der Anziehungskraft, die ein dicker → Körper auf Zuschauende und Lesende ausübt, Kapital zu schlagen, und das wird wahrscheinlich solange so bleiben, wie wir entmündigte Wesen sind.

Als *headless fatty* wird der Körper symbolisch: Wir sind da, aber wir haben keine Stimme, nicht einmal einen Mund in einem Kopf, kein Gehirn und keine Gedanken oder Meinungen. Stattdessen werden wir als Symbole kultureller Angst reduziert und entmenschlicht: der Körper, der Bauch, der Arsch, → Essen. Auch in der Art und Weise, wie die Leute auf diesen Fotos geköpft werden, liegt eine bestimmte Symbolik. Es ist, als ob wir für unser bloßes

Dasein bestraft würden; unser Recht zu sprechen ist durch einen neugierigen Blick entfernt worden, und unsere kopflosen Bilder illustrieren Artikel, die behaupten, dass eine Welt ohne Leute wie uns genau genommen ein besserer Ort wäre.

Dennoch sind das echte Menschen, die so wirken, als seien sie ohne ihr Wissen, ohne ihr Einverständnis und ohne irgendeine Art von Vergütung für kommerzielle Aufnahmen abgelichtet worden, die anschließend von Fotograf*innen und Agenturen vermarktet und verkauft werden. Ich frage mich, wie es sich anfühlen muss, wenn man eines Morgens die Zeitung aufschlägt oder eine Nachrichtenseite im Internet öffnet, um dort unter einer Überschrift, die Leute anprangert, die so aussehen wie man selbst, auf eine kopflose Version der eigenen Person zu stoßen. Ich stelle mir vor, dass dies schon für eine Person mit großem Selbstbewusstsein schwer wäre, ganz zu schweigen von irgendeinem Fetten, der in dem deprimierend vertrauten Kreislauf von Selbsthass, Körperkekel und → Scham aufgewachsen ist.

Headless fatties sind eine Version von fetten Menschen, eine endlose Parade von uns, uns hasserfüllt und ignorant entrissen und dann an uns zurückverkauft. Sie mahnen an eine Überwachungskultur, die fetten Menschen – deren Körper durch scharfe und abschätziges Blicke kontrolliert werden – nur allzu vertraut ist. Es ist wirklich wahr: Man könnte an irgendeinem beliebigen Ort sein, auf der Straße, auf dem Heimweg vom Einkaufen, an der Bushaltestelle, im Fitnessstudio oder in der Kantine, und ganz gleich, ob man dabei super aussieht oder beschissen, es könnte dabei ein Bild von der eigenen Widerlichkeit außerhalb der eigenen Kontrolle und vielleicht sogar ohne dass man Kenntnis davon hat, produziert und reproduziert werden (→ Fitness). Und es könnte jeden treffen: Männer, Frauen, Kinder – sogar Kinder! –, ob reich, ob arm oder irgendetwas dazwischen. Es gibt Fotograf*innen, die auf der Suche nach *dem* Schnapsschuss Leuten wie mir auflauern: einer billig gekleideten fetten Unterschichtsfrau, die auf der Straße irgendein Fastfood in sich hineinstopft. Ich würde behaupten, dass die Angst fetter Menschen davor, ein Klischee zu erfüllen, die Gelegenheit zu solchen Aufnahmen ziemlich ausdünn. Denn es ist ziemlich erstaunlich, wie Essen auf diesen Bildern weitgehend nicht vorhanden ist, und ich lenke die Aufmerksamkeit des Betrachters auf das Bild einer Frau in einem gestreiften Oberteil, die den Fehler gemacht hat, zu nah an einer Reklametafel für ein Sandwich zu stehen – sie isst nicht einmal, sie trägt eine Einkaufsstüte von Evans, einem britischen Klammottenladen für fette Frauen, und trotzdem ist die Andeutung dessen, was sie tut, wenn sie nach Hause kommt, überdeutlich.

Ich bin auf diese Bilder gestoßen, indem ich bei Google die folgenden Suchbegriffe eingegeben habe: »adipös, Adipositas, Adipositas-Epidemie, adipöser Mann, adipöse Frau, adipöses → Kind, Übergewicht, fett«. Viele der Bilder stammen von einer der weltgrößten Bildagenturen, die Unternehmen und Medien mit Bildern beliefern. Ich habe ein paar Bilder von Menschen in diese Liste aufgenommen, die nicht geköpft worden sind, obgleich sie gesichtslos bleiben, da sie der Kamera ihren Hinterkopf zuwenden. Ein denkwürdiges Foto zeigt eine Reihe fetter Frauen, deren Augen von schwarzen Balken verdeckt sind, so als ob sie Kriminelle wären. Vielleicht sind sie es für einige Leute auch.

Wenn irgendeines solcher Bilder von Ihnen oder einer Person stammt, die Sie kennen, und ohne Ihre oder deren Einwilligung aufgenommen worden ist, dann denke ich, dass es eine gute Idee wäre, wenn Sie, beziehungsweise die betreffende Person, sich juristischen Beistand besorgen. Wenn ich jemals auf einem solchen Bild auftauchen sollte, dann würde ich wollen, dass jede*r Fotoredakteur*in auf diesem Planeten weiß, dass ich ihn oder sie dafür in Grund und Boden verklagen werde. Vielleicht sollte man die Bildagenturen wissen lassen, dass diese Aufnahmen entmenschlichend sind, oder den Redakteur*innen mitteilen, was man über ihren Gebrauch von *headless fatties* denkt, und ihnen vorschlagen, dass eine jede solche Aufnahme, die sie veröffentlichen, durch einen Artikel über eine lautstarke Fettaktivistin aufgewogen werden sollte, verfasst von ihr selbst.

Ich erblicke mich selbst auf diesen Bildern, ich sehe den Menschen auf diesen Aufnahmen sehr ähnlich, und ich möchte gerne andere Weisen vorschlagen, sie anzusehen: Versuche, deine Abscheu einmal hintanzustellen, und achte darauf, wie die Leute gekleidet sind und was sie tun, denke darüber nach, wie das Bild wohl aufgenommen wurde, welche Botschaft es vermitteln sollte, wie diese Botschaft zu den abgebildeten Personen in Beziehung steht und wer für das Bild Geld bekommen hat. Und dann versuche dir vorzustellen, wer diese *headless fatties* sein mögen, und versuche, ihr Menschsein zu begreifen.

Übersetzung: Frank Lachmann

Health at Every Size

Gemma Gibson

Die Definition von Health at Every Size (HAES) (»Gesundheit in jeder Größe«) mag auf den ersten Blick leicht sein. Viele Befürworter*innen von HAES vertreten die These, dass alle → Körper, unabhängig von ihrer Größe, eine »gute« → Gesundheit erlangen und erhalten können. Dennoch können grob zwei verschiedene Ausrichtungen von HAES mit unterschiedlichen Verständnissen und einer unterschiedlichen Geschichte abgegrenzt werden. Die populärste ist mittlerweile markenrechtlich geschützt und wurde von Gesundheitsexpert*innen wie Lindo Bacon, Deb Burgard und Lucy Aphramor popularisiert. Die andere ist außerhalb der Fat Acceptance-Bewegung (→ Aktivismus) vielleicht weniger bekannt, hat ihre Wurzeln aber in der frühen Fat Liberation, als dicke Menschen ihre düsteren Erfahrungen mit dem Gesundheitswesen zum ersten Mal im Rahmen einer organisierten Community diskutieren konnten.

Beide Ausrichtungen begründen die Notwendigkeit von HAES damit, dass dicke Menschen in den westlich geprägten Kulturen eine medizinische Pathologisierung erleben, die ihnen durch Zugangsbeschränkungen und Diskriminierung in der Gesundheitsversorgung schaden kann. Zudem kann dieses → Stigma bei vielen dicken Menschen zu einem falschen Verständnis davon führen, wie man Gesundheit »tun« sollte. Denn viele medizinische Fachkräfte, die nicht im Sinne von HAES praktizieren, empfehlen Abnehmen als Heilmittel für alle Arten von Beschwerden, von Ohrenschmerzen bis hin zu Knochenbrüchen (Bacon; Burgard). HAES ruft dazu auf, andere Erklärungen als → »Übergewicht« für gesundheitliche Probleme zu erwägen, zum Beispiel mit Dicksein verbundene Stigmatisierungen in der Gesellschaft, am Arbeitsplatz oder im Gesundheitswesen (Burgard 45f.).

Diskussionen im Geiste von HAES lassen sich leicht bis zu einer der frühesten *Fat-Activist*-Gruppen namens *The Fat Underground* im Jahr 1974 zurückverfolgen. Dieser Zweig war geprägt durch Diskussionen über Strategien im Umgang mit Ärzt*innen, sichere Möglichkeiten körperlicher Bewegung, ei-

nen nicht auf Scham basierenden Umgang mit → Essen und Gewicht und eine generelle Abwehr der Pathologisierung von Dicksein. Der Fokus eines aktivistischen HAES liegt darauf, was Menschen in Gesundheitsberufen tun können, um eine bessere Gesundheitsversorgung für Menschen aller Größen bereitzustellen. Bei dieser Version von HAES stehen dicke Menschen im Mittelpunkt, was bedeutet, dass ihre gelebte Erfahrung gehört und von ihr gelernt wird. Und auch wenn für die Aktivist*innen die individuelle Gesundheit wichtig sein mag, so ist sie doch nicht das einzige Ziel. Diskussionen und Engagement drehen sich eher um einen gleichberechtigten Zugang zur Gesundheitsversorgung, der nicht davon abhängig ist, ob eine dicke Person ›gesunde‹ Aktivitäten betreibt (→ *Healthism*).

Die andere Ausrichtung von HAES ist stärker professionalisiert und am ehesten durch Bacons *Health at Every Size – The Surprising Truth About Your Weight* bekannt. Darin werden Ansätze aufgezeigt, wie → Diäten aufgegeben und Gesundheit losgelöst von Abnehmen oder → Body-Mass-Index angestrebt werden kann. Bacon ist eine sehr prominente Figur in der professionellen HAES-Community, was sich auch auf der Website *Health at Every Size-Community* zeigt, auf der sich fast 18.000 Menschen zu HAES bekannt haben (Stand 26. Januar 2021). Die Seite wirbt für Bacon als Vorkämpfer* einer *size accepting* Gesundheitsversorgung für Menschen, die als ›adipös‹ gelten. Dabei geht es in der Regel darum, bisher Diät haltende Menschen dazu zu animieren, auf die Intuitionen ihres Körpers zu ›hören‹ und beim Thema Gesundheitsversorgung einen selbstfürsorglichen statt schambesetzten Ansatz zu verfolgen.

Doch wie bereits erwähnt, gibt es unter HAES-Aktivist*innen und -Fachleuten Differenzen darüber, wie HAES verstanden werden soll und wem es ›gehört‹. Burgard (42, 50) weist etwa zurück, dass HAES übermäßig von der, wie sie sie nennt, *Size-Acceptance*-Bewegung beeinflusst ist. Obwohl sie die Beteiligung von Aktivist*innen an der Entwicklung von HAES anerkennt (50), behauptet sie, dass HAES ursprünglich von Mediziner*innen und Gesundheitsexpert*innen entwickelt worden ist, die von der ungleichen Gesundheitsversorgung frustriert waren – unabhängig davon, ob sie dabei an diese Bewegung gedacht haben oder nicht (42).

Ohne Berücksichtigung von *fat activists* wurde 2010 auf der Konferenz der *Association of Size Diversity and Health* (ASDAH) die Entscheidung getroffen, HAES als Markenzeichen schützen zu lassen, damit Unternehmen, die mit dem Abnehmen Geschäfte machen, sich dabei nicht auf HAES beziehen können (Gingras und Cooper). Praktiken, die das HAES®-Warenzeichen tragen,

müssen den Richtlinien genügen, die auf der Website der ASDAH zu finden sind. Leider bedeutet diese Entwicklung, dass viele Aktivist*innen, die die HAES-Ideologie mitentwickelt hatten, plötzlich mit neuen Formen des *gatekeeping* konfrontiert sind. Die Eintragung als geschütztes Markenzeichen separiert, wie Jacqui Gringas und Charlotte Cooper schreiben, die »professionellen« Vertreter*innen von HAES von den »Amateur*innen« – was bedeutet, dass letztendlich Berufsverbände darüber entscheiden, wer Teil der HAES-Gruppe ist und wer ausgeschlossen wird.

Im Gegensatz zum aktivistischen HAES neigt die professionalisierte Variante zu einer individualisierten Sichtweise auf das Thema Gesundheit und versucht, dicken Menschen zu zeigen, wie sie ihren Gesundheitszustand verändern können. Selbst Bacons Buch richtet sich mehr an potenzielle »Patient*innen« als an Gesundheitsversorger*innen. Dieser individualisierte Ansatz läuft oft Gefahr, die Verantwortung vom Gesundheitssystem auf das Individuum zu verlagern und damit das Ziel schamfreier Ansätze zunichte zu machen.

Viele Menschen finden in beiden Ausrichtungen von HAES Kraft. Es ist außerdem wichtig, anzuerkennen, dass selbst HAES-Fachleute wie Aphramor angefangen haben, das gegenwärtige HAES-Konzept dafür zu kritisieren, dass es »nicht weit genug geht«, und auch auf seine diskursive Verbindung zu weißer Suprematie hinzuweisen: Die Fokussierung auf die westliche Wissenschaft und auf individualisierte Herangehensweisen an gesundheitliche Themen ignoriert oft Rassismus. Um die Wiederholung alter Fehler zu vermeiden, sollte eine Neubetrachtung von HAES daher auf der Expertise von Aktivist*innen beruhen und damit ein zeitgemäßes Konzept von HAES schaffen, das sich auf einen Umbau der Gesundheitssysteme und eine universelle Versorgung für alle konzentriert, unabhängig von individuellen Gesundheitspraktiken.

Übersetzung: Frank Lachmann

Literatur

- Aphramor, Lucy. »Lucy Aphramor Medium«. <https://lucy-aphramor.medium.com/>. Zugriff: 12. Februar 2022.
- Bacon, Lindo. *Health at Every Size: The Surprising Truth About Your Weight*. Bella Books, 2008.

Burgard, Deb. »What is ›Health at Every Size‹?« *The Fat Studies Reader*, hg. von Esther Rothblum und Sondra Solovay, New York University Press, 2009, S. 42-53.

Gingras, Jacqui und Charlotte Cooper. »Down the Rabbit Hole. A Critique of the ® In HAES ®«. *Journal of Critical Dietetics* 1, 3, 2013, S. 2-5, <https://doi.org/10.32920/cd.v1i3.594>.

Health at Every Size Community. *HAES Community*. <https://haescommunity.com/>. Zugriff: 12. Februar 2022.

Weiterführend

ASDAH. »ASDAH Guidelines for Health at Every Size® and HAES® Usage«. *ASDAH*, <https://asdah.org/trademark-guidelines/>. Zugriff: 12. Februar 2022.

Gibson, Gemma. »Health(ism) at Every Size. The Duties of the ›Good Fatty‹«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 11, 1, 2022, S. 22-35, <https://doi.org/10.1080/21604851.2021.1906526>.

NAAFA. »The History of Health at Every Size®«. *NAAFA*, <https://naafa.org/community-voices/category/Health+At+Every+Size>. Zugriff: 12. Februar 2022.

Healthism

Nina Mackert

Das Fat Shaming der Gegenwart beruht maßgeblich auf einer Gleichsetzung von Dicksein und Krankheit. Dicke Körper werden als krank begriffen, und Konsens ist: Krank möchte niemand sein. Gleichzeitig gelten sie als Zeichen individuellen Scheiterns, als Resultat eines ungesunden Lebensstils und mit- hin falscher Entscheidungen. Zentral für die Stigmatisierung dicker Körper ist also *healthism*. *Healthism* beschreibt ein Verständnis von → Gesundheit als unbedingtem Wert und individueller Pflicht: den »moralischen Imperativ, ge- sund zu sein und Gesundheit anzustreben« (Saguy 63). Dies ist problematisch, weil es kranke Körper ausschließt und die Verantwortung für Gesundheit auf das Individuum verlagert (→ COVID-19).

Healthism in Frage zu stellen bedeutet dabei nicht, es zu kritisieren, wenn Menschen Sport machen oder etwas Gesundes essen wollen, geschweige denn, Krankheit zu einem Wert zu erheben. Es zielt vielmehr darauf, Ge- sundheit als Norm und moralische Pflicht selbstverantwortlicher Individuen und damit als Modus gesellschaftlicher Ausschlüsse zu kritisieren. Nicht soziale Faktoren und gesellschaftliche Barrieren (etwa der Zugriff auf eine Krankenversicherung oder eine stigmafremde Gesundheitsversorgung), werden gegenwärtig primär zur Erklärung von Krankheiten herangezogen. Vielmehr geraten individuelle Lebensweisen in den Fokus gesundheitsbezogener Auf- merksamkeit und Interventionen (Crawford). Damit flankiert *healthism* nicht nur den Rückbau von Sozialstaat und Gesundheitsversorgung in den westli- chen Wohlfahrtsstaaten seit den 1970er Jahren, sondern zieht auch Schneisen in der Frage gesellschaftlicher Anerkennung. Wer nicht nach Gesundheit zu streben scheint, kann aus dieser Perspektive als unverantwortlich, un- wissend oder unwillig und mithin als unfähig gelten, Teil einer liberalen Gesellschaft zu sein, die ihre Mitglieder nicht gängelt, sondern in Freiheit walten lässt – oder höchstens mal in Richtung ›richtiger‹ Entscheidungen ›stupst‹ (→ *Nudging*).

Historisch ist ein gesunder Körper in der Moderne immer wieder als Zeichen individueller Arbeit am Selbst konturiert worden. In den westlichen Industriegesellschaften um die Wende zum 20. Jahrhundert, als Industrialisierung und Sozialdarwinismus gesunde Körper zum normativen Ideal erhoben, fungierte neues Wissen aus Physiologie und Ernährungswissenschaft als Mittel und Aufforderung für ›gute‹ Bürger*innen, ihre Körper fit zu machen und zu halten (→ Fitness). Vor allem seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, mit dem Einzug der ›Zivilisationskrankheiten‹ in die Register der Gesundheitsvorsorge, wird Krankheit als Resultat eines unverantwortlichen Umgangs mit Krankheitsrisiken wie Rauchen, Alkoholkonsum und → ›Übergewicht‹ verstanden (→ Risikofaktor). Umgekehrt fordert Gesundheit als nie ganz erreichbarer und flüchtiger Zustand zur permanenten präventiven Arbeit an sich selbst auf.

Dicksein, gleichgesetzt mit Kranksein, scheint in dieser Lesart ein Problem – und die Unfähigkeit – des Individuums zu sein: das Resultat eines falschen Umgangs mit Gesundheitsrisiken, von falschen Entscheidungen und mangelnder Willenskraft. Dies ist ein zentrales Vehikel der moralischen Abwertung dicker Menschen und scheint Diskriminierung und Interventionen in ihre Körper und Lebensweisen zu rechtfertigen (→ Bariatrische Chirurgie). Damit bedeutet *healthism* eine Gefahr für die Gesundheit dicker Menschen.

In den Fat Studies wird die Gleichsetzung von Gewicht und Gesundheit daher kritisiert und argumentiert, dass Gesundheit keine Frage von Körpergewicht ist (LeBesco; → Health at Every Size). Gleichwohl: Andere Maßstäbe für Gesundheit zu fordern und zu betonen, dass auch dicke Körper gesund sein können, lässt ein weiteres Moment von *healthism* unangetastet. Das, was die Verurteilung derjenigen rechtfertigt, die vermeintlich nicht (oder nicht genug) nach Gesundheit streben, ist die Erhebung von Gesundheit zu einem absoluten Wert, zu einer »Metapher für alles, was gut ist im Leben« (Crawford 365).

Die Grenzen von Gesundheit durch erfolgreiche Anerkennungskämpfe zu verschieben und zu erweitern, ist notwendig, denn es kann → Empowerment für die einen bedeuten, den machtvollen Narrativen von dick=krank etwas entgegenzusetzen (Mollow). Gleichzeitig besteht auch hier die Gefahr, Gesundheit als Frage individueller Verantwortung zu bewerten und neue Hierarchisierungen von »guten« und »schlechten« Dicken zu befördern (Gibson). Was ist mit den Körpern, die nicht für sich reklamieren können, dick und gesund zu sein? Auch eine Verlagerung der Grenzen von Gesundheit schließt diejenigen Körper aus, die nicht in die neuen Normen passen, und reicht mit-

hin nicht, um *healthism* auszuhebeln. Dafür braucht es Konzepte von Gesundheit, die es nicht als individuelle Errungenschaft oder Fähigkeit konturieren. Vielmehr müssen Gesundheit und der Zugang zu Gesundheitsversorgung als Grundrechte verteidigt werden, die weder durch einen bestimmten Lebensstil verwirkt oder erlangt werden können, noch als Grundlage für gesellschaftliche Hierarchien funktionieren.

Literatur

- Crawford, Robert. »Healthism and the Medicalization of Everyday Life«. *International Journal of Health Services* 10, 3, 1980, S. 365-388, <https://doi.org/10.2190/3H2H-3XJN-3KAY-G9NY>.
- Gibson, Gemma. »Health(ism) at Every Size: The Duties of the ›Good Fatty««. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 11, 1, 2022, S. 22-35, <https://doi.org/10.1080/21604851.2021.1906526>.
- LeBesco, Kathleen. »Neoliberalism, Public Health, and the Moral Perils of Fatness«. *Critical Public Health* 21, 2, 2011, S. 153-164, <https://doi.org/10.1080/09581596.2010.529422>.
- Mollow, Anna. »Disability Studies Gets Fat«. *Hypatia* 30, 2015, S. 199-216, <https://doi.org/10.1111/hypa.12126>.
- Saguy, Abigail C. *What's Wrong with Fat?* Oxford University Press, 2013.

Weiterführend

- Mackert, Nina und Friedrich Schorb. Hg. *Public Health, Healthism, and Fatness*. Themenheft *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 11,1, 2022.
- Mackert, Nina und Jürgen Martschukat. Hg. *Critical Ability History*. Themenheft *Rethinking History* 23, 2, 2019.
- Metzl, Jonathan M. und Anna Kirkland. Hg. *Against Health: How Health Became the New Morality*. New York University Press, 2010.

Identität

Veronika Merklein

Dicke_Fette sind Dauerschwangere mit Schwangerschaftsstreifen mit oder ohne → Schwangerschaft. Sie verdrängen Kinderwägen aus Aufzügen und breiten sich aus wie die schmalblättrige Wasserpest. Ihre Bäuche bilden im Profil lawinenartige Ausbuchtungen, ihre Gesichter verwischte Bleistiftlinien. Zwischen unerreichbaren Lenden schwitzen taillenlose Fettfleischgemische unanständig. Weiße Fettzellen, die im Dauermodus den Blick auf den jeweiligen Fuß verstellen und ein Anziehen des Schuhwerks nur in sitzender Links-Rechtsdrehung ermöglichen. Im einseitig abgetretenem Schuh stecken dann wassergeflutete Füße, die beim Gehen breitbeinig und behäbig wirken. Auf Berge oder sei es in den dritten Stock sind sie nur mit Vehikel, fallweise hochrot schnaufend unterwegs. Laut und viel. Sie schieben sich alles mitreißend durch Gänge oder Zugtoiletentüren, durch die sie nicht passen. Sie parken sich auf Sitzplätze in den öffentlichen Verkehrsmitteln oder im → Theater wie SUVs in Parklücken. Wo sie gehen und stehen, wollen sie sitzen und eine Ausrede erfinden, warum sie sitzen oder irgendetwas Hochkalorisches essen (→ Kalorie). Sie essen und kleckern ohne Ende auf ihre grobmustrigen Oberteile, peinlich berührt und bemüht diese Flecken verschwinden zu lassen. Im Krankenhaus sind sie stets überzuckert wegen ihrer Knie oder Hüften oder Mägen oder alles zusammen. Beim Geschlechtsverkehr wird sich durch die gesamte holistische ›Adipositas-Epidemie‹ dieser Welt gegraben, um ihre primären Geschlechtsorgane zu erreichen. Statt zu klagen sind sie unentwegt witzig – am liebsten lachen sie über sich selbst.

Um dem Transitraum zu entfliehen.

Einem Transitraum, in dem wir ohne feste Koordinaten feststecken und solange geduldet sind, solange die → Waage in die richtige Richtung zeigt. Überdimensionale Zeigefinger schweben über uns wie Damoklesschwerter. Unsere immerwährenden, internen Selbstliebe-Mantren halten uns über Wasser, wenn wir von innen getrollt werden. Denn unser größter Feind

ist ein steter steinhöhlender Tropfen, der durch jede Pore in unsere Haut eindringt, der uns mit Selbstzweifeln, Ängsten und Depressionen nährt. Wir dürfen nicht sein, wer wir sind. Wir wissen noch nicht einmal, wer wir sein wollen, da die Außenwelt beständig einen beunruhigten Graufilter über uns legt. Auch wenn wir unsere → Körper mit voller Breitseite in eure Gesichter schieben, bleibt unsere raumeinnehmende Sichtbarkeit unsichtbar und mundtot. Selbst wenn wir laut sind, hören wir zumeist nur unser eigenes Echo oder das der anderen kriegstreibenden Dicken_Fetten im Speckmantel, die unaufhörlich nackt sind, unerhört krallenausfahrend unsexy, visuelle Attribute wie Burger, Pommes und Fleischiges um und in sich werfend. Ab und an werden wir belohnt mit wollwollend diversen und inklusiven → Zuckerln (zum Lutschen), die man für uns im hintersten Eck bereithält, dort, wo wir auch unsere Bekleidung finden, um uns in Fließendes zu hüllen. Aber auch im hintersten Eck sind wir gekommen, um zu bleiben – so glücklich und unglücklich wie der Rest von euch. In unserem letzten wahrhaftigen Akt unserer Rebellion wird unser Fett eure Krematorien zum Schmelzen bringen.

Es ist an der Zeit, dass wir Dicken_Fetten im Schulterchluss vereint einen Bekenner*innenbrief an uns selbst und euch schreiben. Denn meine fette Identität ist vielmehr als mein eigener Körper, sie ist ein politisches Statement, das sich in eine Chronologie einbettet. Seit einiger Zeit ist dabei in vielen marginalisierten Gruppen eine Auseinandersetzung mit Traumata zu beobachten. Ich leite dies über das Coming-out her, nämlich sich einer Gruppe mit all seinen Implikationen zugehörig zu fühlen. Gefolgt von einem Befreiungsgefühl, gefolgt von der Auseinandersetzung mit erlebter Ungerechtigkeit, gefolgt von Wut, gefolgt von Trauer, gefolgt von einem noch unaussprechbaren Gefühl der Anerkennung. Diese Einsicht ist als würde ein jahrzehntelanger Phantomschmerz zum ersten Mal eine reale Diagnose erhalten – und so plötzlich viele Dinge im eigenen Leben und in der Welt erklärbar macht. Dennoch, wer Schmerzen hat, ist nicht handlungsfähig und wer handlungsfähig werden will, muss das eigene Trauma ganz für sich ein weiteres Mal durcharbeiten, um über das kollektive Momentum sprechen zu können und die immer gleichen belasteten Biografien zu unterbrechen. Sich Gehör zu verschaffen bei einem ›selbst schuld, ja, aber‹-Thema benötigt einen langen Atem, Gelassenheit, Differenzierung und das Gespür für den richtigen zeitgeschichtlichen Moment. Solange nämlich die Integrität unserer Körper nicht gesetzlich verankert und gesellschaftlich anerkannt ist, solange werden wir in diesem Transitraum verharren und lediglich ein gutes Leben im falschen führen können. Mein Slogan heißt demnach: ›Wertsteigerung durch

Wertschätzung. Am Ende des Tages sind wir nämlich nichts anderes wie ihr: Atmend, fühlend und denkend stellen wir dieselben Fragen an Identität – einfach nur mit ein bisschen mehr Erdanziehungskraft.

Intersektionalität

Rebecca Brückmann

Der verbotene Würgegriff des Polizisten Daniel Pantaleo brachte im Juli 2014 Eric Garner in Staten Island, New York, zu Boden. Elf Mal sagte Garner, dass er nicht atmen könne. Eine Stunde später verstarb er. Die Obduktion ergab, dass Garner das Opfer eines Totschlags war. Der bewusst ausgeübte, starke und lange Druck auf seinen Kopf, Hals und Oberkörper habe eine Asthma-Attacke beim vorerkrankten Garner ausgelöst, die zum Herzstillstand führte. Garners letzte Worte, »I can't breathe«, wurden zum Symbol der *#BlackLivesMatter*-Bewegung. Im November 2014 lehnte ein Geschworenengericht es jedoch ab, Pantaleo anzuklagen. Peter King, Mitglied des U.S.-Repräsentantenhauses aus New York, begrüßte die Entscheidung. Garner habe als eine große »350-Pfund-Person« Widerstand gegen die Festnahme geleistet. Hätte er kein Asthma und keine Herzerkrankung gehabt und wäre nicht so »adipös« gewesen, hätte er das Vorgehen der Polizei überlebt. Im November 2019 wiederholte Pantaleos Anwalt, Stuart London, diesen Vorwurf: Garner sei aufgrund seines Gewichts eine »tickende Zeitbombe« gewesen und an »morbider Adipositas« verstorben (Mollow).

Wie Eric Garner für sein Versterben durch Totschlag selbst verantwortlich gemacht werden konnte, verdeutlicht eine intersektionale Analyse, die die systematischen Verschränkungen der gesellschaftlichen Abwertung dicker Menschen mit Ableismus, Klassismus, und anti-Schwarzem Rassismus in den Blick nimmt (ebd. 105; → Behinderung; → Klasse; → *race*). Garners Leben und Tod werden analytisch (er)fassbar, indem man seine Positionierung an der Kreuzung interdependenter, dynamischer Machtstrukturen untersucht, die seine Erfahrungen als dicker Afroamerikaner aus einer unteren sozialen Schicht prägten. Die Fokussierung auf Garners Körpergröße und -gewicht steht im Kontext historischer Vorstellungen weißer US-amerikanischer Verklaver*innen über die unbändige körperliche Kraft Schwarzer Männer, die exzessive Gewalt zum vermeintlichen Selbstschutz rechtfertige. Zudem ver-

binden sich hier historische Darstellungen Schwarzer Menschen als rundlich (als Gegenbild zu schlanken, »kultivierten« weißen Europäer*innen) mit historischen und zeitgenössischen Assoziationen von Dicksein mit selbstverschuldeter Armut durch Faulheit und Rückständigkeit sowie hohem Gewicht als einer Behinderung, die unweigerlich zum Tod führe (ebd. 106-107).

Intersektionalität thematisiert diese oft vernachlässigte Multidimensionalität gesellschaftlicher Machtstrukturen und daraus resultierende Unterdrückungserfahrungen. Intersektionalität wurde 1989 durch die Juristin Kimberlé Crenshaw als Begriff im Kontext der Critical Race Theory eingeführt, um zu verdeutlichen, dass monokausale Analysen der Diskriminierung Schwarzer Frauen unzureichend sind, da sie die Interaktion von → *race* und → Gender nicht genügend widerspiegeln. Die aus dieser unzureichenden Analyse abgeleiteten antisexistischen und antirassistischen Forderungen und Gesetzgebungen ignorierten die Lebensrealitäten Schwarzer Frauen (»Demarginalizing« 140-151). Wie Crenshaw illustriert, liegt der Ursprung der Idee von Intersektionalität bei der afroamerikanischen Abolitionistin und Frauenrechtsaktivistin Sojourner Truth (ebd. 152-155), die die analytische Trennung von *race* und Gender schon 1851 in ihrer »Ain't I a Woman?«-Ansprache kritisierte. Das Schwarze Feministinnenkollektiv *Combahee River Collective* sowie die Schwarze Autorin und Aktivistin Audre Lorde griffen diese Kritik im 20. Jahrhundert auf.

Intersektionalität hat zum Ziel, multidimensionale Machtverhältnisse in ihren Verschränkungen zu denken und zu analysieren. Intersektionalität ist keine Großtheorie von → Identitäten, sondern ein analytisches Bewusstsein, eine Perspektive und Methode, um Machtprozesse und strukturelle Ungleichheiten aufzuzeigen und zu untersuchen (Crenshaw, »Demarginalizing« 1244; Cho 787-792). Intersektionalität ist weder eine Addierung von Unterdrückungsvariablen noch die Essentialisierung von Identitäten, sondern eine prozessorientierte, situative Machtanalyse, in der die Erforschung sozialer Hierarchien im Mittelpunkt steht. Diese sozialen Hierarchien bedingen die Erfahrungen, aus denen verflochtene Identitätskategorien entstehen. (Cho 788-797; Crenshaw, »Mapping« 1244; MacKinnon 1020-1024). Crenshaw unterscheidet verschiedene Formen der Intersektionalität auf strukturell-institutioneller, politisch-gesetzgebender und öffentlich-repräsentationsbezogener Ebene und betont den dynamischen, veränderlichen Charakter sozialer Kategorisierungen, der in ihrer Metapher einer befahrenen Kreuzung zum Ausdruck kommt (Crenshaw, »Demarginalizing« 149; »Mapping« 1249-1297). Intersektionalität ist eine Form der Analyse, die keinen Hehl

aus ihrem politischen Ziel gesellschaftlicher Befreiung macht, zugleich aber Identitätspolitik differenziert angeht, indem sie Unterschiede und Machtgefälle auch innerhalb sozialer Gruppen (z.B. Frauen oder People of Color) untersucht. Soziale Differenzierungen wie *race* werden als »Koalitionen«, nicht als biologische oder kulturelle Eigenschaften, konzeptionalisiert (Crenshaw, »Mapping« 1299). Somit können diese Koalitionen auch weitere Unterdrückungsmechanismen thematisieren – auch die Verschränkungen von Rassismus und Dickenhass, Ableismus und Klassismus, die Eric Garners Leben und Tod beeinflussten.

Literatur

- Cho, Sumi, et al. »Toward a Field of Intersectionality Studies: Theory, Applications, and Praxis«. *Signs* 38, 4, 2013, S. 785-810, <https://doi.org/10.1086/669608>.
- Crenshaw, Kimberlé. »Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics«. *University of Chicago Legal Forum* 1, 8, 1989, S. 139-167.
- . »Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color«. *Stanford Law Review* 43, 6, 1991, S. 1241-1299.
- MacKinnon, Catharine A. »Intersectionality as Method: A Note«. *Signs* 38, 4, 2013, S. 1019-1030, <https://doi.org/10.1086/669570>.
- Mollow, Anna. »Unvictimized: Toward a Fat Black Disability Studies«. *African American Review* 50, 2, 2017, S. 105-121.

Weiterführend

- Combahee River Collective. »The Combahee River Collective Statement«. *How We Get Free: Black Feminism and the Combahee River Collective*, hg. von Keeanga-Yamahtta Taylor, Haymarket, 2017, S. 15-27.
- Lorde, Audre. *Sister Outsider: Essays and Speeches*. Crossing Press, 2007 [1984].
- Strings, Sabrina. *Fearing the Black Body: The Racial Origins of Fat Phobia*. New York University Press, 2019, https://doi.org/10.1162/jinh_r_01524.

Intervention

Friedrich Schorb

Schulen verbieten den Verkauf von Gummibärchen, Schokoriegeln, Chips und Cola. Kitas schreiben → Eltern vor, welcher Belag auf das Pausenbrot darf. Werbeverbote im Kinderfernsehen werden ebenso gefordert wie Warnhinweise, örtliche Verkaufsverbote und Steuern auf süße, fettige und salzhaltige Lebensmittel. Kurzum: Staatliche und zivilgesellschaftliche Maßnahmen, die einen kollektiven Gewichtsanstieg der Bevölkerung verhindern bzw. rückgängig machen sollen, werden vor dem Hintergrund des Bedrohungsszenarios der → »Adipositas-Epidemie« seit einigen Jahren erheblich intensiviert.

→ Prävention, schreibt der Soziologe Ulrich Bröckling, nehme das Individuum »als selbstverantwortlichen und kompetenten Agenten seines eigenen Lebens in die Pflicht« (214). Wenn dieses in die Pflicht nehmen aber nicht ausreicht, wenn die gewünschten Ergebnisse ausbleiben, weil die Bevölkerung sich nicht ausreichend reproduziert, zu viel trinkt und raucht, sich zu wenig bewegt, zu viel bzw. das Falsche isst und deshalb vermeintlich zu schwer ist, sind aus biopolitischer Sicht Interventionen notwendig, um das produktive Potential der Bevölkerung auszuschöpfen, gesellschaftliche Wohlstandsgewinne zu realisieren und in der ökonomischen Standortkonkurrenz zu reüssieren. Darüber herrscht in den gegenwärtigen Wettbewerbsgesellschaften grundsätzlich Konsens. Gestritten wird hingegen, wie diese Interventionen beschaffen sein sollen.

Aus wirtschaftsliberaler Perspektive wird das steigende Gewicht der Bevölkerung zwar als ein Problem angesehen, allerdings als eines, für das die unverantwortlichen Dicken selbst die Verantwortung zu tragen hätten. Vertreter*innen dieses Ansatzes setzen sich gegen staatliche Eingriffe ein (etwa in die Preisgestaltung von Lebensmitteln) und verurteilen diese als unzulässige Eingriffe eines außer Kontrolle geratenen *nanny state*. Um das Problem der kollektiven Gewichtszunahme zu lösen, müsse allein auf die freie und selbstregulierende Entfaltung der Marktkräfte gesetzt werden. Denn nur dort, wo

dicke Menschen Nachteile bei der Krankenversicherung, dem Zugang zum Arbeitsmarkt oder in der alltäglichen Kommunikation und Interaktion befürchten müssen, steige ihre Motivation, Gewicht zu verlieren. Wo diese Ungleichbehandlung hingegen untersagt bzw. sanktioniert werde, falle auch der Anreiz weg, abzunehmen. Besonders etabliert ist diese Denkart in den USA. Allerdings gab es auch in Deutschland in den 1990er und den 2000er Jahren immer wieder Versuche, die Idee des ›Verursacherprinzips‹ mit Bezug auf hohes Körpergewicht, Rauchen oder der Ausübung von Extremsportarten in der gesetzlichen Krankenversicherung einzuführen (Schorb et al.).

Aus einer progressiv-paternalistischen Sichtweise, die sich auf die Bekämpfung der →obesogenen Umweltfaktoren konzentriert, werden zwar zumindest rhetorisch auch die Marktmacht großer Konzerne und andere soziostrukturelle Hürden für den Zugang zu einer ausgewogenen Ernährung und zu mehr Bewegungsmöglichkeiten in der Freizeit thematisiert. Die Lösungsansätze hingegen zielen fast immer auf eine individuelle Verhaltensänderung. Entsprechend beinhalten die vorgeschlagenen Maßnahmen vorrangig Kampagnen gegen als ungesund eingestufte Lebensmittel, einschließlich Warnhinweisen sowie Verkaufseinschränkungen und Steuererhöhungen. Dies geschieht getreu dem Motto der Weltgesundheitsorganisation die gesündere zur leichteren Wahl zu machen, womit sprachlich zugleich zuverlässig die Dichotomie von dünn/gesund und krank/dick aufgerufen wird.

Aus einer wissenschaftlichen Perspektive wiederum versuchen Vertreter*innen einer Public Health-Perspektive Interventionen evidenzbasiert zu begründen (→ *Healthism*). Damit scheinen sie zumindest in ihrer Selbstwahrnehmung ideologischen Frontstellungen enthoben. Orientiert wird sich dabei maßgeblich am etablierten Vorbild der evidenzbasierten Medizin. Dieses Modell beruht auf der Annahme, dass nicht Erfahrungswissen, sondern nur belegbare Fakten, deren Erforschung auch nicht durch finanzielle, weltanschauliche oder persönliche Interessen korrumpiert sein dürfen, für die Beurteilung medizinischer Maßnahmen maßgeblich sind. Die methodische Basis hierfür bilden die in der Medizin etablierten *Randomized Control Trial Studies* (RCTS). Dabei handelt es sich um Studien mit einer Interventionsgruppe, einer Kontrollgruppe und einer zufälligen Verteilung der Teilnehmer*innen (Kabisch et al.). Mit diesem sogenannten Goldstandard ließen sich Fragen der Wirksamkeit medizinischer Maßnahmen besser vergleichen als beispielsweise mittels einer Befragung von Ärzt*innen oder Patient*innen, so die Annahme. Allerdings sind für komplexe Public Health-Interventionen Studien mit RCT oder vergleichbarem Evidenzstandard in

der Regel ungeeignet, weil das Kontrollieren für weitere Einflussfaktoren bei komplexen Fragestellungen wie z.B. Ernährungsinterventionen faktisch unmöglich ist. Dies führt zu folgendem Paradox: Je relevanter eine Fragestellung zu Public Health-Maßnahmen ist, umso weniger Studien mit dem gewünschten Standard stehen zu ihrer Beantwortung zur Verfügung (Barnes et al.).

Die Auseinandersetzung darüber, wie Menschen (zusammen) leben wollen, lässt sich mit Hilfe von Morbiditäts- und Mortalitätsstatistiken oder gesundheitsökonomischen Kosten-Nutzen-Analysen ohnehin nicht lösen. Welches Verhalten gesellschaftlich als tolerabel gilt und welches nicht, sind Fragen, die am Ende politisch entschieden werden müssen. Studienergebnisse können in dieser Auseinandersetzung Argumente zwar unterstützen, aber keinesfalls ersetzen. Auf das Beispiel des gesellschaftlichen Umgangs mit einem hohen Körpergewicht übertragen bedeutet dies, die gesundheitlichen und sozialen Folgen der Stigmatisierung dicker Menschen ernst zu nehmen. Getreu dem Motto der Medizin *primum non nocere* (zuerst einmal nicht schaden) sollte daher jede Intervention zunächst einmal daraufhin überprüft werden, ob ausgeschlossen werden kann, dass sie die Stigmatisierung dicker Menschen weiter verschärft. In einem zweiten Schritt lässt sich das Prinzip erweitern. Interventionen der → Gesundheitsförderung sollten immer auch darauf ausgerichtet sein, Marginalisierung und Diskriminierung zu überwinden.

Literatur

- Barnes, Amy and Justin Parkhurst. »Can Global Health Policy Be Depoliticized? A Critique of Global Calls for Evidence-Based Policy«. *The Handbook of Global Health Policy*, hg. von Garrett Brown et al., Wiley-Blackwell, 2014, S. 157-173.
- Kabisch, Maria, et al. »Randomized Controlled Trials: Part 17 of a Series on Evaluation of Scientific Publications«. *Deutsches Ärzteblatt International* 108, 39, 2011, S. 663-668, <https://doi.org/10.3238/arztebl.2011.0663>.
- Schorb, Friedrich und Henning Schmidt-Semisch. »Gesundheitsförderung und sozialer Ausschluss«. *Handbuch Soziale Ausschließung und Soziale Arbeit*, hg. von Roland Anhorn und Johannes Stehr, Springer VS, 2021, S. 839-852, https://doi.org/10.1007/978-3-531-19097-6_31.

Weiterführend

Kersh, Rogan und James Morone. »Anti-Fett-Politik – Übergewicht und staatliche Interventionspolitik in den USA«. *Kreuzzug gegen Fette: Sozialwissenschaftliche Aspekte des gesellschaftlichen Umgangs mit Übergewicht und Adipositas*, hg. von Henning Schmidt-Semisch und Friedrich Schorb, Springer VS, 2008, S. 89-106, https://doi.org/10.1007/978-3-531-90800-7_6.

Schorb, Friedrich. »Ernährung als Gegenstand politischer Kommunikation«. *Ernährungskommunikation*, hg. von Jasmin Godemann und Tina Bartelmeß, Springer VS, 2021, S. 345-360, https://doi.org/10.1007/978-3-658-27314-9_14.

Junge

Gunter Neubauer und Reinhard Winter

Die medizinisch definierten ›Übergewichts‹- und ›Adipositas‹-Prävalenzen bei → Kindern und Jugendlichen in Deutschland haben sich auf insgesamt hohem Niveau stabilisiert. Die KiGGS-Studie Welle 2 (2014-2017) misst für drei- bis 17-Jährige eine Prävalenz für ›Übergewicht‹ (BMI > 25) von 15,4 Prozent und für Adipositas (BMI > 30) von 5,9 Prozent (Schienkiewitz et al.) (→ Body-Mass-Index, → ›Adipositas-Epidemie‹). Dabei zeigen sich keine statistisch signifikanten Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen. Allerdings steigt das Risiko für ›Adipositas‹ mit zunehmendem → Alter, vor allem ist es mit einem niedrigen sozioökonomischen Status (SES) verbunden: Mädchen und Jungen mit niedrigem SES sind etwa viermal häufiger von ›Adipositas‹ betroffen als Kinder und Jugendliche mit hohem SES.

Obwohl im Kindesalter keine relevanten Geschlechterunterschiede bei hohem Körpergewicht gemessen werden, ist zu beobachten, dass bei der medialen Thematisierung und Skandalisierung des → ›Übergewichts‹ im Kindes- und Jugendalter überproportional Bilder dicker Jungen kolportiert werden. Das zeigen US-amerikanische Studien, aber auch eine Google-Bildersuche zu Stichworten wie ›Dicke Kinder/Jugendliche‹ oder ›Übergewicht/Adipositas Kinder Jugendliche‹. Diese zeigen eindeutig als männlich zu lesende dicke Kinder in Bildern, die mit männlich codierten Farben arbeiten. Der dicke Junge als wiedererkennbares visuelles Sujet markiert das ›Adipositas-Problem‹, dessen Diskurs sich so als stark vergeschlechtlicht zeigt. In der medialen Darstellung werden Jungen geradezu zur Verkörperung einer als kritisch gesehenen gesellschaftlichen Entwicklung, die jedoch Jungen und Mädchen empirisch ›gleichermaßen‹ betrifft.

Eine negativ getönte Stereotypisierung dicker Jungen ist schon im Kindes- und Jugendalter beobachtbar. Eine Studie zur sozialen Bedeutung und Stigmatisierung von ›Adipositas‹ zeigt, dass dicke Jungen besonders und mehr als Mädchen von Stigmatisierung betroffen sind (Thiel et al.):

Dicke Jungen erzielten hier mit Abstand die schlechtesten Sympathiewerte. Dabei wurden Kinder und Jugendliche im Alter von zehn bis 15 Jahren gebeten, Fotografien unter anderem von ›adipösen‹ und von ›normalgewichtigen‹ Mädchen und Jungen zu bewerten. Signifikant häufiger als ›adipösen‹ Mädchen wurde ›adipösen‹ Jungen Faulheit und eine geringe Intelligenz zugeschrieben. Außerdem wurden sie als unattraktiv (69,5 Prozent) und als möglicher Spielpartner eher negativ bewertet. Dabei lehnten Jungen ›adipöse‹ Kinder als Spielpartner weniger ab als Mädchen.

Inadäquate Aufmerksamkeit auf und ein defizienter Zugang zu Jungen zeigen sich umgekehrt auch im Bereich der → Prävention und Therapie (Neubauer und Winter 39). Wenngleich Jungen ähnlich oft dick sind wie Mädchen und obwohl dicke Jungen schärfer von Stigmatisierung betroffen sind, werden sie von Präventions- und Therapieangeboten weniger erreicht. So ist bei Jungen nach schulischen Präventionsmaßnahmen nahezu kein Effekt festzustellen, während die Inzidenz für ›Übergewicht‹ bei Mädchen um 15 Prozent sinkt. Bei Angeboten der ›Adipositas-Therapie‹ beträgt der Anteil der Mädchen 63 Prozent, der der Jungen 37 Prozent (ebd.). Umgekehrt stehen Jungen in der Ernährungsberatung auf der professionellen Seite in Kursen und Beratung kaum männliche Berater*innen zur Verfügung, was ihnen Zugänge und Identifikation möglicherweise erschwert (→ Professionelle): Lediglich etwa vier Prozent der Fachkräfte mit Abschluss Oecotrophologie oder Ernährungswissenschaft sind männlichen Geschlechts (ebd.).

Ende der 1990er Jahre wurde beobachtet, dass Jungen im Durchschnitt nicht zu mager und nicht zu dick sein wollen, dabei einigermaßen fit, nicht unsportlich – irgendwie »normal« (Winter und Neubauer 234-235). Die repräsentative Wiederholungsstudie »Jugendsexualität« (BZgA 92-94) stellte heraus, dass sich 72 Prozent der Jungen »wohl« in ihrem Körper fühlen (Mädchen 48 Prozent). Jeder zehnte Junge fühlt sich aber als »zu dick« (Mädchen 24 Prozent), sieben Prozent fühlen sich als »zu dünn« (Mädchen vier Prozent). Während Mädchen also schon vor 20 Jahren deutlicher dem Einfluss von Schlankheitsnormen ausgesetzt waren, werden Körpergewicht und -modellierung auch für die Selbstzufriedenheit von Jungen immer wichtiger (ebd. 43). So empfinden nach neueren Daten nur knapp 55 Prozent der elf- bis 15-jährigen Jungen ihren Körper als »genau richtig« (ebd.). Jeder fünfte bewertet sich als zu dünn, jeder vierte als zu dick. Vor allem das Motiv »Spott bezüglich des Dickseins stoppen«, aber auch die eigene Unzufriedenheit mit Gewicht oder Körperbild sind oft Auslöser dafür, das eigene Körpergewicht

durch → Sport oder Diät zu beeinflussen. Etwa jeder zehnte der zwölf bis 17-jährigen Jungen besitzt bereits Diäterfahrung (ebd.).

Warum das Negative des dicken Kinderkörpers bevorzugt auf Jungen projiziert wird, ist wissenschaftlich nicht hinreichend geklärt. Möglicherweise führen männlichkeitsbezogene → Gender-Diskurse – wie die Zuschreibung auf das männliche als das »unmoralische« Geschlecht (Kucklick) – auf der einen Seite und eine unterstellte höhere Schutzbedürftigkeit des weiblichen Geschlechts auf der anderen Seite zu dieser Tendenz. Die Kritik an Männlichkeitskonstruktionen erlaubt negative Zuschreibungen auf das Männliche, während feministische Diskurse potenzielle Angriffe auf das Weibliche verbieten (→ Feminismus). Gegenwärtige körperliche Leitbilder von → Männlichkeiten orientieren sich an Manager- und Unternehmerridealen (Connell) und sind mit Jugendlichkeit, Schlanksein, → Fitness und Sportlichkeit assoziiert. »Übergewicht« widerspricht diesem Ideal und wird deshalb als negativ etikettiert. Der dicke Junge wäre damit ein öffentlicher und medialer Topos, in dem sich Männlichkeitskritik niederschlägt. Im Gegenzug nimmt die Angst vor Gewichtszunahme und Dicksein auch unter Jungen zu.

Literatur

- BZgA – Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. *Jugendsexualität: Repräsentative Wiederholungsbefragung von 14- bis 17-Jährigen und ihren Eltern*. BZgA, 2010.
- Connell, Robert. »Masculinities and Globalization«. *Men and Masculinities* 1, 1, 1998, S. 3-23, <https://doi.org/10.1177/1097184X98001001001>.
- Kucklick, Christoph. *Das unmoralische Geschlecht: Zur Geburt der Negativen Andrologie*. Suhrkamp, 2008.
- Neubauer, Gunter und Reinhard Winter. »Jungengesundheit in Deutschland: Themen, Praxis, Probleme«. *Erster Deutscher Männergesundheitsbericht*, hg. von Doris Bardehle und Matthias Stiehler, Zuckschwerdt, 2010, S. 30-57.
- Schienkiewitz, Anja, et al. »Übergewicht und Adipositas im Kindes- und Jugendalter in Deutschland – Querschnittergebnisse aus KiGGS Welle 2 und Trends«. *Journal of Health Monitoring* 3, 1, 2018, S. 16-23, <https://doi.org/10.17886/RKI-GBE-2018-005.2>.
- Thiel, Ansgar, et al. »Stereotypisierung von adipösen Kindern und Jugendlichen durch ihre Altersgenossen«. *Psychotherapie – Psychosomatik – Medizi-*

nische Psychologie 58, 12, 2008, S. 16-24, <https://doi.org/10.1055/s-2008-1067340>.

Winter, Reinhard und Gunter Neubauer. *Kompetent, authentisch und normal? Aufklärungsrelevante Gesundheitsprobleme, Sexualaufklärung und Beratung von Jungen*. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. 2004.

Weiterführend

Neubauer, Gunter und Barbara Göger. »Körper«. *Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht*, hg. von Gudrun Ehlert et al., Beltz Juventa, 2011, S. 239-244.

Neubauer, Gunter. »Muskelmännlichkeit. ›Archaische‹ Körperbilder und Körpermodifikationen von Jungen und jungen Männern«. *Männer Macht Therapie*, hg. von Matthias Franz und André Karger, Vandenhoeck & Ruprecht, 2020, S. 143-160, <https://doi.org/10.13109/9783666453830.143>.

Winter, Reinhard und Gunter Neubauer. »Körper und Geschlecht bei Jungen und Männern – eine sozialwissenschaftliche Betrachtung«. *Essstörungen bei Jungen und Männern*, hg. von Landesfachstelle Essstörungen NRW, Köln, 2019, S. 28-52.

Kalorie

Nina Mackert

»Kalorien sind kleine Tiere, die nachts die Kleidung enger nähen.« In den letzten Dekaden prangte diese ›Definition‹ von Kalorien auf Postkarten, Frühstücksbrettchen, T-Shirts und jüngst auch Gesichtsmasken. Der witzig gemeinte Spruch verweist auf die Allgegenwart von Kalorien in der Angst vor dem Zunehmen. Wenn derzeit von Kalorien die Rede ist, dann geht es darum, dass und wie sie zu vermeiden sind. Gleichzeitig spielt der Spruch mit der individuellen Verantwortung für das eigene Körperperfett: Es sind nämlich in der populären Wahrnehmung freilich keine kleinen Tierchen, sondern individuelle Versäumnisse bei Essensentscheidungen und Selbstdisziplin, die die Gewichtszunahme bedingen. Zu diesem fettphobischen Verständnis hat die Einführung der Kalorie seit dem 19. Jahrhundert entscheidend beigetragen.

Eine Kalorie zeigt die Menge Energie an, mit der sich ein Gramm Wasser um ein Grad Celsius erwärmen lässt (von 14,5 auf 15,5 Grad). Im späten 19. Jahrhundert begannen Forscher*innen in Europa, Russland und den USA, Nahrung als Energie zu begreifen, die vom → Körper in Arbeitsenergie umgewandelt wird, und in Kalorien zu messen. Dieses Verständnis geht zurück auf die Thermodynamik, die sich quer durch die Disziplinen für die Erhaltung und Transformation von Wärmeenergie interessierte, und ist im Kontext der Industrialisierung zu verstehen: Körper wurden als Maschinen betrachtet, deren In- und Output sich quantifizieren, regulieren und mithin effizienter machen ließ (Neswald).

Um den Kaloriengehalt von Nahrungsmitteln und den Kalorienbedarf von Körpern zu bestimmen, führten Chemiker*innen und Physiolog*innen ab dem späten 19. Jahrhundert Experimente mit sogenannten Kalorimetern durch. Testpersonen harrten dabei in raumgroßen, mit zahlreichen Messinstrumenten versehenen Boxen über mehrere Tage aus, aßen, schliefen, und machten → Sport. Zu den Ergebnissen dieser Versuche zählten Tabellen, die den Energiebedarf unterschiedlich Körper nach Geschlecht, → Alter und

körperlicher Aktivität differenzierten, und die in ähnlicher Form heute noch als Grundlage für Ernährungsempfehlungen dienen. Zu diesem Zeitpunkt waren sie so neu wie folgenreich: Die Kalorie erlaubte es zum ersten Mal, messbare Beziehungen zwischen Ernährung und Leistungsfähigkeit zu behaupten und körperliche Nahrungsbedarfe auf einen Nenner zu bringen (Mackert).

Vom Abnehmen sprach hier noch niemand. Im Gegenteil: Die Anwendung der Kalorienforschung auf die menschliche Ernährung zielte darauf, möglichst hochkalorische Lebensmittel zu identifizieren, mit denen Menschen ihren Nahrungsbedarf möglichst kostengünstig decken konnten. In Zeiten von Streiks, Hunger und Sozialreform diente die Kalorienforschung dazu, den Arbeitenden Haferflocken und Bohnen statt Salat und Rinderfilet als ökonomisch effiziente Nahrungsmittel mehr oder weniger schmackhaft zu machen – und damit Forderungen nach Lohnerhöhungen auszuhebeln (Neswald, Mackert).

In den 1920er Jahren hielt das Kalorienzählen Eingang als probate Strategie bürgerlicher Schichten, ihren Körper zu formen. Nachdem sich → Diäten bis zur Jahrhundertwende eher an Männer gerichtet hatten, waren es nun zunehmend, aber nicht nur, weiße Frauen der Mittelschicht, die über Diäten abzunehmen und darüber ihren gesellschaftlichen Status zu erhöhen suchten. In den Dekaden um die Wende zum 20. Jahrhundert, parallel zur Popularisierung der Kalorie, war Dicksein nämlich in Ungnade gefallen (in Europa früher als in den USA). Dies war ein Prozess, den das Kalorienzählen beschleunigte (Mackert). Es suggerierte nämlich, dass sich Körper ganz einfach und kontrolliert formen ließen. Die Ärztin Lulu Hunt Peters (28) beispielsweise versprach, Diäthaltende würden bei einem Verzicht auf 1000 Kilokalorien am Tag monatlich acht und damit jährlich 96 Pfund sicher abnehmen – so sie sich denn strikt ans Zählen hielten.

Auf diese Weise trug das Kalorienzählen dazu bei, schlanke Körper zum Ausdruck selbstdisziplinierter Subjekte zu machen (Mackert). Über die Körperform ließ sich nun demonstrieren, fit für die Anforderungen der modernen Industrie- und Konsumgesellschaft zu sein. Dabei passte die Kalorie insofern besonders gut in das Konsumzeitalter, da es beim Kalorienzählen nicht schlicht um Verzicht ging. Entscheidend war die »ausgeglichene Bilanz«, betonte auch Peters (94) und empfahl nach einer »Pralinenorgie« zum Abendessen Brühe und Cracker, um im Kalorienbudget zu bleiben.

Obschon die Kalorie mit der Vitaminforschung seit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts etwas von ihrer Dominanz einbüßte, blieb sie als zentra-

le Einheit des Messens und → Essens wirksam, nicht nur beim Abnehmen. Für die internationale Nahrungsmittelhilfe etwa war die Kalorie entscheidend dabei, Nahrungsbedarfe ermitteln zu können (Cullather). Auch in der Versorgung von Armeen, Patient*innen oder Schulkindern kamen und kommen Kalorienstandards zur Anwendung.

Gegenwärtig scheint die Karriere der Kalorie ins Stocken geraten zu sein. Das Kalorienzählen sei nicht individuell genug, um Erfolg beim Abnehmen zu bringen; eine Kilokalorie Vollkornbrot (gut!) sei nicht mit einer Kilokalorie Softdrink (schlecht!) zu vergleichen. Zudem verstoffwechselten Körper Kalorien höchst ungleich. 2019 erklärte das Lifestyle-Magazin des *Economist* die Kalorie daher gar für tot (Wilson). Dennoch ist sie aus Abnehm-Empfehlungen nicht wegzudenken. Seit 2012 ist es in der EU überdies verpflichtend, den Kaloriengehalt von Nahrungsmitteln auf die Packung zu drucken, und in den USA wurde erst vor einigen Jahren ein neues Label für verpackte Nahrungsmittel eingeführt, das deren Kaloriengehalt in größerer Schrift anzeigt. Die Kalorie ist also nicht tot zu kriegen, und mit ihr lebt die Vorstellung fort, dass Körperfett selbstverschuldet sei.

Literatur

- Cullather, Nick. »The Foreign Policy of the Calorie«. *The American Historical Review* 112, 2, 2007, S. 337-364, <https://doi.org/10.1086/ahr.112.2.337>.
- Mackert, Nina. »Work, Burn, Eat: Abilities of Calorimetric Bodies in the USA, 1890-1930«. *Rethinking History* 23, 2, 2019, S. 189-209, <https://doi.org/10.1080/13642529.2019.1607474>.
- Neswald, Elizabeth R. »Kapitalistische Kalorien: Energie und Ernährungsökonomien um die Jahrhundertwende«. *Szenarien der Energie: Zur Ästhetik und Wissenschaft des Immateriellen*, hg. von Barbara Gronau, transcript Verlag, 2013, S. 87-108, <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839416891.87>.
- Peters, Lulu Hunt. *Diet and Health with Key to the Calories*. Reilly and Lee, 1919 [1918].
- Wilson, Peter. »Death of the Calorie«. *1843 Magazine*, 28. Februar 2019. <https://www.economist.com/1843/2019/02/28/death-of-the-calorie>. Zugriff: 12. Februar 2022.

Weiterführend

- Mackert, Nina. »Nature Always Counts«. Kalorienzählen als Vorsorgetechnik in den USA des frühen 20. Jahrhunderts«. *Vorsorgen in der Moderne: Akteure, Räume und Praktiken*, hg. von Nicolai Hannig und Malte Thiessen, de Gruyter, 2017, S. 213-231, <https://doi.org/10.1515/9783110529524-011>.
- Mackert, Nina. »What Calories Do«. *Food, Fatness, and Fitness – Critical Perspectives*, 19. Juli 2016. <http://foodfatnessfitness.com/2016/07/19/calories/>. Zugriff: 12. Februar 2022.

Kind

Friederike Schmidt

Gibt man in den gängigen Online-Suchmaschinen das Stichwort ›dicke Kinder‹ ein, finden sich nahezu ausschließlich Bilder von Kindern mit extrem hohem Körpergewicht. Diese Kinder werden durch eine klare Fokussierung auf den Oberkörper dargestellt, der vielfach unbekleidet abgebildet ist. Neben dieser wortwörtlichen Entblößung der Kinder fällt die zusammengesackte Haltung auf, mit der die Kinder häufig dargestellt sind. Dadurch werden ihr Bauchvolumen und die sich dabei bildenden Bauchfalten deutlich betont. Verschiedentlich wird dies noch darüber verstärkt, dass die Kinder ihre nackten Bauchfalten umfassen und/oder zusammengedrückt halten (→ Nacktheit). In diese Bildlogik sind auch Abbildungen einzuordnen, in denen Kinder mit deutlich zu engen Kleidungsstücken dargestellt werden. Zudem fällt auf, dass dicke Kinder vor allem einzeln fotografiert bzw. wenn sie mit anderen Kindern dargestellt werden, dann haben diese ebenfalls deutliches ›Übergewicht‹, und – ob einzeln oder gemeinsam – sind diese Kinder, den Bildern folgend, mit nichts anderem beschäftigt als mit dem → Essen von süßen und fettigen Lebensmitteln und/oder TV-Konsum, das sie einzig zu befriedigen scheint. Gibt man hingegen das Stichwort ›Kinder‹ in die Online-Suchmaschinen ein, zeigt sich eine völlig andere, wenngleich eine ebenfalls recht eindimensionale Repräsentation von Kindern: Kinder sind in Bewegung, lachen, sind vollständig bekleidet, werden vor allem als Kollektiv gezeigt und sind zumeist ›nicht‹ mit dem Essen beschäftigt.

Wie ist diese Repräsentation von Kindern, diese geradezu groteske Darstellung von Kindern mit hohem Körpergewicht, auf die May Friedman (16ff.) auch für den englischsprachigen Raum hinweist, zu verstehen? Aufschlussreich sind in diesem Zusammenhang die systemtheoretischen Analysen von Swen Körner zur gesellschaftlichen Kommunikation zu juvenilem ›Übergewicht‹. Darin wird auf eine gesellschaftliche Problematisierung dicker Körper hingewiesen. Körner spricht auch von einer »kommunikative[n] Karriere

defizitärer Kinder-Körper« (195), die er in die für die Moderne spezifische Verwiesenheit auf Krisen und deren Bewältigungsversuche einordnet. Dabei wird deutlich, dass die gesellschaftliche Auseinandersetzung zu »Übergewicht« in der Kindheit durch eine »Referenz auf quasi-natürliche Sichtbarkeiten dicker und unfitter Körper« (194) getragen wird. In diesem Zusammenhang lassen sich auch die skizzierte mediale Repräsentation von dicken Kindern verstehen. Sie re-produzieren eine »vermeintlich naturgegebene Sichtbarkeit der Problematik« (ebd.) des dicken → Körpers und fungieren darüber als »hocheffektive Resonanzverstärker« (11) gegenwärtiger Krisendiskurse.

Da Krisen für moderne Gesellschaften insgesamt konstitutiv sind, bleibt aber die Frage, warum dicke Kinder medial gerade jetzt so dargestellt werden, wie skizziert. Aufschlussreich sind an dieser Stelle Hinweise zum aufkommenden Sozialinvestitionsstaat (Lessenich), der sich in den 1990er Jahren etabliert hat. Charakteristisch für diesen wohlfahrtsstaatlichen Wandel ist eine Zunahme an staatlichen und öffentlichen Bemühungen einer Regulierung der Lebensführung. Dabei werden die Subjekte in sozialinvestiver Logik aufgefordert, zum eigenen Wohle und zum Wohle aller in die eigene Lebensgestaltungswesen zu investieren. Hierbei rücken verstärkt Lebensbereiche in den Fokus, die bis dato als privat galten – so etwa die Ernährung und die Körper der Subjekte. Zwar sind beide in der Moderne schon immer öffentlichen Einflussnahmen unterworfen, jedoch werden das Essen und die Körper der Subjekte seit einigen Jahren vermehrt als individuelle sowie gesellschaftliche Risiken ausgewiesen, die als solche einer vermehrten Regulierung bedürfen. Im Blick dieser veränderten Subjektregulierung sind dabei insbesondere das Essen der Kinder und ihre Körper. Hierfür spricht u.a. die Zunahme der ernährungswissenschaftlichen Forschung zur institutionellen Verpflegung von Kindern, der Ausbau der Forschung zum Ernährungs- und Gesundheitszustand von Kindern in Deutschland wie auch die Intensivierung gesundheitspolitischer Maßnahmen der Ernährungsregulierung in der Kindheit seit Anfang der 2000er Jahre (Schmidt).

An diese veränderten Regulierungsbemühungen in der Kindheit knüpfen die medial verbreiteten Bilder dicker Kinder unmittelbar an und verstärken diese (→ Medien). Denn über die eindimensionale Darstellung der Kinderkörper wird der schlanke Kinderkörper mit Normen »guter« Kindheit verschränkt, zu denen u.a. Freude, Spiel und Freund*innen zählt. Darüber wird eine Problematisierung des dicken Kinderkörpers möglich, die ein sofortiges, biografisch frühzeitiges und umfangliches Eingreifen in die Ernährung und Körperlichkeit der Kinder plausibel und zwingend macht (Körner). Für Kin-

der und die für sie Sorgeverantwortlichen hat diese Gouvernamentalität des Kinderkörpers, die über die mediale Repräsentation von Kindern vermittelt wird, Effekte: Nicht nur konfrontiert sie Kinder und → Eltern vermehrt mit Regulierungsbemühungen ihrer Ernährung und Körper durch Kita, Schule oder Ärzt*innen; zugleich engt sie Subjektivierungsmöglichkeiten ein, leistet Stigmatisierungen von Kindern Vorschub, deren Körper sich nicht in die Norm des schlanken Körpers einfügen, und sie zeitigt neue soziale Ungleichheiten (Barlösius). Dabei werden nicht zuletzt die Sorgeverantwortlichen dicker Kinder unter Verdacht gestellt, ihrer Verantwortung für das Aufwachsen von Kindern nicht hinreichend Rechnung getragen zu haben (Friedman). Merkwürdig vernachlässigt ist die Pluralität von Körpern ebenso wie die kulturwissenschaftliche Einsicht, dass die Wahrnehmung und Bewertung von Körpergewicht ästhetischen Normen unterliegen, die sich historisch-kulturell verändern. Auch bleibt unberücksichtigt, dass Körpergewicht dynamisch und hohes Körpergewicht nicht per se gesundheitsproblematisch ist. Stattdessen bildet sich ein zu simples Bild heraus, dass ein glückliches Kind kein dickes Kind ist bzw. ein dickes Kind kein glückliches Kind sein kann und insofern auch keine gute Kindheit erlebt.

Literatur

- Barlösius, Eva. *Dicksein: Wenn der Körper das Verhältnis zur Gesellschaft bestimmt*. Campus Verlag, 2014.
- Friedman, May. »Mother Blame, Fat Shame, and Moral Panic: »Obesity« and Child Welfare«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 4, 1, 2015, S. 14-27, <https://doi.org/10.1080/21604851.2014.927209>.
- Körner, Swen. *Dicke Kinder – revisited: Zur Kommunikation juveniler Körperkrisen*. transcript Verlag, 2015, <https://doi.org/10.14361/9783839409541>.
- Lessenich, Stephan. *Die Neuerfindung des Sozialen: Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus*. transcript Verlag, 2008, <https://doi.org/10.14361/9783839407462>.
- Schmidt, Friederike. »In Sorge ums Kind. Transformationen der Sorge am Beispiel von Ernährungspräventionen«. *Anthropologie der Sorge*, hg. von Cornelia Dietrich et al., Beltz Juventa, 2020, S. 202-212.

Weiterführend

Boero, Natalie und Thomas Pattie. Hg. *Fat Kids*. Themenheft *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 5, 2, 2016.

Bollig, Sabine, et al. Hg. *Materialitäten der Kindheit: Körper – Dinge – Räume*. Beltz Juventa, 2020, <https://doi.org/10.1007/978-3-658-25532-9>.

Kelle, Helga und Johanna Mierendorff. Hg. *Normierung und Normalisierung der Kindheit*. Beltz Juventa, 2013.

Klasse

Friedrich Schorb

Unter den Spitzenmanager*innen und Firmenchef*innen in Deutschland läuft jede*r zehnte Marathon, in der Gesamtbevölkerung ist es hingegen nur eine*r von 600. An den Arbeitsplätzen der neuen Hightech-Elite im Silicon Valley und andernorts werden neben Tabak mittlerweile auch Süßgetränke, Gummibärchen und Schokoriegel verbannt. Laufräder ersetzen Bürostühle und meditiert wird während der Arbeitszeit. In den Chefetagen der New Economy und darüber hinaus breitet sich eine eigentümliche Mischung aus Sozialdarwinismus und fernöstlichen Entspannungstechniken aus. Wirtschaftsliberalismus und Technologiegläubigkeit verknüpfen sich mit Achtsamkeitsübungen und Yoga. Und wer dazugehören will, muss selbstverständlich auch über einen schlanken, gepflegten und durchtrainierten → Körper verfügen (Cederström et al.).

Diese narzisstische Nabelschau geht mit einer *winner-takes-it-all*-Mentalität einher, bei der sich die Eliten nicht mehr nur finanziell und mental, sondern auch körperlich den Unterprivilegierten der Arbeitswelt überlegen fühlen dürfen. All jenen dienstfertigen Geistern also, die, gesteuert von den Algorithmen aus den Kreativzentralen, Pakete sortieren und ausliefern, → Essen zubereiten und zustellen, Häuser und Büros reinigen und bewachen, Betuchte kutschieren und maniküren, Betagte pflegen und → Kinder versorgen. Und während der Anteil, den die Eliten am sprichwörtlichen Kuchen für sich beanspruchen, immer größer wird, werden der breiten Masse zur gleichen Zeit die wortwörtlichen Kuchenkrümel als Dickmacher vergällt.

Zwar sind von einem hohen → Body-Mass-Index grundsätzlich Menschen aller Schichten betroffen, dennoch sind, zumindest in den reichen Ländern, Menschen mit niedrigem Einkommen häufiger hochgewichtig. Entsprechend dominiert der Eindruck, dass hohes Körpergewicht vor allem ein Problem von Menschen am unteren Rande der Gesellschaft sei. Diese Sichtweise äußert

sich in Bildern und Erzählungen einer undisziplinierten, vulgären, devianten, promiskuösen und vor allem dicken Unterklasse. Und genau dieses Klischee hat der frühere Politiker und heutige Lobbyist der neoliberalen Denkfabrik *Initiative Soziale Marktwirtschaft*, Oswald Metzger, mit Blick auf Sozialhilfeempfänger*innen einmal so ausgedrückt: »Viele sehen ihren Lebenssinn darin, Kohlehydrate oder Alkohol in sich hinein zu stopfen, vor dem Fernseher zu sitzen und das Gleiche den eigenen Kindern angedeihen zu lassen. Die wachsen dann verdickt und verdummt auf« (Metzger zit. in Schütz). In besagtem Fernseher bekommen die Angehörigen der unteren Klassen und natürlich auch alle anderen, die zuschauen, in Reality TV-Formaten wie *Schwer verliebt* oder in Comedy-Sendungen wie *Little Britain* ein Zerrbild ihrer Selbst zu sehen, das dann in einer Art Zirkelschluss diese Vorurteile bestätigt.

Vorstellungen von einer dicken Unterschicht wurden und werden von Akteuren aus Publizistik und Politik in Deutschland als Rechtfertigung für Sozialabbau benutzt. Besonders deutlich wurde dies zur Zeit der Arbeitsmarktreformen der 2000er Jahre. Damals wurde das Bild einer degenerierten und antriebslosen ehemaligen Arbeiter*innenklasse zum zentralen Argument dafür, dass in Wirklichkeit nicht ein Mangel an Geld, sondern ein Mangel an Disziplin für die prekären Lebensumstände und den schlechten Gesundheitszustand sozial Benachteiligter verantwortlich sei (Schorb).

In einer zumindest auf den ersten Blick wohlwillenderen Auslegung ist es hingegen die → obesogene Umwelt, der die unteren Klassen scheinbar schutzlos ausgeliefert sind. Hier sind die Angehörigen der Unterklasse weniger deviante Täter*innen als vulnerable Opfer. »Arme Dicke, sie waren unfähig, das Dickwerden aufzuhalten; sie konnten in ihrer Umgebung keine guten Entscheidungen treffen«, hat Cat Pausé diese Haltung in diesem Band auf den Punkt gebracht.

Doch die häufigere Betroffenheit sozial Benachteiligter von hohem Körpergewicht lässt sich auch noch ganz anders erklären. Eine Vielzahl sozialepidemiologischer Studien verweisen auf schlechtere Chancen für dicke Menschen auf dem Heirats- und Beziehungsmarkt sowie auf einen erschwerten Zugang zu höherer Bildung, geringere Chancen im Berufsleben, niedrigere Löhne, seltenere Beförderungen und häufigere Entlassungen. All diese Faktoren tragen zur Abstiegsmobilität dicker Menschen bei und erklären, warum sie unter den Ärmeren in den reichen Ländern überrepräsentiert sind. Gerade dieser Aspekt wird jedoch gerne übersehen, dabei lenkt er den Blick noch auf ein anderes Wahrnehmungsproblem: dass nämlich weniger die medizinischen Ursachen im engeren Sinn als vielmehr die gesellschaftliche Stigmati-

sierung dicker Menschen maßgeblich zu ihrem schlechteren Gesundheitszustand beitragen (Ernsberger). Diese Stigmatisierung ist wiederum untrennbar mit der negativen Wahrnehmung einer kulturalistisch gefassten Unterklasse verbunden. In Gesellschaften nämlich, in denen Dicksein als Zeichen von Wohlstand wahrgenommen und dementsprechend sozial erwünscht ist, fallen auch die diskriminierungsbedingten gesundheitlichen Risiken weg.

Literatur

- Cederström, Carl und André Spicer. *Das Wellness-Syndrom: Die Glücksdoktrin und der perfekte Mensch*. Edition Tiamat, 2016.
- Ernsberger, Paul. »Does Social Class Explain the Connection Between Weight and Health?« *The Fat Studies Reader*, hg. von Esther Rothblum und Sondra Solovay, New York University Press, 2009, S. 25-36.
- Schorb, Friedrich. »Keine ›Happy Meals‹ für die Unterschicht! Zur symbolischen Bekämpfung der Armut«. *Kreuzzug gegen Fette: Sozialwissenschaftliche Aspekte des gesellschaftlichen Umgangs mit Übergewicht und Adipositas*, hg. von Henning Schmidt-Semisch und Friedrich Schorb, VS Verlag, S. 107-124, https://doi.org/10.1007/978-3-531-90800-7_7.
- Schütz, Hans Peter. »Ich bin auf dem Sprung«. *Stern*, 20. November 2007. <https://www.stern.de/politik/deutschland/oswald-metzger--ich-bin-auf-dem-sprung--3216840.html>. Zugriff: 12. Februar 2022.

Weiterführend

- Evans, Alex. »Greedy Bastards. Fat Kids, Class War, and the Ideology of Classlessness«. *Historicizing Fat in Anglo-American Culture*, hg. von Elena Levy-Navarro, Ohio State University Press, 2010, S. 144-172, <https://doi.org/10.2307/j.ctv1725rd4.12>.
- Mollow, Anna und Robert McRuer. »Fattening Austerity«. *Body Politics: Zeitschrift für Körpergeschichte* 3, 5, 2015, S. 25-49.
- Schorb, Friedrich. *Dick, doof und arm? Die große Lüge vom Übergewicht und wer von ihr profitiert*. Droemer Knaur, 2009.

Körper

Gabriele Sobiech

Dass der Körper nicht als bloße Natur, vielmehr als ein historisch situier-tes, »soziales Gebilde« aufzufassen ist, darauf hat die Ethnologin Mary Dou-glas bereits 1974 verwiesen (99ff.). Das individuelle Körpermanagement, aber auch körperliche Empfindungen, die Verwendung des Körpers als Ausdrucks- und Interaktionsmedium, also insgesamt die Körpernutzung, ist demnach tief mit der Kultur einer Gesellschaft verwoben. Auch der Soziologe Luc Bol-tanski (138ff.) betont, dass eine Analyse der »sozialen Verwendung des Kör-pers« innerhalb einer Gesellschaft die normativen Setzungen, hierarchischen Strukturen, also ihre Macht- und Herrschaftsverhältnisse offenbart und da-mit eine Sonderform der Gesellschaftsanalyse darstellt. Soziale Ordnungen zeigen sich in einem fundamentalen Sinn in Körper(an)ordnungen sowie in individuellen Positionierungen im sozialen Raum. Vor allem Michel Foucault (1977) zeigt auf, dass der Körper ein wesentlicher Bestandteil des Operierens von Machtverhältnissen in der modernen Gesellschaft darstellt. Macht wird hierbei nicht verstanden als unterdrückende Kraft; vielmehr wird die Pro-duktivität von Macht betont, die durch entsprechende Disziplinartechniken fügsame und gelehrige Körper hervorbringt und die Kräfte des Körpers zu steigern sucht.

Im Folgenden gilt es genauer zu betrachten, wie das durch Macht produzierte Wissen zugleich Normen definiert, die in sozialen und institutionel-len Praktiken körperliche Differenzen erzeugen, die als ›noch normal‹ oder bereits als ›anormal‹ gelten. Vor allem soziale Prozesse der Ausschließung und Besonderung verweisen auf Abweichungen vom (männlichen) Normkör- per, sodass das ›Andere‹ der Geschlechtszugehörigkeit, der sexuellen Orien- tierung, des Lebensstils als auch die Zugehörigkeit zu anderen ethnischen und religiösen Kulturen ebenso wie normabweichende physische und menta- le Fähigkeiten augenfällig werden. Wenn zum Beispiel der funktionstüchtige Normkörper die Bezugsgröße für architektonische Ausstattungen und Ge-

brauchsgegenstände darstellt, ist das Scheitern des behinderten Körpers eine unabwendbare Folge (→ Behinderung). Dies gilt ebenso für den dicken Körper: In Zügen, Kinos und Theatersälen sind die Sitze nach einem imaginären Normkörper konzipiert; die *Airline Samoa* berechnet sogar seit 2013 den Flugpreis nach dem Gewicht der Passagiere.

Wie zunächst gleichgestellte Körper zunehmend symbolischen Distinktionen unterworfen werden, zeigt Alkemeyer (7) an der Genese des Körpers als Statussymbol im Kontext der Entstehung des Bürgertums auf. Der Körper wird nun zum Produkt individueller Anstrengungen, ein Besitz, der gepflegt und in Form gebracht werden muss, um die moralische Überlegenheit seines Besitzers zu demonstrieren. Mit diesen »selbsttechnologischen« Subjektivierungspraktiken (Foucault 176), die in der (Post-)Moderne auf die Herstellung eines fitten und gesunden Körpers abzielen, ist per se ein symbolischer Mehrwert der Zielorientierung, Willensstärke und Flexibilität verbunden, der im Rahmen moderner Selbstführung Wettbewerbsvorteile verspricht und die eigene Positionierung zu stärken sucht (Sobiech und Hartung 338). Wer aber »im körpersprachlich ausgetragenen Symbolkampf der Klassen« (Alkemeyer 7) die disziplinierte Körperarbeit »verweigert«, belastet nach allgemeinen Vorstellungen das Gesundheitssystem und die Gesellschaft, denn → »Übergewicht« erscheint als individuelles Fehlverhalten und mangelnde Anpassungsbereitschaft an das Schlankheits- und Leistungsideal (Sobiech und Hartung 352).

Die Strategien der Selbstoptimierung stehen zugleich im Einklang mit einem hegemonialen Geschlechterregime, das hierarchisch strukturiert in die materielle und ideologische Produktion des Normativen eingebunden ist. Die daraus resultierenden differenten Körperkonzepte verfolgen im Rahmen der heteronormativen Fitnesskultur das Prinzip der Expansion: »Männer machen Masse« und das der Reduktion (→ Fitness): Frauen reduzieren Körperfett und trainieren seltener auf Muskelaufbau. Auch wenn sich inzwischen ebenso Männer den disziplinierenden Blicken massenmedialer Darstellungen nicht länger entziehen können, ist das Überschreiten der kulturell verankerten »Zurück-Haltungs-Gebote« für und von Frauen verstärkten Diskriminierungen (z.B. in sozialen → Medien, so auch im → Sport: »Mannweiber«) ausgesetzt.

Als ein wesentlicher Machtmechanismus, der »Übergewichtige« in der Regel gegen die symbolische Ordnung nicht aufbegehren lässt, fungiert die äußere Beschämung und inkorporierte → Scham in öffentlichen Räumen oder sportiven Settings: »I wanted to start exercising at the gym, but shame and

humiliation made me leave« (Harjunen 13). Diese besondere Sichtbarkeit des abweichenden Körpers ist paradoxerweise zugleich mit seiner Unsichtbarkeit eng verwoben, zum Beispiel in der Werbung oder auch in der Bekleidungsindustrie. Das bedeutet die Schaffung sozialer Ordnungen, die verkörperte Differenzen als körperliche Vielfalt und damit auch *fatness* »as a valid and acceptable form of embodiment« (19) verstehen, stellt sich angesichts politischer Forderung nach Inklusion umso mehr als zentrale gesellschaftliche Aufgabe.

Literatur

- Alkemeyer, Thomas. »Aufrecht und biegsam. Eine politische Geschichte des Körperkults«. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 18, 2007, S. 6-18.
- Boltanski, Luc. »Die soziale Verwendung des Körpers«. *Zur Geschichte des Körpers*, hg. von Dietmar Kamper und Volker Rittner, Carl Hanser, 1976, S. 138-183.
- Douglas, Mary. *Ritual, Tabu und Körpersymbolik: Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur*. S. Fischer, 1974.
- Foucault, Michel. *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses*. Suhrkamp, 1977.
- Harjunen, Hannele. »Exercising Exclusions: Space, Visibility, and Monitoring of the Exercising Fat Female Body«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 8, 2, 2019, S. 173-186, <https://doi.org/10.1080/21604851.2019.1561101>.
- Sobiech, Gabriele und Sebastian Hartung. »Doing Age zwischen Selbstoptimierung und Selbstermächtigung durch die Arbeit am Körper im Fitnessstudio. Eine Interviewstudie mit 60-80jährigen Frauen«. *Sport und Gesellschaft* 16, 3, 2019, S. 334-365, <https://doi.org/10.1515/sug-2019-0019>.

Weiterführend

- Gugutzer, Robert, et al. Hg. *Handbuch Körpersoziologie*. 2 Bde., Springer VS, 2017, <https://doi.org/10.1007/978-3-658-04136-6>/<https://doi.org/10.1007/978-3-658-33298-3>.
- Kortendiek, Beate, et al. Hg. *Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Springer VS, 2019, <https://doi.org/10.1007/978-3-658-12500-4>.

Kunst

Kea Wienand

Was die Bezeichnung ›dick‹ bedeutet, nach welchen Kriterien ein → Körper als solcher gilt und vor allem welche Konnotationen mit dieser Einschätzung verbunden werden, hat sich im Verlauf der Geschichte immer wieder verändert und variiert zwischen Gesellschaften und Kulturen. Ein Blick in die Geschichte der bildenden Kunst Europas kann deutlich machen, dass die Darstellungen von menschlichen Körpern auch in dieser nicht gleichbleibend waren. Die Proportionen, d.h. die Verhältnisse und Maße, mit denen Körper konstruiert wurden, waren historisch ebenso wandelbar wie die damit verknüpften Vorstellungen von Schönheit und ihre sprachlichen Bewertungen. Trotzdem werden bis heute schlanke Körper mit klassischen Proportionen als universales Ideal und als Norm proklamiert sowie mit naturwissenschaftlichen Erklärungsmodellen zu legitimieren versucht (Friedrich).

Dabei reproduzieren diese Studien Argumentationslinien, die um 1900 in anthropologischen Schönheitsforschungen beliebt waren und mit naturalisierenden Begründungsmustern von Rassentheorien und Theorien zur Geschlechterdifferenz einhergingen. Aufschlussreich ist, dass sich in den genannten Diskursen bis heute künstlerische und medizinische Blicke verschränken. Die vermeintlich objektiven Körperästhetiken des 19. Jahrhunderts orientierten sich an der hellenistischen Skulptur, die in den dazugehörigen Publikationen in Form von fotografierten weißen Marmorfiguren präsent waren. Der männliche weiße Körper blieb von den so artikulierten Normierungen zwar nicht gänzlich ausgeschlossen, im Fokus der – meist männlichen – Autoren stand und steht aber immer noch der Frauenkörper, dem seit der Neuzeit der Status des passiven Objekts zukommt. Feministische Wissenschaftler*innen haben diese Positionierung von Weiblichkeit im Feld des Visuellen kritisiert und auf die Funktionen von Frauenbildern (vor allem des weiblichen Aktes) innerhalb patriarchaler Strukturen aufmerksam gemacht (Schade; → Feminismus).

Vor diesem Hintergrund können historische Darstellungen von Weiblichkeit, die den modernen Körperidealen nicht entsprechen, weder einfach als ›dick‹ noch als eindeutig *positive* Gegenbilder gelesen werden. So lässt sich beispielsweise nicht rekonstruieren, wie die sogenannte *Venus von Willendorf* vor 29.500 Jahren wahrgenommen wurde und welche Bedeutungen oder Funktionen ihr zukamen. Dass diese und andere Statuetten der Steinzeit im Nachhinein als *Venusfigurinen* bezeichnet wurden, verweist vielmehr darauf, wie prägend die Antike für das Körperbild der europäischen Kulturgeschichte seit der Neuzeit war. In der griechischen Klassik hatte sich ein Verständnis von Schönheit ausgebildet, nach dem sich alle Teile des Körpers in mathematisch berechneten Proportionen, Symmetrien und Harmonien zueinander verhalten müssen. Diese Berechnungen wurden von neuzeitlichen Künstlern (z.B. Leonardo da Vinci) aufgenommen und weitergedacht, wodurch zwar durchaus Varianzen von Körpernormierungen entstanden (z.B. Albrecht Dürer), die Abwertung von Körpern, die diesen Proportionen nicht entsprachen, blieb jedoch bestehen. Völlerei wurde der christlichen Lehre entsprechend als Sünde verstanden und sowohl mit weiblichen als auch männlichen dicken Körpern personifiziert (z.B. bei Hieronymus Bosch; Benninga). Künstler des Barock, insbesondere Peter Paul Rubens, und des Impressionismus, zum Beispiel Pierre-Auguste Renoir, werden gerne angeführt, wenn es um positive Darstellung dicker (meist weiblicher weißer) Körper geht. Zwar erweitern sie die Proportionen der gängigen Schönheitsideale zumindest zeitweise, aber es war immer noch weibliche Körperlichkeit, die für eine männlich kodierte Schaulust zu sehen gegeben wurde und an der ein männlicher Künstler sein Talent beweisen konnte (Sweet).

Feministische Künstler*innen des 20. Jahrhunderts haben die rigiden Geschlechterkonstruktionen kritisiert, das schlanke Körperideal wurde dabei jedoch selten mit anderen Körperbildern erweitert (z.B. von Niki de Saint Phalle). Erst in den letzten 30 Jahren haben Künstler*innen vermehrt dicke (weibliche) Körperlichkeit dargestellt und für deren Akzeptanz plädiert. Bilder von dicken Körpern können zu einer größeren Vielfalt beitragen, aber sie entkommen mit ihren ästhetisierenden Repräsentationen normierenden Körperschemata oft nur bedingt. So entsprechen viele Darstellungen weiterhin gängigen Proportionsverhältnissen und reproduzieren sexualisierte Posen. Die Schwierigkeit, Stereotypisierungen des dicken Körpers zu unterlaufen, ist vor allem auch in der Rezeption der bekannten Gemälde der britischen Künstlerin Jenny Saville deutlich geworden (Lockard). Zwar werden die von Saville zur Schau gestellten Körper überwiegend als *fat positive* gelesen, einige Kriti-

ken wiederholen bekannte pejorative Zuschreibungen an dicke Weiblichkeit jedoch. Dadurch ist die Frage aufgeworfen, inwiefern Savilles Frauenfiguren normierenden Blicken entgegnen und sie kritisch reflektieren lassen, oder ob die diese sogar evozieren.

Als selbstbestimmter Einspruch in die Abwertung dicker Körper sind die Fotografien der mexikanisch-amerikanischen Künstlerin Laura Aguilar interessant, auf denen sie ihren eigenen voluminösen Körper nackt in einer natürlichen Umgebung zeigt (→ Nacktheit). Aguilars Körperinszenierungen wiederholen keine tradierten Posen der europäischen Kunstgeschichte. Indem sie sich mit ihrem Körper in die sie umgebende Landschaft einfügt, sich beispielsweise auf einem Steinplateau an einen kleinen See legt oder Felsformationen imitiert, erscheint sie als Teil ihrer Umwelt. In ihren Fotografien geht es weniger um körpereigene Proportionsverhältnisse, ihre Inszenierung sind nicht auf einen vermessenden oder voyeuristischen Blick ausgerichtet. Vielmehr scheint sie (nicht ohne Humor) das Verhältnis ihres Körpers zur Umwelt zu verhandeln. Ästhetische Konventionen und Schönheitsideale werden dadurch hinfällig und auch die kunsthistorische Beschreibung wird herausgefordert.

Literatur

- Benninga, Sara. »The Faces of Fatness in Early Modern Europe«. *FKW// Zeitschrift für Geschlechterforschung und visuelle Kultur* 62, August 2017, S. 24-35, <http://dx.doi.org/10.25595/1552>.
- Friedrich, Annegret. »Kritik der Urteilskraft oder: Die Wissenschaft von der weiblichen Schönheit in Kunst, Medizin und Anthropologie der Jahrhundertwende«. *Projektionen – Rassismus und Sexismus in der visuellen Kultur*, hg. von Annegret Friedrich et al., Jonas, 1997, S. 164-182.
- Lockard, Brittany. »Who Are You Calling Fat? Eating Disordered Thinking in Jenny Savilles's ›Plan‹ and ›Propped‹«. *FKW//Zeitschrift für Geschlechterforschung und visuelle Kultur* 62, August 2017, S. 36-47.
- Schade, Sigrid. »Der Mythos des ›Ganzen Körpers‹. Das Fragmentarische in der Kunst des 20. Jahrhunderts als Dekonstruktion bürgerlicher Totalitätskonzepte«. *Frauen, Bilder – Männer, Mythen*, hg. von Isabell Barta et al., Reimer, 1987, S. 239-260.
- Sweet, Leah. »Fantasy Bodies, Imagined Pasts: A Critical Analysis of the ›Rubenesque‹ Fat Body in Contemporary Culture«. *Fat Studies: An Interdis-*

ciplinary Journal of Body Weight and Society 3, 2, 2014, S. 130-142, <https://doi.org/10.1080/21604851.2014.889504>.

Weiterführend

Eco, Umberto. *Die Geschichte der Schönheit*. Deutscher Taschenbuchverlag, 2006.

Gilman, Sander. *Fat Boys: A Slim Book*. Nebraska Press, 2004.

Kulicova, Kristina. »Fette Kunst«. *Fat Studies in Deutschland: Hohes Körpergewicht zwischen Diskriminierung und Anerkennung*, hg. von Lotte Rose und Friedrich Schorb, Beltz Juventa, 2017, S. 124-140.

Light

Antonie Post

Wenn Verbraucher*innen sich die Light-Variante eines Produkts in den Einkaufswagen legen, kaufen sie in erster Linie ein Gefühl: sich selbst etwas Gutes zu tun, sich gesünder zu ernähren und ohne Reue schlemmen zu dürfen. Begriffe wie ›leicht‹, ›fettarm‹, ›energiereduziert‹, ›Wellness‹ oder ›Fit-Food‹ versprechen Wohlbefinden und → Gesundheit, daher boomen Light-Produkte seit Jahrzehnten. Aber sind Light-Produkte wirklich leichter und gesünder? Um diese Frage zu beantworten, muss man sich zunächst genauer ansehen, wie die Angaben zu besonderen Produkteigenschaften erfolgen müssen. Die 2006 verabschiedete *health-claims*-Verordnung regelt, wann und wie nährwert- bzw. gesundheitsbezogene Angaben auf Lebensmitteln gemacht werden dürfen. Wo ›light‹ draufsteht, muss auch zwangsläufig weniger drin sein, beispielsweise weniger → Kalorien, Fett oder → Zucker.

Möchte ein Unternehmen mit dem Begriff ›light‹ bzw. ›leicht‹ um die Gunst der Kund*innen werben, dann muss der Brennwert im Vergleich zum Originalprodukt um mindestens 30 Prozent reduziert sein. Bei der Angabe ›fettfrei (ohne Fett)‹ oder ›zuckerfrei‹ dürfen nicht mehr als 0,5 Gramm Fett oder Zucker auf 100 Gramm oder Milliliter des Produkts kommen. Doch genau hier befindet sich auch das Schlupfloch der *health claims*: Die gesundheitsbezogenen Angaben sagen nichts darüber aus, wie sich das Lebensmittel insgesamt zusammensetzt, denn sie konzentrieren sich ausschließlich auf das eine Kriterium, mit dem geworben wird. Daher ist es sogar rechtlich zulässig, wenn die versprochene Ersparnis durch teils ungünstige Fette, viel Zucker oder Süßstoffe erkaufte wird.

Fehlt einem Produkt Fett oder Zucker, fehlt häufig auch Geschmack. Schmecken sollen die leichten Varianten natürlich trotzdem, daher wird oft mit Glutamat, Hefeextrakt, Emulgatoren, Farbstoffen, Gelatine, Konservierungsstoffen, Verdickungsmitteln oder Aromen nachgeholfen. Wichtig für die Konsistenz von fettarmen Produkten sind außerdem die Fettersatzstoffe, die

häufig aus Stärke oder Proteinen hergestellt werden. Mit ihnen lässt sich zwar die Kalorienmenge deutlich reduzieren und für das richtige Mundgefühl sorgen. Sie sind allerdings so hoch verarbeitet, dass sie kaum noch Nährwert besitzen. Nährstoffreicher oder ernährungsphysiologisch wertvoller sind die Light-Varianten meistens nicht. Im Gegenteil: Bei empfindlichen Personen können die Ersatzstoffe sogar Kopfschmerzen, Durchfall oder allergische Reaktionen auslösen.

Light-Produkte wirken aber nicht nur auf den → Körper, sondern auch auf die Psyche. Viele Konsument*innen stufen sie als gesünder ein oder erhoffen sich, durch sie Kalorien einzusparen. Also einfach alle konventionellen Lebensmittel durch die Light-Variante ersetzen und schon purzeln die Pfunde? Das funktioniert höchstens in der Werbung oder in Magazinen. Im wahren Leben machen restriktive Ernährungsweisen nachweislich weder schlank noch gesund: Über 95 Prozent aller → Diäten scheitern langfristig und mindestens die Hälfte aller Personen wiegt nach der Diät mehr als vorher (Ge, Hall und Kahan). Gleichzeitig kommt es vor, dass die Light-Varianten trotz aller Zusatzstoffe häufig gummiartig oder nach Pappe schmecken. Wie befriedigend eine Mahlzeit wahrgenommen wird, beeinflusst jedoch Hunger und Sättigung und wirkt sich auf die Menge aus, die man isst (Stribițcaia et al.). Light-Produkte, die nicht schmecken, können laut Studien bei der nächsten Mahlzeit sogar eine Art Nachholbedarf hervorrufen (Schiöth et al.). Allgemein verführen die leichten Varianten dazu, unter dem Strich mehr zu essen, da die Ersparnis oft überschätzt wird und die Produkte oft nicht so sättigend und befriedigend sind wie das Original (Mattes und Zata).

Light-Produkte senden außerdem eine weitere Botschaft an die Verbraucher*innen: *Isst du gut, dann bist du gut.* → Essen wird mehr denn je moralisiert und strengen Gesetzen unterworfen. Was als gesund angesehen wird, wird immer extremer, die Ideale immer rigoroser. Werbeslogans wie ›Genuss ohne Reue‹ geben Konsument*innen ganz unbewusst das Gefühl, die ›abgespeckte‹ Version guten Gewissens essen zu können, da sie vorgeblich schlank macht oder hält. Gleichzeitig suggeriert diese Werbestrategie, dass ein schlechtes Gewissen bei gehaltvolleren Produkten angebracht sei, weil sie dick machten. Dadurch befeuern Light-Produkte indirekt das gesellschaftliche Vorurteil, dass das Körpergewicht beliebig durch Ernährung und Willenskraft beeinflussbar sei – was wiederum die Diskriminierung und Stigmatisierung hochgewichtiger Menschen weiter aufrechterhält. Doch weder das Körpergewicht noch die Gesundheit sind ausschließlich eine Frage der Ernährung, besonders nicht in dem Ausmaß, wie die Diätkultur uns das glau-

ben machen will. Verzicht bedeutet in der Regel Stress für Geist und Körper. Ein entspanntes Essverhalten und eine positive Beziehung zu Lebensmitteln sowie dem eigenen Körper sind jedoch eine der Voraussetzungen dafür, um überhaupt gesundheitsorientiert leben zu können.

Literatur

- Ge, Long, et al. »Comparison of Dietary Macronutrient Patterns of 14 Popular Named Dietary Programmes for Weight and Cardiovascular Risk Factor Reduction in Adults: Systematic Review and Network Meta-Analysis of Randomised Trials«. *BMJ* 1, 369, 2020, m696. Erratum in: *BMJ* Aug 5, 370, 2020, m3095.
- Hall, Kevin und Scott Kahan. »Maintenance of Lost Weight and Long-Term Management of Obesity«. *Medical Clinics of North America* 102, 1, 2018, S. 183-197.
- Mitchell, Mattes und Vickers Zata. »Better-liked Foods can Produce more Satiety«. *Food Quality and Preference* 64, 2018, S. 94-102, <https://doi.org/10.1016/j.foodqual.2017.10.012>.
- Schiöth, Helgi, et al. »Are You Sure? Confidence about the Satiating Capacity of a Food Affects Subsequent Food Intake«. *Nutrients* 24, 7, 2015, S. 5088-5097, <https://doi.org/10.3390/nu7075088>.
- Stribiçaia, Ecaterina, et al. »Food Texture Influences on Satiety: Systematic Review and Meta-Analysis«. *Scientific Reports* 10, 1, 2020, S. 1-18, <https://doi.org/10.1038/s41598-020-69504-y>.

Weiterführend

- Food Science Babe*. Blog. <https://www.agdaily.com/writer/food-science-babe/>. Zugriff: 12. Februar 2022.
- »Iss doch, was du willst!« Podcast. <http://www.antoniepost.de/podcast>. Zugriff: 12. Februar 2022.
- Wolrich, Joshua. *Food Isn't Medicine: Know the Facts*. Vermilion 2021.

Männlichkeit

Jürgen Martschukat

Grundsätzlich behauptet die Geschichte der Moderne, dass Fett und Männlichkeit nicht wirklich zusammenpassen. Es heißt, Fett sei weiblich. Denn Fett ist weich, kühl, ohne Bewegungs- und Steuerungsfunktion und gilt gemeinhin als passiv (Mackert und Martschukat). Männlich scheint hingegen der Muskel zu sein: Er steht für Willenskraft und Handlungsfähigkeit und ist als solcher hart, warm, steuernd und vor allem aktiv (→ Gender). Manche Historiker*innen verfolgen die Vorstellungen von Fett als kalt und weiblich und von heißeren, nicht-fetten und damit aktiveren männlichen Körpern bis in die europäische Antike zurück (Gilman; Forth). Andere betonen, vor allem im späteren 19. Jahrhundert habe die Vorstellung Form angenommen, fette → Körper seien zu weich, um in dem harten, allgegenwärtigen Wettbewerb der modernen Welt bestehen zu können (Mackert). So oder so: Die Angst vor Verweichlichung in einer Welt, die als Welt des Wettbewerbs und des Kampfes gedacht wird, kam immer auch als männliche Angst vor Verweiblichung daher.

Es ist auch die moderne Welt des ausgehenden 19. Jahrhunderts, in der sich die Unterscheidung in weibliche Konsumkörper (Körper, die dem Konsum dienen) und männliche Produktionskörper (Körper, die die Welt erschaffen) etabliert und verfestigt. Dies ist eine Unterscheidung, die mit der sehr bürgerlichen Vorstellung weiblicher Passivität und männlicher Aktivität korrespondiert. Dass weibliche Körper immer auch auf Feldern, in Fabriken und Haushalten gearbeitet und produziert haben, und dass männliche Körper auch damals schon Konsumkörper sein konnten, ändert nichts an der historischen Wirkungsmacht dieser Unterscheidung.

Ein solcher, primär weiblich konnotierter Konsumkörper wollte vor allem in Form gehalten werden, um Schönheitsidealen zu entsprechen und als begehrenswert zu gelten (Farrell). Für den männlich gedachten Körper wurde Fett hingegen vor allem deshalb zum Problem, weil es als Zeichen man-

gelder Produktivität galt. Entsprechend richteten sich die um 1900 um sich greifenden Ängste vor einer Krise der Männer und ihrer Männlichkeit im Wesentlichen auf die Körper der Angestellten, die in den modernen Produktions- und Verwaltungsprozessen immer zahlreicher wurden. Angestellte arbeiteten vorwiegend im Sitzen, benötigten ihre Körper nicht wirklich, um produktiv zu sein, setzten deshalb aber auch Fett an, wie es hieß. Für Männer mittleren → Alters schien dieses Problem doppelt akut. Viele von ihnen beklagten, dass sie sich kaum mehr gegen das Fett zur Wehr zu setzen vermochten, das sich wie ein Gletscher unaufhaltsam über ihren Körper schob.

Stellte das Fett den männlich-modernen Produktionskörper in seiner Männlichkeit zwar in Frage, so schienen Männer trotz und bisweilen sogar wegen eines dicken Körpers gesellschaftliche Anerkennung zu erfahren (z.B. aufgrund ihres beruflichen Erfolgs). Der dickbäuchige Unternehmer stand lange auch für eine Erfolgsgeschichte seiner selbst und der kapitalistischen Gesellschaften, und noch die 1950er Jahre feierten den beleibten Mann – auch vor dem Hintergrund der Krisen- und Kriegsentbehrungen – als kräftig und gesund (Gilman). Kaum 20 Jahre später verschob das aufziehende Zeitalter der → Fitness die Körperkoordinaten immer deutlicher. Zum Idealtyp hegemonialer Männlichkeit avancierte der drahtige Manager, der die Aktienkurse auf dem Screen verfolgt, während er auf dem Laufband seine Einheiten absputzt. Der dicke Bauch als Trophäe des erfolgreichen Unternehmers bzw. Managers wich dem Sixpack. Körperfett fungierte mehr und mehr als Kennzeichen des als erfolgs- und bildungslos stigmatisierten Mannes der Unterschicht, der die Kontrolle über sich und sein Leben verloren hat (→ Klasse). Und was scheint unmännlicher, als die Kontrolle zu verlieren (→ Fat Donnie)? Das Leben, die Dinge und sich selbst im Griff zu haben, über Handlungsmacht zu verfügen, galt bis in das ausgehende 20. Jahrhundert vor allem als Kriterium für eine erfolgreiche männliche Existenz.

Mit der feministischen Bewegung seit den 1970er Jahren avancierten Handlungsmacht und vor allem die Kontrolle über den eigenen Körper zu zentralen Faktoren weiblicher Ermächtigung. Es kann als Zeichen feministischen Erfolgs gelten, dass der weibliche Körper langsam, aber letztlich doch sicher, auch als Leistungs- und Produktionskörper wachsende Anerkennung erfahren hat, auch wenn Produktionskörper zugleich eine immer geringere Rolle in den Arbeitsprozessen des Globalen Nordens spielen. Zudem ist der männliche Körper in den letzten Jahrzehnten deutlicher zum Konsumkörper geworden, für dessen Anerkennung eine spezifische Körperästhetik ähnlich wichtig wie für den weiblichen Körper ist. Im 21. Jahrhundert haben Unter-

scheidungen zwischen männlichen und weiblichen Körpern, die ja ohnehin nie eindeutig gewesen sind, an Unschärfe noch zugenommen. Entsprechend ist auch das Verhältnis von Fett und Männlichkeit kaum mehr auf einen Nenner zu bringen.

Literatur

- Farrell, Amy Erdman. *Fat Shame: Stigma and the Fat Body in American Culture*. New York University Press, 2011.
- Forth, Christopher E. *Fat: A Cultural History of the Stuff of Life*. Reaktion Books, 2019.
- Gilman, Sander L. *Fat Boys: A Slim Book*. University of Nebraska Press, 2004.
- Mackert, Nina. »Women Are Cooler. On the Feminization of Fat«. *Food, Fatness, and Fitness: Critical Perspectives*, 1. Februar 2018. <http://foodfatnessfitness.com/2018/02/01/women-cooler-feminization-fat/>. Zugriff: 10. Februar 2021.
- Mackert, Nina und Jürgen Martschukat. Hg. *Fat Agency. Body Politics: Zeitschrift für Körpergeschichte* 5, 3, 2015.

Weiterführend

- Luciano, Lynn. *Looking Good: Male Body Image in Modern America*. Hill and Wang, 2000.
- Martschukat, Jürgen. *Das Zeitalter der Fitness: Wie der Körper zum Zeichen für Erfolg und Leistung wurde*. S. Fischer, 2019.
- Vester, Katharina. »Regime Change. Gender, Class, and the Invention of Dieting in Post-Bellum America«. *Journal of Social History* 44, 1, 2010, S. 39-70, <https://doi.org/10.1353/jsh.2010.0032>.

Medien

Thomas Waitz

Medien und *fat* stehen in einem dreifachen Zusammenhang: Erstens knüpft sich *fat* als soziale Konstruktion an massenmediale Repräsentationspolitiken. Zweitens – und einen größeren Medienbegriff aufrufend – sind Medientechnologien entscheidend für die Hervorbringung jener Epistemologien, d.h. der Voraussetzungen und Begründungen des Wissens, die *fat* bestimmen. Und drittens wirken Mediendispositive *gouvernemental*, indem sie Körpergewicht als Gegenstandsbereich formieren, Wissen bereitstellen und Praktiken der Selbstführung anreizen.

1. Repräsentationspolitiken

Frei nach Niklas Luhmann ließe sich behaupten: Was wir über ›Dicksein‹ wissen, wissen wir durch die Massenmedien (Luhmann 6). Aus medienwissenschaftlicher Perspektive ist *fat* keine vorgängige, alltagsweltliche Tatsache, die in Massenmedien schlicht ›abgebildet‹ würde, sondern das Ergebnis machtvoller Verfertigungen, die durch Repräsentationspolitiken bestimmt sind. Die Medienwissenschaftlerin Maja Figge beschreibt Repräsentation im Anschluss an Stuart Hall als »performativen Akt, der etwas hervorbringt, was es vorher nicht gab, was vorher nicht beschreibbar war« (Figge 109). *Fat* erscheint aus einer solchen Perspektive als gesellschaftlich konstruiertes Phänomen, und Massenmedien erweisen sich für die Formen dieser Konstruktion als zentral. Medienwissenschaft geht allerdings davon aus, dass Medien nicht neutrale ›Schauplätze‹ kultureller Aushandlungen sind. Solche Aushandlungen betreffen etwa die Frage, was ein ›angemessenes‹ Körpergewicht ist, was ›richtige‹ Umgangsweisen mit dem eigenen → Körper sind, oder, welche Un_Sichtbarkeit von *fat* in *Social Networking Sites* vermeintlich ›akzeptabel‹ ist (Loo-kism). Medienwissenschaftliche Analysen arbeiten deshalb daran, nachzuweisen, dass Medien in eigenlogischer Weise Möglichkeitsbedingungen der Verfertigung, Diskursivierung und des biopolitischen Einsatzes von *fat* aus-

bilden. Das mediale Erscheinen, die Konjunktur und Sichtbarkeit von *fat* sind daher – auch und gerade in einer Visuellen Kultur – nie umstandslos gegeben, sondern stets das Ergebnis historisch wechselhafter medialer Vorbedingungen, etwa Narrativisierungsverfahren und Aufmerksamkeitsökonomien von *Make-Over*-Programmen des Fernsehens (wie z.B. → *The Biggest Loser*) oder einer auf Anerkennung beruhenden Sichtbarkeitsproduktion Sozialer Medien wie etwa Instagram (→ Visualität).

2. Epistemologien

Als Gegenstandsbereich kennzeichnet *fat*, dass dessen vermeintlich ›sinne-re‹ Eigenschaften und spezifische Rationalität maßgeblich durch Medien bestimmt sind. Was etwa *fat* ›ist‹ oder als *fat* erscheint, knüpft sich an alltagsweltliche wie (proto-)wissenschaftliche Konstruktionen, für die Medientechnologien entscheidend sind. Verfahren des Messens und der Rückkopplung (etwa mittels Körperfettwaagen, *Quantified-Self*-Applikationen und Self Trackern), taxonomische Skalen und Indizes (wie etwa der Body-Mass-Index) lassen sich daher als Ausweise dafür lesen, dass Medientechnologien entscheidend an der ›Problematisierung‹ von *fat* beteiligt sind und sich als Elemente erweisen im – mit Foucault gesprochen – »Ensemble diskursiver und nichtdiskursiver Praktiken, das etwas ins Spiel des Wahren und Falschen eintreten lässt und es als Gegenstand des Denkens konstituiert« (158). Medien sind dabei ›Instrument‹ und ›Problem‹ zugleich: Instrument, weil es Medientechnologien sind, welche die Identifikation und Bearbeitung von *fat* in Aussicht stellen oder diese zumindest thematisieren (etwa populäre Wissensformate, Game Shows, Ratgeberliteratur); Problem, weil ein übermäßiger oder bestimmter Mediengebrauch selbst regelmäßig mit *fat* in Verbindung gebracht wird, etwa in der Figur der sogenannten *couch potato*. Dabei kommen dem Körper letztlich selber mediale Eigenschaften zu: Er vermag, Judith Butlers Diktum von Materialität als »unkenntlich gewordene Wirkung von Macht« (Butler 345) aufgreifend, zum Signum moralisierender, herabwürdigender oder auch ermächtigender Rede dienen (→ Scham, → Sprache).

3. Gouvernamentalität

Mediendispositive lassen sich schließlich gouvernemental begreifen. Eine solche Perspektive versteht Medien als Regierungstechnologien, über die der Gegenstandsbereich *fat* formiert, ein systematisches Wissen erzeugt und bereitgestellt wird und schließlich regulierende Praktiken mit solchen der Selbst-

führung verschränkt werden. Die Reflexionen, Strategien und Technologien der Gouvernementalität bilden im Hinblick auf *fat* eine politische Rationalität aus, die eine eigentümliche Mischung aus normativen Vorstellungen (von u. a. Schönheit, → Gesundheit, Lebensführung) mit Reflexionen, Strategien und Technologien verknüpft, die Kapazitäten der Selbstführung anreizen. So betont Markus Stauff, »[a]n den und um die Medien [entfalten sich] Verfahren, die bestimmte Verhaltensweisen problematisieren, zur Diskussion stellen und ein Feld möglicher Verhaltensweisen strukturieren« (40). Die gegenwärtige Regierung von *fat*, für die Medien mittels Aufforderungen, das eigene Verhalten zu reflektieren und zu optimieren, wirksam werden, stellt sich dabei als Anrufung umfassender Selbstverantwortung, Selbstdisziplin und eines bejahenden und in die Verhältnisse einwilligenden Selbstmanagements dar und ist damit typisch für gegenwärtige neoliberale Subjektivierungsweisen (→ Empowerment).

Die Leistung einer solchen, medienwissenschaftlichen Perspektive auf *fat* kann darin bestehen, unterkomplexe und reduktionistische Vorstellungen von Medienwirkung zu überwinden und Medien als bestimmende Agenturen in der gesellschaftlichen Konstruktion von *fat* zu begreifen sowie – im Sinne einer politischen Kritik – die damit verbundenen Stigmatisierungen und Diskriminierungen zu überwinden.

Literatur

- Butler, Judith. *Körper von Gewicht*. Suhrkamp, 1997.
- Figge, Maja. »Einleitung«. *Gender & Medien Reader*, hg. von Kathrin Peters und Andrea Seier, Diaphanes, 2016, S. 109-117.
- Foucault, Michel. »Geschichte der Sexualität. Gespräch mit François Ewald«. *Ästhetik und Kommunikation* 57/58, 1985, S. 157-164.
- Luhmann, Niklas. *Die Realität der Massenmedien*. Westdeutscher Verlag, 1996.
- Stauff, Markus. »... der Kinder wegen«. Regieren durch Medien«. *Medien und Erziehung: Zeitschrift für Medienpädagogik* 4, 2008, S. 37-44.

Mutter

Anja Herrmann und Eva Tolasch

›Die dicke Mutter macht ihr Kind krank und bedroht damit den gesellschaftlichen Gesundheitszustand‹ – so lautet vor allem in den Industrieländern ein populäres Narrativ zur vermeintlichen individuellen und kollektiven ›Schädlichkeit‹ der sogenannten dicken Mutter. Eine ›dicke Mutter‹ ist zunächst eine Frau* mit hohem Körpergewicht, die Fürsorgeverantwortung für ihr (un-)geborenes Kind übernimmt. Ihr → Körper wird zum Ort erklärt, an dem sich die vermeintliche weltweite → ›Adipositas-Epidemie‹ (re-)produziert. Die Rede von einer Epidemie mit ihren angstauslösenden Bildern amalgamiert den Körper einer (werdenden) hochgewichtigen Mutter mit ihrem *mothering*: Ihr nicht akzeptierter Körper wird zum Indiz ihrer Unfähigkeit, ein Kind und damit zukünftige Bürger*innen ›richtig‹ zu versorgen.

Viele der ›Adipositas-Expert*innen sind der Auffassung, dass die Epidemie zu stoppen sei, wenn insbesondere Frauen ihre Körper besser reg(ul)ieren, um ihr Dicksein nicht sozial, habituell oder biologisch an ihre (un-)geborenen Kinder zu vererben und der Gesellschaft durch individuelles und selbstverschuldetes Fehlverhalten zur Last zu fallen (etwa durch hohe Gesundheitskosten). Das Private ist politisch. Das Fett der dicken Mutter ist in diesem moralisierenden Narrativ das Problem. Medizin, → Medien, Politik und Öffentlichkeit stehen ungefragt und häufig bevormundend mit angeblichen Hilfestellungen und Programmen bereit, um diese feminisierte ›Krise‹ mit der Direktive zu lösen: ›Der Speck muss weg‹. Solche vermeintlichen Hilfediskurse, die mit Abwertung, Schuldzuweisungen und Beschämung zum Abnehmen aufrufen, dienen meist mehr der Selbstbestätigung der ›Helfenden‹ als den Adressierten.

Zu Stigmatisierungen und Diskriminierungen positionieren sich dicke Mütter unterschiedlich. Das reicht von Müttern, die sich offensiv gegen die Zumutungen verwehren und diese kritisieren, bis hin zu jenen, die sich den

erfahrenen Herabsetzungen fügen oder sie gar rechtfertigen. Viele dieser Mütter leiden unter diesen Erfahrungen. *Blaming* wird vielfach zu *shaming*.

Studien zeigen ferner, dass sozio-ökonomisch nicht privilegierte, häufig auch als nicht-weiß markierte, dicke Mütter von stärkeren Leidenserfahrungen als weiße Mütter der Mittelschicht berichten, da ihnen weniger Ressourcen zur Verfügung stehen – Ressourcen, die sie benötigen, um das zugeschriebene → Stigma beispielsweise durch Erfolge in Beruf und Freizeit auf Abstand zu halten oder zu kompensieren (Jette und Rail).

Eine wichtige Ressource, um mit Diskriminierungen und Stigmatisierungen umzugehen, stellen Netzwerke (z.B. Fat Acceptance-Bewegung) dar, die zur Selbstermächtigung unerlässlich sind, um die individuelle Eingebundenheit in strukturelle Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu erkennen und Formen des Widerstandes gegen die dickenfeindliche Kultur und die damit einhergehenden »(M)Otheringpraktiken« (Nnaemeka) zu entwerfen. Dies sind Praktiken der Abgrenzung, in denen eine Mutter oder Gruppe von Müttern als andersartig markiert und gleichzeitig die eigene(n) Position(en) als normal bestätigt werden.

Auf das Engste verknüpft mit (*m*)othering-Praktiken ist das »Fat Mother Blaming« (Friedman). Vom *blaming* besonders betroffen sind beispielsweise die dicke *working (class) mom*, die alleinerziehende dicke Mutter, die hochgewichtige Teenager-Mutter oder die Mutter, die Sozialleistungen erhält (Vesehy und Abel 11). Mütter werden individuell verantwortlich gemacht, den Anforderungen des ›guten Mutterseins‹ nicht zu entsprechen. Dabei bleibt die Figur des Vaters oder anderer Fürsorgegeber*innen oft nahezu unsichtbar, da stereotypes richtiges *mothering* maßgeblich an patriarchale Familien- und Wirtschaftsstrukturen geknüpft ist und deren Erhalt garantieren soll.

Die Komplexität des hier skizzierten Feldes und seiner biopolitischen Implikationen zeigen, dass es sich bei der dicken Mutter sowohl um eine Erfahrung als auch eine (Krisen-)Konstruktion der Institution Mutterschaft (Rich) handelt, die mit vielfachen Diskriminierungen und Stigmatisierungen einhergeht. Besonders brisant ist in diesem Kontext die These, dass im Namen einer → Gesundheitsfürsorge und eines unterstellten Leidens der ›Betroffenen‹ die Zahl der dicken Mütter insgesamt reduziert werden soll. Untersuchungen sprechen in diesem Kontext gar von einer »neuen Eugenik«, wenn hochgewichtigen Frauen* von einer → Schwangerschaft abgeraten wird. Dicke Mutterschaft ist bislang ein hochmoralisiertes, feminisiert-politisches Terrain, in dem vielfach Vorurteile, Entmündigungen und Setzungen gegen *fatness*, Mütter und ihre Kinder (re-)produziert werden.

Literatur

- Friedman, May. »Mother Blame, Fat Shame, and Moral Panic: ›Obesity‹ and Child Welfare«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 4, 1, 2015, S. 14-27, <https://doi.org/10.1080/21604851.2014.927209>.
- Jette, Shannon and Geneviève Rail. »Resisting, Reproducing, Resigned? Low-income Pregnant Women's Discursive Constructions and Experiences of Health and Weight Gain«. *Nursing Inquiry* 21, 3, 2013, S. 202-211, <https://doi.org/10.1111/nin.12052>.
- Nnaemeka, Obioma. *The Politics of (M)Othering: Womanhood, Identity, and Resistance in African Literature*. Routledge, 1997.
- Rich, Adrienne. *Von Frauen geboren: Mutterschaft als Erfahrung und Institution*. Verlag Frauenoffensive, 1979.
- Verseghy, Judy und Sam Abel. »Introduction«. *Heavy Burdens: Stories of Motherhood and Fatness*, hg. von Judy Verseghy, Demeter Press, 2018, S. 11-13, <https://doi.org/10.2307/j.ctv8xng49.3>.

Weiterführend

- Herndon, April Michelle. *Fat Blame: How the War on Obesity Victimized Women and Children*. University Press Kansas, 2014.
- Parker, George and Cat Pausé. »Pregnant with Possibility: Negotiating Fat Maternal Subjectivity in the ›War on Obesity‹«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 7, 2, 2018, S. 124-134, <https://doi.org/10.1080/21604851.2017.1372990>.

Nacktheit

Debora Antmann

Dieser Beitrag könnte auch ›Wut‹ heißen, denn nichts erzürnt die Allgemeinheit so sehr wie vermeintlich unzureichend bekleidetes Fett. Während schlanke Beine, die aus knappen Hotpants herausragen, als Geschenk des Himmels betrachtet werden (Sexismus!); gelten fette Beine in knappen Hotpants als persönliche Beleidigung, ein schwerer Affront gegen ungefragte Passant*innen. Fremde springen auf, tun spontan ihren Ekel, ihr Entsetzen, ihre Betroffenheit kund ob dieser nackten fetten Beine, die hier der Öffentlichkeit zugemutet werden. Das gleiche gilt für nackte Bäuche, eigentlich für jedes nackte fette Körperteil, das in Sichtweite anderer gerät. Da ist es auch nicht verwunderlich, dass Nacktheit fetter Menschen immer als ein ›Obwohl‹ und in den seltensten Fällen als ein ›Aufgrund‹ verstanden wird. → Kunst, Kultur und Konsum, egal wo Nacktheit relevant wird: Es handelt sich um schlanke Sphären. Im Film sind nackte fette → Körper entweder keine Option oder komödiantisches Mittel (→ Medien). Fette Menschen im Bikini, fette Frauen, die in BH und Slip aus dem Bad kommen und sich ganz selbstverständlich im Gespräch die Haare abtrocknen oder sinnliche Sexszenen, erst recht welche, in denen man sieht, wie sich die Protagonist*innen der Szene gegenseitig entkleiden, sind ein Tabu (→ XXL). Fette nackte Haut ist ein Tabu!

Ein anderes Beispiel ist Burlesque: Die Kunst des Ausziehens, das künstlerische Spiel zwischen Stoff und Haut ist in den USA seit seinem Revival in den 1990ern stark *fat*-aktivistisch geprägt. Burlesque wurde zu einem Schmelzpool für body positive und → queere Performer*innen und nach wie vor gehören fette Künstler*innen mit zum Selbstverständnis der US-amerikanischen Burlesque-Kultur. Eine der berühmtesten Burlesque-Tänzerinnen weltweit ist wahrscheinlich die mehrfach ausgezeichnete fette Burlesque-Performerin Dirty Martini. In Deutschland dagegen wurde Burlesque als schlanke Kunstform erobert. Fette Burlesque-Performer*innen haben hier nicht nur kaum Chancen auf Engagements, sie sind auch perma-

ment damit konfrontiert, dass es für viele Menschen unvorstellbar ist, dass sie ›wegen‹ und nicht ›trotz‹ ihres Körpers tanzen. Es fehlt das Verständnis, dass gerade die Ästhetik des nackten, fetten Körpers dafür ausschlaggebend ist, eine Kunstform zu wählen, die nackte Haut ins Zentrum stellt und nicht, dass Künstler*innen dies tun, ›obwohl‹ sie fett sind.

Dabei ist ein nackter fetter Körper in Bewegung wie Musik. Da ist die mechanische Bewegung angetrieben vom Nervensystem und der Muskulatur. Und dann ist da die Bewegung des Fettes, dass wie Schallwellen nachklingt, eigene Bewegungsmuster hat, bei Kontakt Resonanz zeigt, die mechanische Bewegung fortschreibt und sacht abklingen lassen kann. Statt aber Körperfett und gerade nacktes, freibewegliches, unverhülltes Körperfett als Ressource, als zusätzliches Ausdrucksvehikel, als ästhetische Masse und künstlerisches Instrument oder einfach als Körper, am besten als schönen Körper, zu begreifen, wird es als Hindernis, als Makel, als Widerspruch zur Kunstform → Tanz und dem Element Ausziehen verstanden.

Was nicht bedeutet, es gäbe keine Fetischisierung fetter Nacktheit. Mit einem Blick in die Erotik-Industrie, findet sich durchaus fette Nacktheit. Auffällig dabei ist aber, dass diese nicht nur enorm fetischisiert und stereotypisiert ist, sondern auch, dass das Begehren von nackten fetten Körpern nur im Privaten, zum Beispiel in Pornografie oder Erotik-Hotlines, stattfinden kann. Strip-Clubs mit fetten Stripper*innen sucht man dagegen vergebens. Denn noch schockierender als das generelle Auftreten fetter nackter Haut im öffentlichen Raum ist diese mit Sexualität oder Begehren zu assoziieren. Lösen fette nackte Beine in kurzen Shorts oder fette Bäuche in Crop Tops irrationale Wut, Aggression, Abscheu und Ekel bei Wildfremden aus – von gänzlich nackten fetten Körpern mal ganz zu schweigen – potenzieren sich diese Reaktionen auf ein unbeschreibbares Maß, wenn fette Personen es nicht nur wagen nackte Haut zu zeigen, sondern sich gleichzeitig entweder selbst in Bezug zu Sex, Sexualität und Begehren bringen oder gebracht werden.

Nackte fette Körper oder nackte Körperteile fetter Menschen werden entpersonifiziert und zum Objekt des öffentlichen Lebens erklärt. Und diese Entpersonifizierung und Objektifizierung meint nicht nur, dass fette Körper und besonders nackte fette Körper zur allgemeinen Verurteilung freigegeben werden, es meint, dass je nackter der Körper eines fetten Menschen ist, desto legitimer scheint es, diesen zu entmenschlichen, zu übergehen: Dass der Anlass dieser aggressiven und gewaltvollen Reaktionen die reine Anwesenheit eines Menschen ist.

Der Beitrag könnte übrigens auch ›Mut‹ heißen. Denn all jene, die zu tolerant sind, um mit Wut auf fette Nacktheit zu reagieren, quittieren sie mit der Beteuerung, wie mutig sie seien. Fette Nacktheit kann nicht unkommentiert bleiben und der Umstand, dass selbst vermeintlich wohlwollende Stimmen wiederholt und vehement Mut hinter dem Zeigen nackter fetter Haut vermuten, zeigt, für wie viel Irritation, Störung und Konfrontation sie sorgt. Dabei wird nicht einmal kontextualisiert, was das Mutige an fetten nackten Körperteilen ist, es wird selbstverständlich davon ausgegangen, dass fette Nacktheit eine innere Überwindung und ein Kampf mit sich selbst sein muss – eine rebellische Geste. So fordert Heather McAllister auf: »The fastest way to fat liberation is physical. We will never have our freedom if we live only ›from the neck up‹, yet that is the way many fat people live, even, or especially, the activists and academics among us« (311). Niemand sagt, wie mutig, es ist, Blumen ins Fenster zu stellen, aber wunderschöne dicke nackte Beine mit einer Hotpants zu betonen, ist ein Akt, der einem gesellschaftlichen Umsturz gleichkommt. So viel Wut und so viel Mut, weil fette Menschen wie alle anderen auch manchmal nackt sind.

Literatur

- Antman, Debora. »Sommer in the City«. *Don't Degrade Debs, Darling!*, 10. Juni 2017. <https://dddebs.com/2017/06/10/sommer-in-the-city/>. Zugriff: 12. Februar 2022.
- McAllister, Heather. »Embodying Fat Liberation«. *The Fat Studies Reader*, hg. von Esther Rothblum und Sondra Solovay, New York University Press, 2009, S. 305-311.

Weiterführend

- Asbill, Lacy. »I'm Allowed to be a Sexual Being.« The Distinctive Social Conditions of the Fat Burlesque Stage«. *The Fat Studies Reader*, hg. von Esther Rothblum und Sondra Solovay, New York University Press, 2009, S. 299-304.
- Giust, Jessica. »Burlesque Female Behemoths«: *Transgressions of Fat, Femme Burlesque*. Diss., University of Minnesota, 2012. https://conservancy.umn.edu/bitstream/handle/11299/168202/Giusti_umn_0130E_13168.pdf?sequence=1&isAllowed=y. Zugriff: 12. Februar 2022.

Regehr, Kaitlyn. »The Rise of Recreational Burlesque: Bumping and Grinding Towards Empowerment«. *Sexuality and Culture* 16, 2, 2012, S. 134-157, <http://dx.doi.org/10.1007/s12119-011-9113-2>.

Nudging

Felix Krämer

»Wie so viele andere Geschichten, begann auch unsere mit jemandem, der sich vorgenommen hatte, ein paar Pfunde purzeln zu lassen« (Ayres and Karlan). So beschreiben die Macher der Plattform stickK.com, die im Januar 2008 online ging, die Initiation ihres Start-ups. Menschen können hier ihr eigenes Geld einsetzen, um sich zu motivieren, Fitnessziele und mehr zu erreichen, und damit gegen ihren eigenen Erfolg wetten. Die seither boomende Plattform ist eine markante Variation eines Phänomens, das ebenfalls 2008 von Cass Sunstein und Richard Thaler in *Nudge: Improving Decisions About Health, Wealth, and Happiness* propagiert wurde – nämlich: *nudging*. Das bedeutet, jemanden in die richtige Richtung zu stupsen, damit die Person freiwillig das Richtige tut. Der Jurist Sunstein und der Verhaltensökonom Thaler beschreiben *nudging* als libertären Paternalismus und zeigen, wie sich Menschen beispielsweise durch das Positionieren gesunder Lebensmittel auf Augenhöhe in Einkaufsregalen oder durch Anreize zur Vorsorge verhaltensökonomisch steuern lassen.

Im Fall der Plattform stickK.com tut das aber nicht eine Cafeteria, ein Supermarkt oder der Staat, sondern jede:r »nudgt« sich selbst, ganz ohne Stupsen von außen. Diese Selbstmotivation wird wiederum vor allem bei Themen zur Richtschnur von Handlungen, bei denen Eigenverantwortung in den vergangenen Jahrzehnten ganz besonders gravierend angeheizt wurde: eben Gewichtsabnahme oder → Fitness (→ *Healthism*).

Seit der Unternehmensgründung von stickK.com haben tausende von Menschen recht hohe Summen privaten Vermögens eingesetzt, ein halbes Monatsgehalt beispielsweise, um sich selbst dazu zu bringen, ihre Ziele zu verfolgen. Dabei geht es, nachdem sie sich selbst in die schmale Lücke zwischen Freiheit und Zwang begeben haben, um Selbstdisziplin und Verbindlichkeit – und immer wieder um Gewicht. Jede:r soll das zu dicke und übermäßige Selbst in sich entdecken und auf diese Weise bekämpfen.

Versagen Menschen an den selbstgesteckten Zielen, scheitern sie an der Gewichtsreduktion oder der Aktivierung zum Fitnesstraining, wird das von ihnen eingesetzte Geld gespendet – an eine gemeinnützige Organisation oder eine andere Person. Und hier ist die zweite neoliberale Volte verbaut: Wenn das Individuum seine eigenen Ziele erreicht, wird nichts abgegeben oder gespendet. Wer den eigenen → Körper verschlankt und in die ›richtige‹ Form gebracht hat, kann sein Geld behalten.

Die Kund:innen von stickK.com erkaufen sich also ihr eigenes ökonomisches Risiko freiwillig und treten in einen Wettbewerb mit sich selbst. Sie zwingen sich selbst Dinge auf, die sie sich nicht oktroyieren ließen, wie beispielsweise der gescheiterte Verbotsversuch von Softdrinks in den USA zeigt. Das Phänomen des freiwilligen Wettbewerbs des Individuums mit sich selbst korrespondiert wie von unsichtbarer Hand gelenkt mit dem schlanken Staat, der als Modus gouvernementaler Regierungskunst der vergangenen vier Jahrzehnte entstanden ist und auf Eigenverantwortung baut. Die freiwillige Verschlangung der eigenen Körperökonomien vieler Individuen steht praktisch wie paradigmatisch für diesen schlanken Staat, der spätestens seit den 1980er Jahren im anglo-amerikanischen Gesellschaftssystem, aber auch darüber hinaus zur dominanten Regierungsform geworden ist. Das auf stickK.com realisierte Selbst-*Nudging* ist zugleich Bauplan und Praxis des Neoliberalismus der Gegenwart. Die Verbindungen von Selbstkontrolle und Ökonomie im Individuum reproduziert diesen an jedem Tag, auf jedem Stepper, Schritt um Schritt aufs Neue. Gesundheitliche und ökonomische Risiken werden als individuelle Aufgaben akzeptiert und angenommen. So entsteht eine Gesellschaft ohne Gesellschaft, in der nur Praktiken des Vergleichens, der Normierung und des Wettbewerbs der Individuen miteinander den gemeinsamen Handlungsrahmen bilden. Im Fall von stickK.com tritt das Individuum sogar in einen Wettbewerb mit sich selbst.

Aber kann jede:r es sich leisten, ein halbes Monatsgehalt einzusetzen, um zweifelhafte Verschlangungsideale im Wettbewerb gegen sich selbst zu erreichen? Viele Menschen haben keine Wahl, werden stigmatisiert und gelten als scheiternde Subjekte. Bleibt die Hoffnung, dass sich gerade in Krisenzeiten wieder solidarischere Modelle des Miteinanders entwickeln lassen, die das Potential bergen, eine Reduktion auf Schlankheit, Zählbarkeit und freiwillige Normierung zu konterkarierten. Bezogen auf Selbst-*Nudging* könnten hierfür Praktiken des gemeinsamen Dickwerdens in Stellung gebracht werden – im Sinne eines Minoritärwerdens, wie Félix Guattari und Gilles Deleuze es beschreiben. Minoritär werden in diesem Konzept Körper, die sich gegen

hegemoniale Positionen richten und sich dabei verbinden und verbünden. Möglicherweise besteht darin, sich der Selbstoptimierung, Statistik und dem Zählbaren des individualisierten Subjekts zu entziehen, indem wir wieder dicker miteinander werden, eine der wenigen radikalen Oppositionsstrategien in einem (allzu) schlanken Staat.

Literatur

- Ayres, Ian und Dean Karlan. »About Us«. *StickK*, 2021. <https://www.stickk.com/aboutus#story>. Zugriff: 12. Februar 2022.
- Deleuze, Gilles und Félix Guattari. *Tausend Plateaus: Kapitalismus und Schizophrenie*. Merve, 1992.
- Thaler, Richard H. und Cass R. Sunstein. *Nudge: Improving Decisions about Health, Wealth, and Happiness*. Yale University Press 2008.

Weiterführend

- Bröckling, Ulrich. *Gute Hirten führen sanft: Über Menschenregierungskünste*. Suhrkamp, 2017.
- Fach, Wolfgang. »Staatskörperkultur. Ein Traktat über den ›schlanken Staat‹«. *Gouvernementalität der Gegenwart: Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, hg. von Ulrich Bröckling et al., Suhrkamp, 2000, S. 110-130.

Obesogene Umwelt

Cat Pausé

Obesogene Umwelt bezeichnet »die Summe der Einflüsse, die die Umgebung, die Lebenschancen und Lebensbedingungen auf die Förderung von Fettleibigkeit bei Individuen und Populationen ausüben« (Swinburn et al. 564). Obesogene Umwelt umfasst die infrastrukturellen, sozialen und kulturellen Bedingungen, die die Fähigkeit und Bereitschaft von Menschen beeinflussen, sich auf gesundheitsfördernde Weise zu verhalten. Dazu gehören Werbung und Verfügbarkeit von hochkalorischen Nahrungsmitteln, das Fehlen sicherer Grünanlagen für → Sport und Erholung und die Motorisierung des täglichen Lebens.

Die obesogene Umwelt bietet eine ökologische Perspektive für das Verständnis und die Lösung der »Adipositas-Problematik«, indem sie die Verantwortung für *fatness* vom Individuum auf Umweltfaktoren verlagert und betont, dass bestimmte Bevölkerungsgruppen (arme Menschen, in der Regel People of Color) in Umgebungen leben, die sie einem größeren Risiko für *fatness* aussetzen (→ Risikofaktor). Die Sorge um eine obesogene Umwelt hat etwa dazu geführt, dass schwangeren Frauen in Schottland Obst- und Gemüsegut-scheine zur Verfügung gestellt, in Los Angeles neue Fastfood-Restaurants in einkommensschwachen Gegenden verboten und in einer Reihe von Ländern Zuckersteuern eingeführt wurden (→ Zucker).

Anna Kirkland bemerkt, dass eine Annäherung an das Thema »Adipositas« über den Ansatz der obesogenen Umwelt zwar als strukturell erscheinen mag, aber »letztlich auf eine Mikropolitik der Auswahl von Nahrungsmitteln hinausläuft, die von elitären Konsum- und Bewegungsnormen dominiert wird« (464). Sie vertritt die Ansicht, dass ein solches kollektives *framing* in der Regel schnell zu einer »übergriffigen, moralisierenden und punitiven Anleitung« des Lebens dicker Menschen führt (ebd.). Manche mögen zwar behaupten, dass der Fokus auf die obesogene Umwelt eine willkommene Abwechslung zur neoliberalen Betonung individueller Verantwortung und Schuld darstellt,

aber es wäre falsch zu unterstellen, dass diese Sichtweise weniger fettfeindlich wäre. Und wie bei den meisten vorherrschenden Überzeugungen und Herangehensweisen an das Thema *fatness* scheint es auch diesmal nur wenig Evidenz zu geben, die die Theorie der obesogenen Umwelt unterstützt (Monaghan et al.; O'Hara und Taylor).

So weisen Lily O'Hara und Jane Taylor zum Beispiel auf Übersichtsarbeiten hin, die kaum Belege finden für einen signifikanten Zusammenhang zwischen der Nutzung und Verfügbarkeit von Verkehrsmitteln und dem Grad der körperlichen Aktivität bei Erwachsenen, oder zwischen verfügbaren Lebensmitteln und ›obesogenen‹ Ernährungsgewohnheiten von Menschen. Um diesen Mangel an Belegen für die Theorie der obesogenen Umwelt noch genauer zu verdeutlichen, untersuchen sie darüber hinaus auch eine → Intervention, die an Schulen in Arkansas und Louisiana in den USA stattfand. In diesen Bundesstaaten führten die Schulen gesunde Essensoptionen in Cafeterien und bei Kuchenbasaren ein, untersagten Werbung für Lebensmittel und Getränke und entfernten Snackautomaten; doch siehe da, man konnte keine signifikante Veränderung des Körpergewichts der Schüler*innen feststellen.

Die Perspektive der obesogenen Umwelt kann über *fatness* nur den Kopf schütteln: ›Arme Dicke, sie sind unfähig, das Dickwerden aufzuhalten; sie können in ihrer Umgebung keine guten Entscheidungen treffen.‹ Diese paternalistische Sichtweise fügt sich nahtlos in die dickenfeindliche Rhetorik der Linken/Progressiven ein: Statt anzunehmen, dass dicke Menschen schlechte Entscheidungen getroffen haben und die Konsequenzen ihres unverantwortlichen Handelns verdienen, stellen die Progressiven dicke Menschen als unfähig dar, gute Entscheidungen zu treffen – aufgrund ihres Umfelds. Sie seien daher bemitleidenswert statt verachtungswürdig. Keine der beiden Positionen ist der Fat Liberation förderlich, da beide das Dicksein als ein zu lösendes Problem in Stellung bringen.

Fat Studies sollten sich auf die »besondere soziale, kulturelle, politische und wirtschaftliche Umwelt konzentrieren, die das Leben als dicker → Körper problematisch machen kann« (Colls und Evans 735). Wir könnten diese Umwelt als die *fatpocalypse*-Umwelt bezeichnen: also als den Kontext, in dem dicke Menschen überall auf der Welt, besonders aber in den westlichen Ländern leben, und die in ihren Bemühungen darum, dicke Körper aus ihrer Bevölkerung auszumerzen, dicken Menschen den Krieg erklärt hat. Die *fatpocalypse*-Umwelt definiert dicke Körper als unmoralisch, krank und der Rechtsgleichheit unwürdig. Sie erzeugt eine strukturelle Diskriminierung dicker Menschen in so unterschiedlichen Bereichen wie Wohnen, Arbeit, Bildung und

→ Gesundheit. Sie stellt Menschen, die nicht fett sind, auf eine höhere Stufe, ebenso wie andere ›richtige‹ Arten und Weisen, einen Körper zu haben, etwa *able-bodied* oder cis Mann oder Frau zu sein und an den Stellen haarlos zu sein, wo Haare unpassend wären. Die *fatpocalypse*-Umwelt bringt dicke Menschen als Feinde des Fortschritts in Stellung, die den ansonsten sicherlich erfolgreichen Bemühungen um die Lösung von Problemen wie Klimawandel, Terrorismus und → COVID-19 im Wege stehen. Viele sind der Meinung, dass dicke Menschen an der globalen Erwärmung und am Konsumismus (→ ›Glo-besity‹) schuld sind. Aktuell beharren die westlichen Regierungen darauf, dass der Grund für die unkontrollierten COVID-19-Ausbrüche und die vielen Todesfälle in ihren Ländern nicht in ihrer mangelnden Pandemievorsorge zu suchen sei, sondern die Schuld dafür vielmehr von den Bäuchen dicker Menschen verkörpert werde, die in irgendeiner Weise für die hohen Zahlen an Erkrankungen und die hohe Sterblichkeitsrate in der Pandemie verantwortlich seien.

Übersetzung: Frank Lachmann

Literatur

- Colls, Rachel und Bethan Evans. »Making Space for Fat Bodies? A Critical Count of ›the Obesogenic Environment‹«. *Progress in Human Geography* 38, 6, 2014, S. 733-753, <https://doi.org/10.1177/0309132513500373>.
- Kirkland, Anna. »The Environmental Account of Obesity. A Case for Feminist Skepticism«. *Signs: Journal of Women in Culture and Society* 36, 2, 2011, S. 463-485, <https://doi.org/10.1086/655916>.
- Monaghan, Lee. F., et al. »Obesity Discourse and Fat Politics. Research, Critiques, and Interventions«. *Critical Public Health* 23, 3, 2013, S. 249-262, <http://www.tandfonline.com/doi/abs/10.1080/09581596.2013.814312>.
- O'Hara, Lily und Jane Taylor. »What's Wrong with the ›War on Obesity‹? A Narrative Review of the Weight-Centered Health Paradigm and Development of the 3C Framework to Build Critical Competency for a Paradigm Shift«. *Sage Open* 8, 2, 2018, S. 1-18, <https://doi.org/10.1177/2158244018772888>.
- Swinburn, Boyd, et al. »Dissecting Obesogenic Environments. The Development and Application of a Framework for Identifying and Prioritizing

Environmental Interventions for Obesity«. *Preventive Medicine* 29, 6, 1999, S. 563-570, <https://doi.org/10.1006/pmed.1999.0585>.

Weiterführend

Bombak, Andrea. »Obesity, Health at Every Size, and Public Health Policy«. *American Journal of Public Health* 104, 2, 2014, S. e60–e67, <https://doi.org/10.2105/AJPH.2013.301486>.

Evans, Bethan, et al. »Obesity/Fatness and the City. Critical Urban Geographies«. *Geography Compass* 6, 2, 2012, S. 100-110, <https://doi.org/10.1111/j.1749-8198.2011.00469.x>.

Guthman, Julie. *Weighing In: Obesity, Food Justice, and the Limits of Capitalism*. University of California Press, 2011, <https://doi.org/10.1525/9780520949751>.

Pausé, Cat, et al. »Resisting the Problematization of Fatness in COVID-19. In Pursuit of Health Justice«. *International Journal of Disaster Risk Reduction* 54, 15. Februar 2021, <https://doi.org/10.1016/j.ijdrr.2020.102021>.

Prävention

Henning Schmidt-Semisch

›Übergewicht‹ und ›Adipositas‹ werden regelmäßig zu den großen gesundheitlichen Problemen der westlichen Gesundheitssysteme gezählt. Da sie mit zahlreichen Folgeerkrankungen und hohen Folgekosten in Verbindung gebracht werden und man inzwischen davon ausgeht, dass ›Adipositas nur selten heilbar‹ (Wiegand et al. 821) sei, hat ihre Prävention hohe Priorität. Es gilt: »Vorbeugen ist besser als Heilen.« Dabei gerieten in den vergangenen zwei Jahrzehnten insbesondere → Kinder und Jugendliche ins Blickfeld der »Adipositashysterie« (Altgeld): Zwar ist der Anstieg des Körpergewichts nach wie vor ein Phänomen, das vor allem im höheren Lebensalter auftritt, gleichwohl aber gelten die dicken Kinder von heute als die hochgewichtigen Erwachsenen von morgen. Eine → Intervention bei den Jüngsten gilt dementsprechend als besonders Erfolg versprechend und nachhaltig. Mit dieser Begründung verschwanden in vielen Ländern bereits Soft-Drinks, Gummibärchen und Schokoriegel aus Schulen und in manchen Kitas wurden Frühwarnsysteme installiert, die möglichst viele Personen für das Problem sensibilisieren und ein kompetentes Hilfesystem aus Akteur*innen unterschiedlicher Fachgebiete bilden sollten.

Die wesentlichen Ansatzpunkte für Präventionsmaßnahmen sind dabei im Grunde seit Jahren dieselben geblieben und vor allem darauf ausgerichtet, das Verhalten der Kinder und Jugendlichen in folgenden Bereichen zu verändern: mehr ›gesunde‹ Ernährung, körperliche Aktivität und Sport, weniger Konsum elektronischer → Medien und psychosozialer Stress. Diese präventiven Ansatzpunkte werden auch von der entsprechenden medizinischen Leitlinie (der so genannten: S3-Leitlinie) zur »Therapie und Prävention der Adipositas im Kindes- und Jugendalter« (AWMF) adressiert, wobei die Autor*innen im Ergebnis allerdings vor allem Skepsis verbreiten: So müsse konstatiert werden, dass verhaltenspräventive Maßnahmen in aller Regel unzureichend, zum Teil inadäquat seien und auch die bisherigen Effekte Setting-bezogener

Interventionen »marginal waren und nicht als erfolgreich bewertet werden können. Der Schwerpunkt ist somit zukünftig auf verhältnispräventive Maßnahmen zu legen« (73).

Verhältnispräventive Maßnahmen sind für die Autor*innen der S3-Leitlinie solche, die den nachteiligen Einfluss der obesogenen (also der ›Adipositas‹ begünstigenden oder erzeugenden) Lebenswelten auf das gesundheitliche Verhalten von Kindern und Jugendlichen insbesondere aus mittleren und unteren Schichten in den Blick nehmen. Es müsse der politische Wille spürbar werden, diese → »obesogene Umwelt« verändern zu wollen, »damit gesundheitsförderndes Verhalten im Sinne der Eigenverantwortlichkeit in allen Altersgruppen nachhaltig entwickelt und gestärkt werden kann« (ebd.). Obwohl also Verhaltensprävention zuvor als wenig erfolgreich dargestellt wird, sucht man die Lösung in der Umgestaltung der Lebenswelt, um auf diese Weise doch wieder Verhalten zu verändern, das dann wiederum in die Eigenverantwortung des Subjekts überführt wird.

Diese Responsibilisierung durch die Hintertür bagatellisiert den Befund, dass die soziale Lebenswelt nicht nur ein hohes Körpergewicht mit möglichen körperlichen Folgeerkrankungen bewirken kann, sondern vor allem auch Stigmatisierungen, Ablehnung und Ausgrenzung, die das psychische und soziale Wohlbefinden der Betroffenen nachhaltig beeinträchtigen können. Insofern haben wir es nicht nur und vielleicht nicht einmal in erster Linie mit einer obesogenen Umwelt oder Kultur zu tun, sondern vor allem mit einer obesophoben Gesellschaft, deren präventives Hauptanliegen mit Blick auf hohes Körpergewicht darin besteht, dieses zurückzudrängen und am besten zu eliminieren. Und weil in dieser präventiven Logik auch die (noch) ›unproblematischen‹ Verhaltensweisen tendenziell als Risikoverhalten im Vorfeld der Entstehung eines hohen Körpergewichts betrachtet werden (können), müssen auch diese ständig beobachtet und kontrolliert, gecoacht und therapiert werden.

Diese präventive Entgrenzung führt dazu, dass »Übergewicht und Adipositas« als Problem immer weiter in den Bereich des unproblematischen Alltagsverhaltens hinreichen. Dadurch werden die Subjekte mit immer weitreichenderen Lebensstilbotschaften von einem ›richtigen‹ Leben konfrontiert und zugleich in ihrer Selbststigmatisierung befeuert. Als Teil der Allgemeinbevölkerung, so Claudia Luck-Sikorski, verinnerlichen die Akteur*innen bereits vor dem Erwerb des stigmatisierten Statusmerkmals die gesellschaftlichen Normen und Werte bezüglich des → Stigmas: Erwerben Personen dann im Laufe ihres Lebens die stigmatisierten Merkmale, »kommt es zur soge-

nannten Internalisierung negativer Attribute« (87), d.h. zur Selbststigmatisierung und damit häufig auch zu Phänomenen einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung: Die Person übernimmt die öffentlichen Zuschreibungen, befindet sie für gültig und verkörpert sie dann im Anschluss auch im wahrsten Sinne des Wortes (Hehlmann et al.).

Insofern sollte es zukünftig darum gehen, für die der Prävention eines hohen Körpergewichts inhärenten Diskriminierungen zu sensibilisieren. Dann allerdings wäre zu fragen, ob es tatsächlich nur um eine Prävention von »Übergewicht und Adipositas« gehen kann oder ob diese nicht durch eine Stigmatisierungsprävention ergänzt werden muss. Dabei ginge es dann tatsächlich um Verhältnisprävention, nämlich um die Kritik und Überwindung der gesellschaftlichen Obesophobie.

Literatur

- Altgeld, Thomas. »Präventionsparadox und Präventionsdilemma: Konsequenzen für die Praxis«. *Public Health: Disziplin – Praxis – Politik*, hg. von Henning Schmidt-Semisch und Friedrich Schorb, Springer VS, 2021, S. 215-231, https://doi.org/10.1007/978-3-658-30377-8_13.
- Arbeitsgemeinschaft der Wissenschaftlichen Medizinischen Fachgesellschaften e.V. (AWMF). *S3-Leitlinie Therapie und Prävention der Adipositas im Kindes- und Jugendalter*. AWMF-Nr. 050-002, 2019. <https://www.awmf.org/leitlinien/detail/ll/050-002.html>. Zugriff: 1. März 2021.
- Hehlmann, Thomas, et al. *Soziologie der Gesundheit*. UVK, 2018.
- Luck-Sikorski, Claudia. »Stigmatisierung und internalisiertes Stigma bei Adipositas. Interventionsmöglichkeiten«. *Fat Studies in Deutschland: Hohes Körpergewicht zwischen Diskriminierung und Anerkennung*, hg. von Lotte Rose und Friedrich Schorb, Beltz Juventa, 2017, S. 6-96.
- Wiegand, Susanna und Peter Kühnen. »Adipositas ist nur selten heilbar: Individuelle Konzepte und Therapieprogramme für Kinder und Jugendliche«. *Bundesgesundheitsblatt* 63, 2020, S. 821-839.

Professionelle

Lotte Rose

Auf einem Umschulungsportal für Berufstätige findet sich folgende Empfehlung für dicke Menschen: »Grundsätzlich ist es bei starkem Übergewicht ratsam, Tätigkeiten anzustreben, die körperlich wenig belastend sind [...]. Dafür bieten sich die meisten kaufmännischen Berufe an. [...] Auch Berufe wie Journalist/in, Fotograf/in oder Grafikdesigner/in eignen sich bei entsprechender Eignung für Menschen mit starkem Übergewicht. Wer trotz seines starken Übergewichts nicht nur am Schreibtisch sitzen möchte, kann etwa eine Laufbahn als Erzieher/in anstreben« (»Umschulung wegen Übergewicht«). Hier wird exemplarisch deutlich, wie Fragen der beruflichen Befähigung mit denen des Körpergewichts verknüpft sind.

Dass es dicke Berufstätige in der Arbeitswelt schwer haben, als leistungsfähig anerkannt zu werden, wird seit geraumer Zeit kritisch diskutiert. Studien vor allem aus dem angloamerikanischen Raum belegen vielfach, dass hohes Körpergewicht Beschäftigungschancen und beruflichen Erfolg einschränken (Giel et al.): Dicke Menschen haben schlechtere Einstellungschancen, ihnen werden Leistungsdefizite attestiert, sie werden schlechter bezahlt, Personaler*innen trauen ihnen keine Führungspositionen zu. Frauen sind stärker von diesen beruflichen Diskriminierungen betroffen als Männer, weil sie oft Dienstleistungen ausüben, bei denen das Aussehen ein entscheidendes Einstellungskriterium ist (→ Gender).

Eine besondere Zuspitzung erfährt dies in der Filmbranche und darstellenden → Kunst (→ Theater, → Tanz). Dicke Schauspieler*innen sind selten zu finden und in der Regel auf komische oder subalterne Rollen festgelegt, die Held*innenrolle bleibt ihnen meist verwehrt. Noch stärker erweist sich die Ausgrenzung Dicker in der Tanzkunst. Die medialen Narrative zu Lizzy Howell, einer dicken Tänzerin, die 2017 mit einem Pirouetten-Video erstmalig Furore machte und später beim Eurovision Song Contest auftrat, spiegeln dies wider. In einer Reportage heißt es zu ihr: »Als Botschafterin versucht sie, an-

deren Mut zu machen. Ihr hätten immer wieder Tanzlehrer gesagt, dass sie es nie schaffen werde, dass sie zu dick sei. Sie habe aber einfach weitergemacht: ›Über die Jahre habe ich gelernt, nicht mehr darauf zu hören, was andere Leute denken!‹ Und: Arbeite doppelt so hart, um es ›all den Hatern‹ zu beweisen« (Röhlig). Ihre Tanzleistung wird also primär als Widerstandspraxis einer abweichenden Person gefeiert und damit denormalisiert.

Bislang wenig im wissenschaftlichen Blick sind Stigmatisierungen, die dicke Professionelle im unmittelbaren Kontakt mit Kund*innen erleben, sei dies im kommerziellen Dienstleistungsgewerbe oder auch in medizinischen, pflegerischen oder pädagogischen Einrichtungen. In der Online-Presse finden sich jedoch Hinweise auf entsprechende Vorkommnisse. So erinnert sich eine Pflegekraft aus ihrem Arbeitsalltag an »[b]ettlägerige Kranke, die mich beim Pflegen in die Seite kniffen, um zu testen, wie dick ich wirklich bin. Angehörige, die mich von oben bis unten geringschätzend ansahen, wenn ich ein Zimmer betrat. Es gab Patienten, die mich dickes Schwein nannten« (Gutensohn).

Auch im Feld der Bildung und Erziehung kommt es zunehmend zu unverhohlenen Problematisierungen des hohen Körpergewichts von Fachkräften. So gab es 2017 in der britischen Regenbogenpresse eine reißerische Meldung, in der eine → Mutter ihre Bedenken gegenüber der dicken Erzieherin ihres → Kindes öffentlich machte: »Looking around, I noticed that she wasn't the only extremely overweight member of staff. I couldn't help worrying about the message this was sending to the children in their care: that being very fat is normal and – when children adopt role models so readily – even desirable« (Freeman). Die Idee schädlicher Wirkungen der Dickleibigkeit von pädagogischen Fachkräften auf die Entwicklung der ihnen anvertrauten Kinder erfährt mittlerweile auch von wissenschaftlicher Seite Legitimierung. So wies eine medizinische Studie nach, »dass es signifikante Assoziationen zwischen der körperlichen Inaktivität und dem Übergewicht der Erzieher und dem Gewichtsstatus der betreuten Kita-Kinder gibt« (»Dicke Erzieher«).

Was sich hier andeutet, ist ein besonderes Narrativ der Gewichtsdiskriminierung, das sich ebenso in Bezug auf Eltern mit hohem Körpergewicht findet (→ Schwangerschaft, → Eltern): die Diffamierung dicker → Körper aus Gründen des Kindeswohls. Danach veralltäglicht sich die Vorstellung, dass dicke Erwachsene, die beruflich oder privat Verantwortung für Kinder tragen, die gute körperliche und geistige Entwicklung der Kinder gefährden und vor allem das Risiko erhöhen, dass diese auch dick werden. Angesichts der erziehungswissenschaftlichen Einigkeit zum Fachstandard einer ›Pädagogik

der Vielfalt« tun sich damit offene Entwicklungsbedarfe für Profession und Disziplin auf. Gleichzeitig erweist sich die eingangs zitierte Empfehlung für Dicke, einen pädagogischen Beruf zu ergreifen, als wenig realitätsgerecht – jedenfalls solange, wie die Vorstellung, dass Kinder lernen könnten, »being fat is normal« (Freeman), bedrohlich erscheint.

Literatur

- »Dicke Erzieher beeinflussen Gewicht der Kinder«. *ÄrzteZeitung*, 17.07.2015. <https://www.aerztezeitung.de/Politik/Dicke-Erzieher-beeinflussen-Gewicht-der-Kinder-250914.html>. Zugriff: 3. Dezember 2021.
- Freeman, Hilary. »Why I Refuse to Let my Daughter Be Taught by a Fat Teacher: Writer Hilary Freeman Says it is Time for Some Home Truths about Obesity«. *MailOnline*, 8. September 2017. <https://www.dailymail.co.uk/femail/article-4859606/Mother-refuses-let-daughter-taught-FAT-teacher.html>. Zugriff: 3. Dezember 2021.
- Giel, Katrin E., et al. »Weight Bias in Work Settings – A Qualitative Review«. *Obesity Facts* 3, 1, 2010, S. 33-40, <https://doi.org/10.1159/000276992>.
- Gutensohn, David. »Es gab Patienten, die mich dickes Schwein nannten«. *Zeit Online*, 26. März 2020. <https://www.zeit.de/arbeit/2020-02/uebergewicht-mobbing-diskriminierung-pflegekraft-adipositas/komplettansicht>. Zugriff: 3. Dezember 2021.
- Röhlig, Marc. »Dieses Mädchen ist die mutigste Ballerina seit Langem«. *Spiegel Online*, 27. Januar 2017. <https://www.spiegel.de/panorama/ballett-lizzy-howell-ist-uebergewichtig-aber-traeumt-davon-ballerina-zu-werden-a-00000000-0003-0001-0000-000001151858>. Zugriff: 3. Dezember 2021.
- »Umschulung wegen Übergewicht«. *Ratgeber Umschulung*. <https://ratgeber-umschulung.de/umschulungsgruende/uebergewicht/>. Zugriff: 3. Dezember 2021.

Weiterführend

- Giel, Katrin E., et al. »Stigmatization of Obese Individuals by Human Resource Professionals: An Experimental Study«. *BMC Public Health* 12, 525, 2012 S. 1-9, <https://doi.org/10.1186/1471-2458-12-525>.

Public Health

Friedrich Schorb

Public Health hat den Anspruch unter Berücksichtigung einer gerechten Verteilung und einer effizienten Nutzung der vorhandenen Ressourcen, Krankheiten zu verhindern, das Leben zu verlängern sowie die physische und psychische → Gesundheit der Bevölkerung zu fördern. Public Health definiert sich zudem darüber zu handeln, noch bevor Menschen in Gefahr geraten. Besonders anschaulich beschrieben wird diese Haltung in der Flussparabel. Darin ist die Medizin flussabwärts rastlos damit beschäftigt, Menschen vor dem Ertrinken zu retten und hat keine Kapazitäten nach den Gründen für die vielen Unfälle zu suchen. Public Health fahndet hingegen nicht nur aktiv nach den Ursachen, sondern errichtet auch flussaufwärts Sicherheitsvorrichtungen, um zu verhindern, dass so viele Menschen in eine lebensgefährliche Situation geraten. Darüber hinaus fördert Public Health in diesem Bild die Selbstkompetenz der Menschen, indem sie ihnen das Schwimmen beibringt, sodass sie sich auch ohne fremde Hilfe aus den Fluten befreien können (McKinlay).

Um die Bevölkerungsgesundheit zu erhalten und zu verbessern, sind aus Public Health-Sicht nicht nur der universelle Zugang zu medizinischen Dienstleistungen Grundvoraussetzung, sondern auch die Garantie gesundheitsförderlicher Lebenswelten. Dieser Anspruch auf gesundheitsförderliche Lebenswelten ist in der Definition des Rechts auf Gesundheit durch das UN-Kommissariat für Menschenrechte und die WHO 2008 ausformuliert worden. Sie zählen zum Recht auf Gesundheit neben der Bereitstellung einer gesundheitsförderlichen Infrastruktur auch den Schutz vor inhumaner Behandlung und Diskriminierung im Gesundheitswesen und darüber hinaus.

2017 hat die WHO Überlegungen zur Frage, wie das Recht auf Gesundheit in der Praxis umgesetzt werden kann, in dem Bericht *Advancing the Right to Health: The Vital Role of Law* ausgeführt. Einen großen Teil der Vorschläge aus dem Report nehmen Fehlernährung und (hohes) Körpergewicht ein. Die

→ Interventionen, die von der WHO in diesem Kontext gefordert werden, zielen sämtlich darauf ab, als ungesund klassifizierte Lebensmittel teurer zu machen und die Werbung für bzw. den örtlichen Verkauf dieser Lebensmittel und Getränke zeitlich und örtlich einzuschränken. Im Ergebnis nehmen sie also, ganz im Sinne der Verhaltensprävention ausschließlich das Individuum in die Pflicht, während sie strukturelle Ursachen für Ernährungsarmut und die Marginalisierung dicker Menschen außen vorlassen.

Die Gesundheitswissenschaftler Hagen Kühn und Rolf Rosenbrock haben bereits in den 1990er Jahren mit dem Darwin'schen Präventionsgesetz eine Hierarchie gesundheitspolitischer Maßnahmen in der Praxis abgeleitet (Kühn et al.). Demnach würden an erster Stelle Maßnahmen gefördert, die auf biomedizinische Interventionen abzielten, an zweiter Stelle stünden dann individuelle Verhaltensänderungen und erst an dritter und letzter Stelle Maßnahmen, die auf strukturelle Veränderung eben jener gesellschaftspolitischen Verhältnisse insistierten, die gesundheitlichen Problemlagen zu Grunde lägen. Zu diesen strukturellen Veränderungen gehören für Kühn und Rosenbrock die Ausweitung des Arbeitsschutzes, die allgemeine Verbesserung von Arbeitsbedingungen, die Bereitstellung einer universellen Gesundheitsversorgung, die Verringerung sozialer Ungleichheit und die Beseitigung von Armut. Alles Maßnahmen, die sich historisch als besonders erfolgreich für die Verbesserung der Bevölkerungsgesundheit erwiesen haben, die aber auf heftigen politischen Widerstand stoßen.

Die Aktualität des Darwin'schen Präventionsgesetzes lässt sich am gesundheitspolitischen Umgang mit hohem Körpergewicht gut nachvollziehen. Flussabwärts versucht die Medizin durch Ansätze wie die → bariatrische Chirurgie und weitere Forschungen zu pharmakologischen und humangenetischen Interventionen eine technische und für die Medizinindustrie zugleich hochlukrative ›Lösung für das Adipositas-Problem‹ bereitzustellen. Flussaufwärts konzentrieren Public Health-Akteure ihre Präventionsanstrengungen darauf, Verhaltensänderungen anzuregen, die eine weitere Gewichtszunahme verhindern sollen. Diese zielen, wie am Beispiel des WHO-Papiers illustriert, fast sämtlich auf Maßnahmen der Verhaltensprävention. Die Verringerung sozialer Ungleichheit im Bereich Ernährung und darüber hinaus, spielen hingegen keine Rolle (→ Klasse). Auch der von UN und WHO im Recht auf Gesundheit eingeforderte Schutz vor Diskriminierung und inhumaner Behandlung wird ignoriert. Falls Public Health angesichts zunehmender sozialer und gesundheitlicher Ungleichheit als »Speerspitze einer neuen sozialen Bewegung« (Bittlingmeyer) wahrgenommen werden will, kann dies nur ge-

lingen, wenn auch diese negativen gesundheitlichen Folgen der Normierung von → Körpern reflektiert werden. Für eine inklusive Public Health ist es daher unerlässlich, die eigene Praxis zu hinterfragen und einen Gesundheitsbegriff zu entwickeln, der Diskriminierung konsequent entgegentritt und Platz für körperliche Vielfalt lässt.

Literatur

- Bittlingmeyer, Uwe. »Die Speerspitze einer neuen Sozialen Bewegung. Public Health und das Verhältnis von Gesundheit und Gesellschaft«. *Dr. med. Mabuse* 191, 2011, S. 61-64.
- Kühn, Hagen und Rolf Rosenbrock. »Präventionspolitik und Gesundheitswissenschaften: Eine Problemskizze«. *Präventionspolitik: Gesellschaftliche Strategien der Gesundheitssicherung*, hg. von Rolf Rosenbrock et al., edition sigma, 1994, S. 29-53.
- McKinlay, John. »A Case for Refocusing Upstream: The Political Economy of Illness«. *Patients, Physicians and Illness: A Sourcebook in Behavioral Science and Health*, hg. von Jaco Gartly, The Free Press, 1979, S. 9-25.
- World Health Organization. *Advancing the Right to Health: The Vital Role of Law*. Genf, WHO, 2017.

Weiterführend

- Ingraham, Natalie. »Fat Studies and Public Health«. *The Routledge International Handbook of Fat Studies*, hg. von Cat Pausé and Sonya Renee Taylor, Routledge, 2021, S. 165-175.
- Office of the United Nations High Commissioner for Human Rights and World Health Organization. *The Right to Health Fact Sheet No. 31*. Geneva, 2008.
- Schmidt-Semisch, Henning und Friedrich Schorb. Hg. *Public Health: Disziplin, Praxis, Politik*. Springer VS, 2021, <https://doi.org/10.1007/978-3-658-30377-8>.
- Schorb, Friedrich. »Crossroad Between the Right to Health and the Right to Be Fat«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 10, 2, 2021, S. 160-171, <https://doi.org/10.1080/21604851.2020.1772651>.

Queer

Magda Albrecht

Queer(ness) entzieht sich simplen Definitionen und starren Kategorisierungen. In dem Wissen, dass es keine abschließende oder widerspruchsfreie Definition gibt, und ›queer‹ eher als politische Praxis und weniger als feste → Identitätskategorie verstanden wird, verwende ich queer oder alternativ LSBTIQ* (lesbisch, schwul, bisexuell, trans- und intergeschlechtlich sowie andere queere Lebensrealitäten) als Sammelbegriff für Begehrensformen, Geschlechter und → Körper, die von zweigeschlechtlichen und/oder heterosexuellen Normen abweichen und somit *othering*, also die Markierung als ›anders‹, ›fremd‹ oder ›nicht normal‹ erfahren.

Queere und fette Selbstbestimmungskämpfe sind historisch miteinander verknüpft, sei es sprachlich (durch eine Wiederaneignung von gesellschaftlich stigmatisierten Worten wie ›queer‹ und ›fett‹), aktivistisch (sowohl personell als auch inhaltlich) sowie durch Erfahrungen des *otherings* und der Pathologisierung (als krank bzw. als nicht gesund markiert zu werden). So finden sich starke Parallelen in der gesellschaftlichen Rahmung, im *framing* (Goffman), wie über Queerness und hohes Körpergewicht berichtet wird und geforscht wurde, mitunter auch heute noch geforscht wird.

Drei wirkmächtige *frames* verbinden die jeweiligen gesellschaftlichen Wahrnehmungen von Dicksein und Queersein miteinander: Queere und hochgewichtige Körper werden als bedrohlich, als selbstgewählt bzw. selbstverschuldet und als lustbetont bzw. maßlos wahrgenommen.

Bedrohung

Das Sprechen über Dick- bzw. Queersein ist häufig von Angst- und Bedrohungsszenarien begleitet. So werden LSBTIQ* und ihre politischen Forderungen als Bedrohung gerahmt, wenn Konservative und Rechte die ›traditionelle Familie in Gefahr wähen, gar eine ›Frühsexualisierung‹ der Kinder befürchten, sobald diese z.B. in der Schule etwas über queere Lebensrealitäten lernen.

Schrille Persönlichkeiten mit Glitzer im Haar werden vielleicht auf *Pride Demonstrationen* oder in den sozialen oder televisuellen → Medien geduldet (und heimlich angeschmachtet), aber nicht als Vorbilder oder gar Zukunftsentwurf für die eigenen Kinder akzeptiert. So lernen Kinder früh, dass Normabweichung riskant und queeres Leben etwas Bedrohliches sei, wenn womöglich die Liebe der → Eltern oder die körperliche Unversehrtheit auf dem Spiel stehen.

Auch hohes Gewicht wird als krankhaft, epidemisch, kurz: bedrohlich dargestellt (Schorb), allerdings mit dem Unterschied, dass diese Rahmung auch vor vermeintlich progressiven Kreisen nicht Halt macht. Mit Erfolg: Die Angst vor dem Dick(er)werden ist gesellschaftliche Realität und Treibstoff einer milliardenschweren Diätindustrie. So provoziert die pure Existenz selbstbewusster dicker Queers, die nichts an sich ändern wollen, die tiefsten bürgerlichen Ängste – vor explodierenden Kosten im Gesundheitssystem, vor der Gefährdung einer auf Leistung und (Norm-)→ Gesundheit fixierten Gesellschaft, vor freier Sexualität und geschlechtlicher Uneindeutigkeit und nicht zuletzt vor dem angeblich schlechten Einfluss auf ›unsere Kinder‹.

Selbstgewählter Lifestyle

Warum sind Dickenfeindlichkeit und Heteronormativität so schwer zu bekämpfen? Sowohl Queerness als auch hohes Gewicht werden mitunter als ›selbstgewählt‹ betrachtet: So heißt es, dass niemand dick sein müsse – man könne ja abnehmen. Dicke Körper werden als selbst gemacht (›zu viel gegessen, zu wenig bewegt‹) und somit als beliebig veränderbar verstanden. Weniger stark, aber immer noch existent sind Überzeugungen, niemand müsse LSBTIQ* sein. Appelliert wird an die persönliche Willensstärke: Wer sich nur genug anstrengt und den Versuchungen widersteht (keinen Kuchen isst bzw. keine queeren Sehnsüchte auslebt), wird ›erfolgreich‹ sein – also: schlank bzw. cis hetero.

Auch wenn eine nicht-essentialistische und auf Prozesshaftigkeit beruhende Sicht auf Gewicht, Geschlecht oder Begehren wesentlich für eine aktivistische und wissenschaftliche Auseinandersetzung ist, verkennt die ausschließliche Rahmung dicker Körper und queerer Lebensweisen als *lifestyle choices* die gesellschaftlichen Realitäten. Leicht kann Diskriminierung auch als selbstverschuldet verstanden werden – wer keine erfahren möchte, kann ja etwas ändern. → Diäten oder sogenannte Therapien zur Heilung von Homo- oder Transsexualität (in Deutschland bei unter 18-Jährigen übrigens erst seit

2020 verboten) stellen hier vermeintliche Lösungen dar. Das Scheitern ist jeweils vorprogrammiert, ist doch gut erforscht, dass fast alle Diäten (langfristig) nicht funktionieren und Zwangstherapien wohl kaum zum glücklichen, selbstbestimmten ›Heten-Dasein‹ führen.

Grenzenlose Lust

Apropos glücklich und selbstbestimmt: Sowohl queeren als auch dicken Menschen werden, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen, Lustbetontheit und Maßlosigkeit zugeschrieben, mitunter vorgeworfen. Schlanke, schwule Männer und normschöne Lesben werden oft als übersexualisiert, wollüstig und teils als übergriffig imaginiert. Über dicke Menschen aller → Gender- und Begehrensformen gibt es widersprüchliche Stereotype bezüglich Sexualität; mal werden sie hypersexualisiert und fetischisiert, mal als asexuell und nicht begehrenswert dargestellt. Dicke Lesben verstoßen gegen mehrheitsgesellschaftliche Erwartungserhalten, in dem sie cis Männer in der Regel weder begehren noch einen Körper haben, der heteronormativen Begehrensstandards entspricht. Auch wenn Schönheitsnormen besonders in lesbischen Kontexten eher hinterfragt und als patriarchal abgelehnt werden, gibt es szeneeinterne Normen, die sich an weißen, schlanken Körpern ohne → Behinderungen orientieren (queer.de). Dies zeigt sich anekdotisch z.B. darin, wer auf queeren Flyern und Bühnen präsent ist, wer bejubelt und begehrt wird.

Lustbetontheit wird dicken Menschen eher in Bezug auf → Essen zugeschrieben: der nimmersatte, undisziplinierte Körper. Diese Zuschreibungen stehen im Kontrast zu christlichen Tugenden und jenen Werten, die in westlichen Gesellschaften positiv besetzt sind, wie z.B. Mäßigung oder Keuschheit (hier auch: das Ideal der monogamen Kleinfamilie und nicht etwa befreite queere Sexualität). Lustvolles Schlemmen, ausufernder Sex und dicke Körper passen nicht in die Normvorstellungen eines ›guten, reinen‹ Lebens. Reinheit und Gutsein sind historisch rassistisch belegt, da diese Attribute mit Weißsein verknüpft werden. Deutlich wird hier die rassistische Dimension – gar ein möglicher Ursprung – von heteronormativen und schlanken Körper- und Gesundheitsnormen (Strings): In Abgrenzung zur weißen Norm wird ungezügelter Lust und widerspenstiger Körperlichkeit als ›anders‹, ›fremd‹ und ›nicht normal‹ markiert.

Fetter, queerer Widerstand

So ist es kein Zufall, dass die Fat Liberation-Bewegung in den 1970ern stark von dicken Lesben, viele von ihnen jüdisch und/oder Schwarz, geprägt wurde. Diejenigen, die historisch als andere markiert, nach rassistischen und heteronormativen Kriterien vermessen und stigmatisiert wurden, waren Initiator*innen vieler Proteste und aktivistischer Gruppierungen. Schon vor Jahrzehnten haben sie pathologisierende Studien kritisiert und die zunehmende Medikalisierung von hohem Gewicht angeprangert. Sie haben demonstriert, interveniert und eigene *fat*-positive Räume kreiert. Und sie haben gesellschaftliche Missstände als verbunden miteinander erkannt und analysiert – auch heute noch nachzulesen im immer noch sehr aktuellem »Fat Liberation Manifesto« von Judy Freespirit und Aldebaran.

In liebevoller Erinnerung an Dr. Cat Pausé.

Literatur

- »Fat Up: Gegen Dickendiskriminierung auch in der Szene«. *queer.de*, 20. März 2014. https://www.queer.de/detail.php?article_id=21239. Zugriff: 1. Juli 2021.
- Freespirit, Judy und Aldebaran. »Fat Liberation Manifesto«. *Off Our Backs* 9, 4, 1979, S. 18.
- Goffman, Erving. *Frame Analysis: An Essay on the Organization of Experience*. Harper & Row, 1974.
- Schorb, Friedrich. *Dick, doof und arm? Die Lüge vom Übergewicht und wer davon profitiert*. Droemer Knaur, 2009.
- Strings, Sabrina. *Fearing the Black Body: The Racial Origins of Fat Phobia*. New York University Press, 2019.

Weiterführend

- Martschukat, Jürgen. *Das Zeitalter der Fitness: Wie der Körper zum Zeichen für Erfolg und Leistung wurde*. Fischer, 2019.
- Pausé, Cat, et al. *Queering Fat Embodiment*. Routledge, 2014, <https://doi.org/10.4324/9781315603285>.

Race

Athia N. Choudhury

Ich sehe mir ein Video der professionellen Marathonläuferin Mirna Valerio an. Als Kontrapunkt zu ihrem fetten Schwarzen → Körper der durch den Wald läuft, liest sie – mit fester, ruhiger und unbewegter Stimme – eine E-Mail vor, die ihr zugeschickt wurde: »Du bist eine Lügnerin und Blenderin. Du bist keine Läuferin. Ich habe deine paar Videos gesehen, auf denen du in Wirklichkeit nur so tust, als ob du läufst. Zum Totlachen! Du bewegst dich nicht schneller, als ich gehen kann« (»REI Presents«). Ich sehe Valerios Körper, wie er zwischen den Bäumen auftaucht und wieder verschwindet. Die Kamera ruht auf ihren dicken Schenkeln, wie sie auf dem feuchten Erdboden mit dumpfen Schlägen aufkommen. Ich betrachte den Speck an ihren Armen und ihren schwabbeligen Bauch und lausche ihren schweren Atemzügen (→ Schwabbeln). Sie ist zwar nicht schnell, aber sie läuft ohne Unterbrechung – nicht mühelos, aber dafür mit vollem Einsatz und planvoll. »Ein echter professioneller Läufer ist nicht übergewichtig wie du. Wer sein Geld mit dem Marathonlaufen verdient, ist nicht übergewichtig wie du. Fick dich. Du willst die Fat Acceptance stärken und dass sich Leute umbringen, weil sie deinem perversen Schönheitsideal nacheifern. Fick dich« (»REI Presents«).

Selbst als nichtschwarze fette PoC-Frau, der die öffentliche Gewalt nicht fremd ist, die gegen fette People of Color ausgeübt wird – und die von abfälligen Bemerkungen über körperliche Misshandlungen bis hin zur medizinischen Vernachlässigung reichen –, bin ich von der Wucht verblüfft, mit der die in diesem anonymen Schreiben steckende Wut zum Ausdruck gebracht wird. Warum ruft eine fette, Schwarze Frau, die schlicht da ist und sich im Raum bewegt, bei einem völlig fremden Menschen solche intensiven Gefühle hervor? Ich halte dieses Video für ein Beispiel dessen, was ich als Zorn der Dünnen (*thin rage*) bezeichne – eine Gefühlsexplosion, die nicht nur dünnen Menschen zu eigen ist, sondern vielmehr eine psycho-affektive Investiertheit in die Erhaltung einer gesellschaftlichen Hierarchie von Körpern darstellt –

einer Hierarchie, die über Angriffe auf rassifizierte und diverse Körper hergestellt wird. Der dünne Zorn ist das Produkt einer Empörung, die sich aus der Vorstellung speist, dass → Gesundheit der einzige Weg zum Allgemeinwohl ist (→ *Healthism*) und daher eine Rechtfertigung für den gewaltvollen Hass auf rassifizierte fette Menschen abgibt. Dünnere Zorn repräsentiert eine Macht, die sich in genau eine Richtung bewegt: hin zu Zukunft, Fortschritt und Perfektion, wobei man sich das Recht auf Würde erst verdienen muss.

Vertreter*innen der Fat Studies haben argumentiert, dass Dünnsein nicht als ein natürlicher Zustand, sondern als ein Ideal aufzufassen ist, zu dem wir streben, indem wir unsere Körper konditionieren und unseren Konsum regulieren. Dünnsein wird damit zu einem ethischen Versprechen, einer geschlechtsspezifischen und rassifizierten moralischen Fingerübung, vermittels derer sich die gute Bürger*in, Konsument*in und Frau zu produzieren hat, und zwar dadurch, dass sie im wahrsten Sinne des Wortes hineinpasst (→ Gender). Wenn ich mir Valerio in diesem Video ansehe, dann liegt da ein dünner Zorn in der Luft, der bestrebt ist, ihren Körper in jeder Hinsicht ›falsch‹ wirken zu lassen. Der dünne Zorn ist durchbohrend – die schneidenden Worte aus der anonymen E-Mail lassen die Glaubenssätze der westlichen Moderne in aller Schärfe hervortreten: dass eine Person, die ihren Körper nicht zu beherrschen vermag, kein Mensch ist, und dass Schwarz- und Fettsein gleich ein doppelter Makel sind. Die Rede von ›perversen‹ Schönheitsidealen lässt an die nostalgische Kolonialrhetorik der ›Hottentotten Venus‹ denken, mit deren Hilfe europäische Mediziner*innen, Eugeniker*innen und Anthropolog*innen die körperlichen Andersartigkeiten von Saartjie Baartmans Fleisch in jenes kriminelle ›adipöse‹ Gewebe verwandelt haben, das im gegenwärtigen Krieg gegen die ›Adipositas‹ herumspukt. Über die Jahre hinweg hat die Verknüpfung von *race*, Fett und Perversion zwar zahlreiche Umstellungen erlebt, behauptet aber immer noch auf konsistente Weise, dass es rassifizierten Körpern angeblich nicht gelungen sei, über das vermeintlich ›Wilde‹ hinaus zum ›Zivilisierten‹ voranzuschreiten.

Zugleich werden die Nadelstiche des dünnen Zorns überlagert von der Möglichkeit, sich auf verschiedene Lesarten der Schwarzen, fetten Frau einzulassen. Wenn man Valerios Stimme lauscht und ihre Bewegungen betrachtet, dann bietet das die Chance, eine andere Art von Fülle (*fullness*) zu erkennen (→ Visualität). Andrea Shaw schreibt in ihrem Buch *Embodiment of Disobedience*, dass

»der Körper der fetten schwarzen Frau überall in der afrikanischen Diaspora als eine vielschichtige Vergeltungswaffe fungiert, die auf die Wucht der Kolonialisierung reagiert [...]. Ihre Größe [size] verdeutlicht darüber hinaus ihren selbstgewählten Ungehorsam, da seine Korpulenz auch als Suffizienz und damit als ein mangelnder Wille dazu gelesen werden kann, jene fremden Ideologien in sich aufzunehmen, die sie ohnehin schon jenseits der Peripherie der herrschenden Kultur platziert haben« (9).

Mit ihrem Archiv afrikanischer, diasporischer und postkolonialer Literaturen nimmt Shaw den Ungehorsam der Körper Schwarzer Frauen über zwei Vektoren hinweg an: zum einen die Art und Weise, in der das Schwarzsein einer weißen, kolonialen Welt als nichtmenschlich und unterlegen konstitutiv eingeschrieben ist, und zum anderen die Unfähigkeit ihrer Körper, sich selbst in Bezug aufs Fettsein zu zügeln.

Mit diesem Unwillen oder Unvermögen, in normative Strukturen der Verkörperung hineinzupassen, bietet die fette, Schwarze, weibliche Figur neue Möglichkeiten dazu, Widerstand und Macht zu lesen. Shaw notiert: »Der fette Schwarze Frauenkörper stellt eine doppelte Herausforderung für die kolonial inspirierten vorherrschenden ästhetischen Normen dar, die als ein politischer Kontrollmechanismus etabliert sind. Diese Normen symbolisieren die hegemoniale Macht, aus der sie hervorgehen. Ihr fetter schwarzer Körper leistet Widerstand sowohl gegen die Imperative des Weißseins als auch die des Schlankseins als idealem Verkörperungszustand« (11).

Ich wende mich wieder dem Video zu und blicke auf Valerio. Die Kontur ihres Körpers ist von Natur aus uneben. In visueller und affektiver Hinsicht bricht sie Zeitläufe auf. Das Leben, das sie lebt – ein Leben der Bewegung und der Aktivität –, wird durch die beharrliche Forderung nach körperlicher Regulierung, oberflächlicher Gesundheit und Ästhetik und durch untergründigen Hass und Abscheu gewaltsam eingeschränkt. Es ist die körperlose Stimme des Zorns, die ihren Körper zu etwas Unbeweglichem, Statischem und nicht Zielstrebigem erklären will.

Ich bin zwar vorsichtig mit der Behauptung, dass es in diesem Video um Körperbefreiung geht (weil es doch so eindeutig das Produkt einer kapitalistischen Ökonomie ist, der es darum zu tun ist, alle ihre Waren an einen sich ausweitenden Kund*innenstamm abzusetzen). Ich bin aber dennoch überrascht davon, wie leicht sich der Anschein der Sorge um Gesundheit und Allgemeinwohl, die die anonyme Verfasser*in der E-Mail behauptet, in Luft auflöst in ihrem Versuch, Valerios Sportlichkeit zu verleugnen und damit ei-

ne Hierarchie des Fleisches lesbar zu machen. Es ist offensichtlich, dass es solchen Kommentaren nicht um das öffentliche Wohlergehen, sondern um die Aufrechterhaltung des Status quo im Hinblick darauf geht, welche Körper erfolgreich sein dürfen. Wenn wir lernen, diese Spannung zu lesen – die zwischen einem fetten, Schwarzen Leben in Bewegung und dem Zorn der Dünnen, der schon auf dessen bloße Existenz mit Gewalt reagiert –, dann treten die Fäden von Macht, Weißsein und Kolonialität zutage und entbinden, entlassen und entsenden uns zu neuen Möglichkeitshorizonten.

Übersetzung: Frank Lachmann

Literatur

- »REI Presents: The Mirnavator«. *YouTube*, REI, 14. September 2017. <https://www.youtube.com/watch?v=c5-CSQcYeXk>. Zugriff: 12. Februar 2022.
- Shaw Nevins, Andrea. *The Embodiment of Disobedience: Fat Black Women's Unruly Political Bodies*. Lexington Books, 2006.

Weiterführend

- Greenhalgh, Susan. »Weighty Subjects: The Biopolitics of the U.S. War on Fat«. *American Ethnologist* 39, 3, 2012, S. 471-487, <https://doi.org/10.1111/j.1548-1425.2012.01375.x>.
- LeBesco, Kathleen. »Neoliberalism, Public Health, and the Moral Perils of Fatness«. *Critical Public Health* 21, 2, 2011, S. 153-164, <https://doi.org/10.1080/09581596.2010.529422>.
- McCormack, Jaleh V. und Lisette Burrows. »The Burden of Brown Bodies. Teachings About Pasifika Within Public Health Obesity Research in Aotearoa/New Zealand«. *Cultural Studies: Critical Methodologies* 15, 5, 2015, S. 371-378, <https://doi.org/10.1177/1532708615611718>.
- Strings, Sabrina. *Fearing the Black Body: The Racial Origins of Fat Phobia*. New York University Press, 2019.
- Wright, Jan und Valerie Harwood. *Biopolitics and the »Obesity Epidemic«: Governing Bodies*. Routledge, 2009, <https://doi.org/10.4324/9780203882061>.

Risikofaktor

Stefan Offermann

No risk, no fun scheint nicht für gesundheitliche Risikofaktoren zu gelten. So werden wir in der Gegenwart vor dem Konsum süßer und fetthaltiger Nahrungsmittel, vor Zigaretten, Dicksein oder ›Bewegungsmangel‹ gewarnt, da sie das Risiko beförderten, in Zukunft etwa an ›Adipositas‹ (→ ›Adipositas-Epidemie‹), Diabetes, Krebs, an Herz und Kreislauf zu erkranken. Die Identifizierung von Risikofaktoren begründet also die Erwartung eines zukünftigen Schadens und soll so einen »aktivistische[n] Negativismus« (Bröckling 75) befeuern: Als vermeidbar geltende Krankheiten bzw. ihre schlimmsten Ausprägungen sollen durch permanentes präventives Handeln in der Gegenwart abgewendet werden. Dabei gelten eigenverantwortliche Verhaltensänderungen als das scheinbar selbstverständliche Mittel der Wahl.

Der Begriff ›Risikofaktor‹ ist heute allgegenwärtig. Geprägt wurde er in den 1920er Jahren im Kontext statistischer Berechnungen US-amerikanischer Lebensversicherungen, die auf eine gewinnorientierte Auswahl und Einstufung potenzieller Kund*innen abzielten (Rothstein 61-66). Bereits in den so entstandenen Risikoprofilen wurde → ›Übergewicht‹ als ein wichtiger Risikofaktor kategorisiert – eine These, die sich nach 1945 im Zeitalter großangelegter epidemiologischer Langzeitstudien fortpflanzte. Hatte sich die → Epidemiologie bis dahin vor allem mit Infektionskrankheiten beschäftigt, so erweiterte sich ihr Fokus nun um sog. ›Zivilisationskrankheiten‹, also nicht-ansteckende, chronische und degenerative Erkrankungen wie Krebs und Herzkreislauf-Leiden, die in modernen Industrie- und Konsumgesellschaften die Krankheits- und Todesursachenstatistiken zu dominieren begannen. Die wahrscheinlich erste Erwähnung des Begriffs ›Risikofaktor‹ in der epidemiologischen Literatur findet sich 1961 in einem Bericht der berühmten Framingham-Herz-Studie, einer 1948 begonnenen prospektiven Kohortenstudie in der namensgebenden US-Kleinstadt (Aronowitz 284). Im Anschluss fasste der Begriff in der medizinischen Forschungsliteratur

weltweit Fuß, bevor er im Verlauf der 1970er und 1980er Jahre auch in gesundheitsaufklärerische, journalistische und Alltagsdiskurse eindrang. Maßgeblich durch die WHO vorangetrieben, avancierte die Erforschung von Risikofaktoren, die darauf aufbauende → Gesundheitsprävention von Herz-Kreislauf- und anderen chronisch-degenerativen Erkrankungen, und damit auch die Bekämpfung von Dicksein, auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs zu einer zentralen politischen und gesellschaftlichen Aufgabe. Sich ›richtig‹ zu ernähren oder abzunehmen, wurde immer mehr zu einer Form eigenverantwortlichen Risikoverhaltens und so zu einem Bestandteil des um sich greifenden normativen Ideals des ›präventiven Selbst‹. In diesem Denken kam Dicksein eine Doppelrolle zu. Einerseits erschien es als das vermeidbare und abzuwendende Resultat von Risikofaktoren wie fettiger und hochkalorischer Ernährung, andererseits galt es selbst als Risikofaktor für die Entstehung etwa von Diabetes oder Arteriosklerose.

Die Durchsetzung des Risikofaktorenkonzepts markiert einen tiefgreifenden Wandel ätiologischer Modelle, also medizinischer Vorstellungen über die Entstehung und so auch die Bekämpfung von Krankheiten (Giroux). Bei ›Zivilisationskrankheiten‹ ließ sich im Unterschied zu Infektionskrankheiten kein Erreger und damit keine notwendige und spezifische Krankheitsursache ausmachen. So entwickelte die → Epidemiologie das Modell multifaktorieller Kausalität, das von erweiterbaren Ketten und Netzen von Teilursachen ausgeht, deren Anteile am Risiko- und Krankheitsgeschehen – so das statistische Versprechen – sich immer exakter berechnen ließen. Mit diesem Modell war einer Expansion und Entgrenzung des ätiologischen und präventiven Blicks Tür und Tor geöffnet. Erstens ließen sich immer weitere, zuvor unbeachtete oder als ›gesund‹ geltende Phänomene als Risikofaktoren problematisieren. Zweitens verengte die Senkung von Grenzwerten den Bereich ›gesunder Normalwerte‹ und erweiterte das Feld ›riskanter Abweichungen‹, was 1998 im Falle des → Body-Mass-Index zur Folge hatte, dass sich das Körpergewicht von Millionen Menschen über Nacht in einen Risikofaktor verwandelte. Drittens werden Risikoaussagen, die sich auf statistische Kollektive beziehen, im Alltag und der medizinischen Praxis oft simplifizierend auf jedes Individuum bezogen – doch nicht alle dicken Menschen erkranken an Diabetes und nicht alle norm-schlanken Menschen verfügen über ein gesundes Herz-Kreislaufsystem. Viele Studien besagen lediglich, dass das Auftreten des Risikofaktors ›Übergewicht‹ die Entstehung bestimmter Krankheiten wahrscheinlicher macht.

Der machtvolle Drang hin zur Entgrenzung wurde auf Ebene der WHO, aber auch in vielen nationalen Gesundheitssystemen wie in der Bundesrepu-

blik und der DDR, in spezifische Bahnen gelenkt. Die Beschäftigung mit biomedizinischen und verhaltensbezogenen Risikofaktoren drängte sozial(medizinisch)e Aspekte an den Rand, was einer problematischen Privatisierung und Individualisierung der Präventionsverantwortung Vorschub leistete (Offermann) (→ *Healthism*). Gleichzeitig erweist sich das Konzept hinsichtlich seiner politischen Effekte als offen und taktisch polyvalent. So spricht die → Stigma-Forschung in kritischer Absicht vom *fat stigma* als psychischem Risikofaktor. Die Sozialepidemiologie problematisiert Aspekte sozialer Ungleichheit als soziale Risikofaktoren. Und auch die Berücksichtigung genetischer Risikofaktoren für ›Adipositas‹ kann genutzt werden, um den moralisierenden Zumutungen, die mit der Aufforderung zur Selbstoptimierung verbunden sind, entgegenzutreten.

Literatur

- Aronowitz, Robert A. »The Framingham Heart Study and the Emergence of the Risk Factor Approach to Coronary Heart Disease, 1947-1970«. *Revue d'Histoire des Sciences* 64, 2, 2011, S. 263-295, <https://doi.org/10.3917/rhs.64.2.0263>.
- Bröckling, Ulrich. »Prävention: Die Macht der Vorbeugung«. *Gute Hirten führen sanft: Über Menschenregierungskünste*. Suhrkamp, 2017, S. 73-112.
- Giroux, Élodie. »Risk Factor and Causality in Epidemiology«. *Classification, Disease and Evidence: New Essays in the Philosophy of Medicine*, hg. von Philippe Huneman et al., Springer Netherlands, 2015, S. 179-192, https://doi.org/10.1007/978-94-017-8887-8_9.
- Offermann, Stefan. »Socialist Responsibilization: The Government of Risk Factors for Cardiovascular Diseases in the German Democratic Republic in the 1970s«. *Rethinking History* 23, 2, 2019, S. 210-232, <https://doi.org/10.1080/13642529.2019.1596579>.
- Rothstein, William G. *Public Health and the Risk Factor: A History of an Uneven Medical Revolution*. University of Rochester Press, 2003.

Weiterführend

- Bouk, Daniel B. *How our Days Became Numbered: Risk and the Rise of the Statistical Individual*. University of Chicago Press, 2015.

Guthman, Julie. »How Do We Know Obesity Is a Problem?« *Weighing In: Obesity, Food Justice, and the Limits of Capitalism*. University of California Press, 2011, S. 24-45, <https://doi.org/10.1525/9780520949751-003>.

Niehoff, Jens-Uwe. »Risikofaktoren – Risikofaktorentheorie – Risikokonzept: Theoretische Voraussetzungen und Schwierigkeiten bei der Interpretation«. *Zeitschrift für ärztliche Fortbildung* 72, 2, 1978, S. 84-89, 145-149.

Scham

Paula-Irene Villa

›Body Shaming‹, auch ›Fat Shaming‹ sind geläufige *buzzwords* der Thematisierung von Körperlichkeit und Gewicht, speziell in → Medien und (politischen) Subkulturen. Fat Shaming wird wesentlich kritisch intoniert als Chiffre für die Beschämung von Menschen aufgrund ihres (Über-)Gewichts. Dabei wird diskursiv ebenso vorausgesetzt wie betont, dass Beschämung negativ sei, eine schlimme, gar traumatisierende Praxis für diejenigen, die beschämt werden – eine ethische Verfehlung und mikropolitische Aggression derjenigen, die beschämen. Manche Studien weisen auf die gesundheitlichen, physio- wie psychologischen Folgeprobleme von Fat Shaming hin, die sich etwa aus intensiven Erfahrungen von Mobbing, *bullying*, kurz: → Stigma ergeben (Sikorski et al.). Kurzum: Fat Shaming ist nicht gut, für niemanden. Und sollte, so der *fat activism*, überwunden werden.

Was aber ist genau die Form und das Problem von Scham und Fat Shaming? Beschämung ist eine komplexe sozial-affektive Form. Scham ist, auch, ein politischer Affekt, der schon lange aus kultur- und sozialwissenschaftlichen Perspektiven untersucht wird (Neckel, Landweer). Im Kern entsteht Scham durch den Blick der Anderen, auch wenn diese nicht unmittelbar physisch anwesend sein müssen. Wir können uns durchaus alleine schämen, etwa wenn wir uns die Blicke der anderen vorstellen oder uns an diese erinnern. Anknüpfend an philosophisch-anthropologische Überlegungen von Merleau-Ponty, Plessner, Sartre, Scheler und Simmel, ist Scham ein affektives Symptom von »cultural politics« (Ahmed). Scham wird unmittelbar leiblich erlebt: Wer sich schämt, fühlt dies unmittelbar, intensiv, unkontrollierbar. Der Scham sind wir ausgeliefert, innerlich als Erleben und vielfach auch äußerlich, als sichtbares Erröten oder verräterisches, unmittelbares Augensenken (Probyn). Beschämung kann ein flüchtiger Moment sein, ein kurzer Adrenalinrausch, dann wieder vorbei. Beschämung kann

aber langwierig, gar chronisch sein. Dolezal z.B. beschreibt Weiblichkeit und Frau-Sein als eine strukturelle, lebenslange Scham.

Scham beruht darauf, im Blick der Anderen negativ beurteilt zu werden. Genauer: als unpassend, deplatziert, unangemessen zu gelten. Dieser Blick verurteilt die Person als moralisch-soziale, aufgrund einer Praxis oder Qualität: ein Schmatzgeräusch oder ein Kleidungsstück werden zu Markern normativen Unvermögens. D.h., Beschämung resultiert aus der geteilten Anerkennung von Normen, die von einer Person nicht nur verletzt werden, sondern die diese Person als gescheiterte Person markieren. ›Falsche‹ Geräusche – z.B. Schmatzen – werden zum Zeichen einer Person, die insgesamt falsch ist. Im Erleben von Scham wird die Kluft zwischen dem idealen So-Sein-Sollen und tatsächlichen So-Sein als eigenes Unvermögen durch die entsprechende Sicht der Anderen hindurch gespürt. In der Scham realisiert sich dabei also eine Selbst-Verunsicherung im wörtlichen Sinne: Wer sich schämt, verliert sich im Blick der Anderen, wird vom negativen Urteil der (Mit-)Welt überwältigt. Das unmittelbare Gefühl ist der Wunsch, die Welt möge uns verschlucken, ›der Boden sich auftun‹, auf dass wir völlig unsichtbar, nicht mehr wahrnehmbar werden (Dolezal 45).

Wenn Scham nun also Selbstverlust durch die Anerkennung sozialer Normen bedeutet, an denen eine Person als Ganzes scheitert – ›ich bin total falsch und sollte verschwinden, nie gewesen sein‹ –, dann ist Scham ein besonders wirkmächtiger Effekt sozialer Herrschaft. Wer sich schämt, macht allein sich für etwas Falsches verantwortlich. Scham ist also eine in Fleisch und Blut übergegangene Normativität, bei der die Person ausschließlich sich selber als Problem, nicht aber die Norm selber oder die gesellschaftlichen Kontexte oder die Praxis der Anderen als Problem sieht. So jedenfalls im Moment und Erleben der Scham selbst. Wer nun also als dicker Mensch beschämt wird, eine Dynamik, die immer Beschämende und Beschämte involviert, verurteilt sich als gescheitert im Angesicht der Verurteilung durch Andere.

Woran aber scheitern dicke Menschen im Urteil individueller Menschen, von Gruppen, Diskursen, der Gesellschaft? Sie scheitern – angeblich – an spezifischen Normen der – angeblichen – Normalität. Vor allem und im Kern daran, ein souveränes, selbstbestimmtes, aktives, mündiges, vernünftiges Subjekt zu sein. Wer dick ist, so geht die normativ-moralische Mär, hat sich nicht im Griff, ist nicht Herr seiner selbst, nicht selbst-bestimmt. Wer dick ist, ist süchtig, dumm, krank. So wohlmeinend dies bisweilen gemeint sein mag: Dicke sind ausgeliefert, also ›Opfer‹. Dicke sollten sich schämen, so der *body shamende* Blick, dafür, dass sie sich ergeben: der Lebensmittelindustrie,

der eigenen Ignoranz, der Faulheit oder Bequemlichkeit, der eigenen Körperlichkeit oder den falschen Gedanken. Was dicken Menschen vorgehalten wird in der Beschämung, ist ihr Mangel an Beherrschung, die – zudem! – angeblich zu Lasten der Gemeinschaft (der Versicherten, des Volkes, der Zukunft, des Klimas etc.) ginge. Dicke Menschen machen also auch andere zu Opfern ihrer Verfehlung.

Welche Strategie gegen *fat* (und *body*) *shaming* im Lichte dieser Struktur sinnvoll ist, das bleibt der andauernden Debatte überlassen. Die Geschichte feministischer und LGBTQI* Kämpfe kennt Formen des Verlernens von Scham, die (in Kollektiven individuell generierte) Herausbildung von ›Schamlosigkeit‹ als Widerstand gegen Normen, die dann nicht mehr als individuelles Totalversagen, sondern als gesellschaftliches Problem gedeutet werden (→ Feminismus). In diesem Sinne: ›Nicht die Dicke ist das Problem, sondern die Situation, in der sie lebt‹ (frei nach von Praunheim).

Literatur

- Ahmed, Sara. *The Cultural Politics of Emotion*. Edinburgh University Press, 2004.
- Dolezal, Luna. »Body Shame and Female Experience«. *Dem Erleben auf der Spur: Feminismus und Phänomenologie*, hg. von Hilge Landweer und Isabella Marcinski, Bielefeld, 2016, S. 45-67, <https://doi.org/10.1515/9783839436394-003>.
- Landweer, Hilge. *Scham und Macht: Phänomenologische Untersuchung zur Sozialität eines Gefühls*. Mohr Siebeck, 1999.
- Neckel, Sighard. *Status und Scham: Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit*. Campus, 1991.
- Probyn, E. Blush. *Faces of Shame*. University of Minnesota Press, 2005.
- Sikorski, C., et al. »Obese Children, Adults and Senior Citizens in the Eyes of the General Public: Results of a Representative Study on Stigma and Causation of Obesity«. *PLoS ONE* 7, 10, e46924, 2012, <https://doi.org/10.1371/journal.pone.0046924>.

Schwabbeln

Paula-Irene Villa

Schwabbeln, das klingt üblicherweise nicht gut. Oder doch? Das klingt nach unförmig, konturlos, vielleicht eklig sogar; und/aber auch nach Götterspeise, Vanillepudding, Busenbewegung. Schwabblig öffnet die Tür zum weiten Hof ambiguer Assoziationen, die vielfach mit fett/dick einhergehen. In Normal(negativ)fällen versinnbildlicht das Schwabbeln so ziemlich alles, was lebensweltlich normativ das Problem mit dem ›Über‹ in → Übergewicht sein soll. Ein Problem, dem auch eine Faszination, womöglich auch ein Begehren innewohnt, dem nach dem ›Über‹, also dem Exzess, dem Halt-, also womöglich Hemmungslosen.

Die Ästhetik des Schwabbelns, seine Form und Textur, stellt das Gegenteil der phantasmatischen Norm (Butler) des guten → Körpers und so des guten Subjekts dar. Insofern der zeitgenössische Idealkörper – als Verkörperung des idealen Subjekts, z.B. des guten Staatsbürgers oder der richtigen Frau – ein skulpturaler, ein geschlossener, glatter, oberflächenpolierter, straffer und gespannter, ergo maximal in Form ›gebrachter‹ und ›gehaltener‹ ist, sieht das Schwabbeln diametral entgegengesetzt aus: Beim Schwabbeln ergießt sich die Textur, ob Pudding oder ein menschlicher Rücken, aus der (imaginären) Form, unterläuft die Grenzen des Objekts oder Subjekts durch eine eigensinnige Unförmigkeit, lässt sich nicht *festhalten*, d.h. weder *fest* halten noch *fest halten*. So auch die sprichwörtliche Unmöglichkeit, ›einen Pudding an die Wand zu nageln‹. Was schwabbelt, ist nicht beherrscht, sondern gelöst. Der Disziplinierung entkommend, scheint ein schwabbeliger Bauch oder Busen unheimlich wild.

Wie bei allen körperbezogenen Qualitäten – Aussehen, Geruch etwa – sind auch Textur und Form enorm moralisch aufgeladen. Dem allgemeinen Ideal des »unternehmerischen Selbst« (Bröckling) folgend, soll in gegenwärtigen Gesellschaften auch die je spezifische Verkörperung von der Fähigkeit – der Kompetenz – des Selbst zeugen, sich im Griff zu haben, sich zu beherr-

schen, sich souverän zu gestalten (Villa). Je weniger eigensinnig also das körperliche Material von sich aus agiert – unkontrolliert z.B. wächst, haart, sich bewegt, riecht usw. – umso deutlicher ist diese hegemoniale Norm sichtbar. Wer dies nicht hinreichend durch → Sport, → Diät oder ›Disposition‹ hinkriegt, hat derzeit eine große Fülle an entsprechenden Objekten, Prothesen, Technologien zur Hand: *Shapewear*, *AntiFrizz*-Produkte, *Permanent Make-up*, OPs, ›Hygieneprodukte‹ für die Menstruation und sehr, sehr viel mehr. Ihnen allen ist gemein, dass sie den Körper nicht nur straff, dicht und glatt machen, sondern und vor allem damit als beherrschbar und beherrscht ausweisen. Dies wiederum liest sich als Zeugnis einer biopolitisch guten Subjektivität der Person. Körper, die auslaufen, schwabbeln, wuchern oder riechen, gelten als moralisch dubios. Im Kern dürfte dies darin begründet sein, dass materiell-körperlicher Eigensinn für eine unbeherrschbare und der Ratio entgegengesetzte ›Natur‹ steht, vor der sich u.a. auch Simone de Beauvoir existenziell geradenach (wenn auch fasziniert) ekelte, verortete sie doch in dieser eine animalische Immanenz (de Beauvoir; *Moi*). Der schwabbelige Körper – wie auch z.B. der auslaufende Körper (Rotz, Schweiß, Blut u.v.m.) oder der sich unkontrolliert selber bewegende Körper (wippende Brüste, widerspenstige Haarlocken) – ist ein nicht ganz menschlicher, ›animalischer‹ Körper. So jedenfalls lehrt es uns die ›westliche‹ Ideologie in Wissenschaft und Alltagskultur. Das macht ihn zu einer ambigen Form, verworfen als das Andere der Zivilisiertheit, darin aber als das Wilde begehrtbar.

Wie immer hat also diese Normierung eine affektiv und normativ als brisant konnotierte Rückseite. Schwabbeln ist auch sexualisiert, geradezu fetischisiert. Eine Suche nach ›Schwabbeln + Porn‹ bringt eine Fülle einschlägiger Bilder und Plattformen, der Begriff bildet eine eigene Subkategorie des kommodifiziert Pornografischen. In der Popkultur ist der *booty shake* wiederum die hohe → Kunst der ›A*Schwabbelei‹; es schwabbeln-machen, rhythmisch, akrobatisch, souverän. Dies verweist auf die Gleichzeitigkeit der (Un)Verfügbarkeit des Körperleiblichen: Die empirische Körperlichkeit und ihr leibliches Erleben lassen sich beherrschen, in immer neuen Weisen. Aber sie entziehen sich zugleich auch immer (ein Stück weit jedenfalls) der normativ-diskursiven Disziplinierung. Es bleibt immer ein Eigensinn des Fleisches, das – früher oder später, mehr oder weniger, gewollt oder nicht – schwabbelt.

Literatur

- de Beauvoir, Simone. *Das andere Geschlecht: Sitte und Sexus der Frau*. Droemersch Verlagsgesellschaft Th.Knaur Nachf., 1961.
- Bröckling, Ulrich. *Das unternehmerische Selbst: Soziologie einer Subjektivierungsform*. Suhrkamp, 2007.
- Moi, Toril. *Simone de Beauvoir: Die Psychographie einer Intellektuellen*. Fischer-Taschenbuch-Verlag, 1996.
- Villa, Paula-Irene. »Habe den Mut, Dich Deines Körpers zu bedienen! Thesen zur Körperarbeit in der Gegenwart zwischen Selbstermächtigung und Selbstunterwerfung«. *Schön normal: Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst*, hg. von Paula-Irene Villa, transcript Verlag, 2008, S. 245-272, <https://doi.org/10.14361/9783839408896-011>.

Weiterführend

- Longhurst, Robyn. *Bodies: Exploring Fluid Boundaries*. Routledge, 2000, <https://doi.org/10.4324/9780203193600>.
- Shildrick, Margrit. *Leaky Bodies and Boundaries: Feminism, Postmodernism and (Bio)Ethics*. Routledge, 1997, <https://doi.org/10.4324/9781315004952>.

Schwangerschaft

Eva Tolasch

›Schwangerschaft trotz Übergewicht‹, ›Immer mehr Schwangere sind zu dick‹, ›Warum Übergewicht für Mütter und Kinder gefährlich ist‹ – dies sind nur drei Titel im Netz zum Thema Schwangerschaft und Dicksein. Problematisiert wird die dicke Schwangere* nicht nur in der medialen Berichterstattung, sondern auch in politischen Programmen, medizinischen Abhandlungen und vor allem in der Öffentlichkeit (→ Medien). So sind dicke Schwangere* Kristallisierungspunkt unterschiedlicher, durchaus auch widerstreitender Krisen-Erzählungen. Bündeln lassen sich die Erzählungen primär entlang dieser Fragen: 1. Was passiert mit dicken Frauen*, wenn sie schwanger werden (wollen)? 2. Was passiert in einer schlankheitsfixierten Gesellschaft mit (dicken) Frauen*, wenn sie qua Schwangerschaft (zu) dick werden?

Zur ersten Frage: Wenn dicke Frauen* schwanger werden (wollen), ist dies ein voraussetzungsreiches biografisches Vorhaben. Dies hat damit zu tun, dass ein besonders abwertender Fokus auf sie gerichtet ist, der sich meist im *fat mother blame* äußert. Der (potentiellen) → Mutter wird dabei unterstellt, nicht nur ihr eigenes gesundheitliches Wohl und das gesundheitliche Wohl der Bevölkerung aufs Spiel zu setzen, sondern mit ihrem vermeintlich selbstverschuldeten Dicksein auch dem Wohl des → Kindes zu schaden. Und all dies wird zudem mit negativen volkswirtschaftlichen Konsequenzen verbunden – etwa steigenden Gesundheitskosten. Die dicke Schwangere wird in dieser Erzählung zum Risiko für sich und andere. So taucht in den (Haftbarkeits-)Diskursen – im Setting der Dicken-Epidemie als Krisenfigur – *maternal obesity* als bedeutender medizinischer → Risikofaktor in der Schwangerschafts- und Geburtspraxis auf. Dies hat den öffentlichen Raum längst durchdrungen. Es macht die dicke Frau*, die schwanger werden will oder wird, zum Erziehungsgegenstand eines vermeintlich legitimen öffentlichen Zugriffs.

Die Stigmatisierung der dicken Schwangeren* ist nicht losgelöst vom allgemeinen dickenfeindlichen Diskurs zu verstehen, in dem (zukünftigen) Kindern dicker Frauen* mindere (Gesundheits-)Qualität prognostiziert wird (Cain). Dicke Frauen* berichten, dass ihnen aufgrund ihres offenbar unpassenden Lebensstils abgeraten wurde, schwanger zu werden (McPhail). Reproduktionsmedizinische Verfahren, die dicken Frauen* eine Schwangerschaft ermöglichen würden, werden diesen unter Bezugnahme auf das fetale Risiko verweigert (ebd.). Vor diesem Hintergrund sprechen einige Autor*innen der Fat Studies von einer neuen Eugenik, die »weniger Leben produziert als verhindert« (McPhail 110): »This new eugenics is driven by a truth regime that defines and measures risk and makes recommendations to thwart that risk« (ebd.).

Zur zweiten Frage: Frauen* und insbesondere dicke Frauen*, die in einer schlankheitsfixierten Gesellschaft qua Schwangerschaft (zu) dick werden, sind gesellschaftlich aufgefordert ihren → Körper als »normalen« schwangeren Körper zu inszenieren. Darauf verweisen nicht zuletzt mediale Verhandlungen zur Schwangerschaft von bekannten Persönlichkeiten. Britney Spears schwangerer Körper wurde 2005 und 2006 öffentlich in jeder Phase der Transformation bäugt, überwacht und kommentiert (Nash, »Oh Baby Baby«). Am Körper wurde abgelesen, dass eine Schönheitsikone der Popmusik sich (öffentlich) gehen lässt. Der Vorwurf war, der Körper wäre zu weich, zu dick, zu unförmig, aus der Form geraten. Dafür wurde sie von vielen Akteur*innen in der Öffentlichkeit angegriffen, auch von Kolleg*innen aus der Musik- und Filmindustrie.

Dass »die« Frau* in der Zeit der Schwangerschaft als »in-betweenness«-Zeit an Körperumfang zunehmen darf bzw. sollte, ist vermutlich unumstritten, umstritten ist das Maß der Gewichtszunahme (Nash, »Weighty Matters«). Auch für Schwangere gibt es einen BMI, und wer ihn nicht einhält, wird zum Problem gemacht. Dazu kommt, dass gerade in der frühen Phase der Schwangerschaft Frauen* häufig befürchten, dass ihre sich verändernden Körper »falsch« gelesen werden, nämlich als Zeichen einer Gewichtszunahme und nicht einer Schwangerschaft (ebd.). Dabei wird auf unterschiedliche Bewältigungsstrategien zurückgegriffen, beispielsweise auf modische Accessoires: Pullover mit enganliegendem Stoff, durch den der Bauch besonders zur Schau gestellt wird, Schnitte, um die Kontur des Bauches hervorzuheben, oder Baby-Bilder und Texte wie »I love Mum and Dad« auf dem Shirt sind Instrumente, um den Körper als schwangeren zu markieren. Zudem sind Frauen* aufgefordert, nach der Phase »legitimen Dickseins« in der Schwanger-

schaft wieder zur ursprünglichen Schlankheit des *after-baby-body* zurückzufinden (Jette und Rail). Wenn die körperliche Transformation in einer dickenfeindlichen Gesellschaft nicht gelingt, führt dies zu Selbst- und/oder Fremd-Herabsetzungen und Leidensdruck (ebd.).

Schwangerschaft kann in einer schlankheitsfixierten Gesellschaft ein Raum sein, der Dicksein aufgrund der veränderten Körpnormen legitim lebbar macht. Gleichwohl kann sie unverändert von Sorgen ums Gewicht begleitet sein – aus ästhetischen und medizinischen Gründen.

Zusammenfassend zeigt sich, dass die Selbstbestimmung dicker Frauen* in der Schwangerschaft über die medizinischen, politischen, ökonomischen u. a. Sorgen bezüglich des (Un-)Geborenen, der Mutter und der Bevölkerung vielfach ausgehebelt wird (McPhail 110). »Mein Bauch gehört mir« war ein Slogan der zweiten Frauenbewegung. Dieser Slogan ist auch für heutige dicke Schwangere unter verschobenen Vorzeichen höchst aktuell.

Literatur

- Cain, Ruth. »This Growing Genetic Disaster«: Obesogenic Mothers, the Obesity »Epidemic« and the Persistence of Eugenics«. *Studies in the Maternal* 5, 2, 2013, S. 1-24, <https://doi.org/10.16995/sim.20>.
- Jette, Shannon und Geneviève Rail. »Resisting, Reproducing, Resigned? Low-Income Pregnant Women's Discursive Constructions and Experiences of Health and Weight Gain«. *Nursing Inquiry* 21, 3, 2013, S. 202-211, <https://doi.org/10.1111/nin.12052>.
- McPhail, Deborah, et al. »Wombs at Risk, Wombs as Risk: Fat Women's Experiences of Reproductive Care«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 5, 2, 2016, S. 98-115, <https://doi.org/10.1080/21604851.2016.1143754>.
- Nash, Meredith. »Weighty Matters: Negotiating »Fatness« and »In-Betweenness« in Early Pregnancy«. *Feminism & Psychology* 22, 3, 2012, S. 307-323, <https://doi.org/10.1177/0959353512445361>.
- . »Oh Baby, Baby: (Un)Veiling Britney Spears' Pregnant Body«. *Feminist Studies* 19, 2006, S. 27-50.

Weiterführend

- Lupton, Deborah. »Precious Cargo«: Foetal Subjects, Risk and Reproductive Citizenship«. *Critical Public Health* 22, 3, 2012, S. 329-340, <https://doi.org/10.1080/09581596.2012.657612>.
- Parker, George und Cat Pausé. »I'm just a Woman Having a Baby«: Negotiating and Resisting the Problematization of Pregnancy Fatness«. *Frontiers in Sociology* 3, 5, 2018, <https://doi.org/10.3389/fsoc.2018.00005>.

Sport

Swen Körner

Als kulturelle Praxis tritt Sport weltweit auf vielfältige Weise in Erscheinung. In hohem Maße populär ist der Wettkampfsport, der rund um den Globus in Hunderten von Sportarten und in derzeit 68 olympischen Disziplinen als Leistungssport betrieben wird. Der Mensch ist hier ›Athlet‹. Die Inklusion erfolgt unter dem Gesichtspunkt der Leistungsfähigkeit. Es geht darum, im Vergleich mit anderen schneller zu laufen, weiter zu springen oder mehr Treffer zu erzielen etc. – und jeweils genau darum (Stichweh). Auch wenn Leistung dabei auf komplexe Weise entsteht, bildet der leistungsfähige → Körper die zentrale Bezugsgröße. Athlet*innenkörper sind (durch)trainiert und halten Maß.

Zwar hat auch der massige Körper im Wettkampfsport seinen Platz, etwa in den Schwergewichtsklassen des Kampfsports und des Gewichthebens oder in den Wurf- und Stoßdisziplinen der Leichtathletik. Allerdings unterliegt auch er der Logik progressiver Belastungsreize, der Ausschöpfung von Energiedepots und der stets als Zuwachs konzipierten Anpassung des Organismus. Der massige Körper ist da, weil er leistet. Eine maßlose Körperlichkeit ist mit dem Ethos von Training und Wettkampf hingegen schwer zu vereinbaren. Der chronisch bauchfette Fußballer Diego Armando Maradona bildete eine der schillerndsten Ausnahmen. Aufgrund seines → Übergewichts‹ war der argentinische Fußballstar regelmäßig öffentlicher Stigmatisierung und Charakterschelte ausgesetzt. An Maradona allerdings führte kein Weg vorbei. Maradona war in unzähligen Situationen einfach besser als seine Konkurrenten.

Neben dem organisierten Sport existiert eine enorme Vielfalt informeller Sportkulturen, die sich von traditionellen Werten, Rollenmustern und Arrangements graduell lossagen und eigene Körperbezüge herstellen (Schwier). Das morgendliche Jogging huldigt dem gesunden und fiten Körper; in den *calisthenics* verbinden sich Schönheit und Funktionalität als Arbeit am Muskel

mit dem eigenen Körpergewicht; *parcoursing* und *street ball* bieten die Bühne für den eloquenten Körper, der sich nach innen aufs eigene Erleben krümmt und nach außen die lässige Anpassung an wechselnde Aufgaben zelebriert.

Der Zusammenhang von → Gesundheit, → Fitness, Schönheit, Leistung, Erfolg und Ansehen ist heutzutage weitreichend mit Sport assoziiert und wird über die körperliche Verfassung zu- oder abgeschrieben. Hierzulande kommerzialisiert sich dieser Leitwertkomplex zudem in rund 9.000 Fitnessstudios. In ihnen lädt der kommerzielle Sport dazu ein, das eigene Leben am Wert des Körpers auszurichten und die Transformation am und durch den Körper sichtbar zu machen. Wer sich von den Körperbezügen des informellen und kommerziellen Sports (oder aus sonstigen Gründen) angesprochen fühlt, kann jederzeit an deren Angebot teilhaben. Dies gilt gerade auch für den dicken Körper, der sich damit allerdings *nolens volens* ins Fadenkreuz ebenjener Normen begibt.

Während man sein Leben auch leben kann, ohne je in einem Fitnessstudio → Kalorien verbrannt und sich die soziale Anerkennung für den motorischen Vollzug hegemonialer Werte erschwitzt zu haben, kommt in Deutschland niemand am Schulsport vorbei. Im Sportunterricht dabei zu sein, bedeutet für schulpflichtige Mehrgewichtige nicht selten außen vor zu sein (Körner, »Alles Inklusion?«): Es kann bedeuten, die Übung nicht mitgemacht oder das Lernziel nur in mangelhafter Weise erreicht zu haben, erst spät ins Team gewählt oder ungefragt zum Subjekt pädagogisch-therapeutischer Bemühung in guter Absicht geworden zu sein. Für den Sportunterricht ist das dicke → Kind die Störung im Ablauf. Für die Betroffenen erzeugt Sport im System der Schule nicht selten kristallisierende Momente der Beschämung (Wiesche), die biografisch nachwirken.

Auch bei der Polizei und beim Militär kommt man am Sport nicht vorbei. Sportliche Leistungsfähigkeit fungiert hier als Inklusionsprämisse und Prädiktor für Karriereprognosen. Zu kleine, zu dicke und/oder zu unfitte Körper werden aussortiert. Der im Sport bevorzugte schlanke, ästhetische, muskulöse, leistungsfähige und gesunde Körper ist in puncto Normierung der Tyrann der Gegenwart, und darin viel authentischer als etwa die so offensichtlich künstlich korrigierten Körper der Popkultur. Glaubt man Narrativen des Sports, sind Sportkörper in höherem Maße echt, überwiegend das Ergebnis eigener Anstrengung.

Die selbstbestimmte Teilnahme am Sport setzt Entlastung voraus. Tatsächlich popularisiert sich Sport seit dem 19. Jahrhundert Zug um Zug mit der Entlastung von Arbeit, zunehmender Freizeit, steigendem Einkommen und

erhöhter Mobilität. Zwischen 1970 bis 1987 hatte sich die Mitgliederzahl im damaligen Deutschen Sportbund von 10 auf 20 Millionen erhöht. Das Freizeitbudget der Bevölkerung war im Zeitraum um ein Viertel gestiegen, das Brutto-pro-Kopf-Einkommen hatte sich im Vergleich zu den 1960er Jahren verdoppelt. Heute ist der Deutsche Olympische Sportbund mit knapp 28.000 Mitgliedschaften die größte Personenvereinigung Deutschlands.

Parallel zum Boom des Sports ist im letzten halben Jahrhundert auch die ›Übergewichtsprävalenz‹ (→ ›Adipositas-Epidemie‹) gestiegen. Der Sport bringt sich als Lösung in Stellung. Unterstützt wird er dabei von der modernen Sportwissenschaft. Für deren Autopoiesis ist der dicke Körper ein gefundenes Fressen. Mehrgewicht lässt sich messen, erklären und bewerten und sodann der Bearbeitung im eigenen Handlungsfeld übergeben. In → Interventionsstudien und Bootcamps erbringt die Sportwissenschaft den temporären Nachweis zur Wirksamkeit des ›Sports‹: Die Pfunde purzeln, und das ist gut so. Die diskriminierende Normativität im Umgang mit dicken Körpern wird hier selten selbst zum Problem (Körner, *Dicke Kinder*). Vielmehr gilt in sportiv aufgeklärten Zeiten: Weil es Sport gibt, ist es moralisch verwerflich, ihn sein zu lassen. Dies gilt nachgerade für den dicken Körper.

Literatur

- Körner, Swen. »Alles Inklusion, oder was?« *Sport und Gesellschaft* 14, 1, 2017, S. 5-27, <https://doi.org/10.1515/sug-2017-0002>.
- . *Dicke Kinder – Revisited: Zur Kommunikation juveniler Körperkrisen*. transcript Verlag, 2008, <https://doi.org/10.14361/9783839409541>.
- Schwier, Jürgen. *Sport als Populäre Kultur*. Czwalina, 2000.
- Stichweh, Rudolf. »Sport – Ausdifferenzierung, Funktion, Code.« *Sportwissenschaft* 20, 4, 1990, S. 373-389.
- Wiesche, David. »Ich muss immer etwas vormachen, damit die anderen sehen, wie es nicht geht!«. Beschämende Situationen im Sportunterricht«. *Sportunterricht* 62, 7, Mai 2017, S. 194-199.

Sprache

Natalie Rosenke

Dick. In der Geometrie beschreibt dieses Wort die Breite und bildet mit dünn ein Gegensatzpaar. Wir sprechen von einer dicken Linie, nicht von einer moligen – auch nicht von einer kurvigen. Das wäre bei einer Geraden sogar sachlich falsch. Als Beschreibung des menschlichen → Körpers verwenden wir ›dick‹ nicht in der Selbstverständlichkeit, wie wir es in der Geometrie tun. Dafür hat ›dick‹ einen zu schlechten Ruf. Mehr als 78 Prozent der Bevölkerung in Deutschland sehen Dicksein als Eigenverschulden an (Mata und Hertwig) und verbinden es mit einer Reihe negativer Eigenschaften (Stein et al.). Das Wort ›dick‹ ist so nicht nur eine Beleidigung dort, wo es in verächtlicher Weise im Munde geführt wird, es wird vielfach als eine Abwertung in sich verstanden und daher gemieden.

Fachbegriffe aus dem Gesundheitsbereich wie → ›Übergewicht‹ und ›Adipositas‹ haben in den allgemeinen Sprachgebrauch Einzug gehalten. Ihr sachlicher Hintergrund erweckt den Anschein, dass mit ihrer Hilfe der dicke Körper respektvoll adressiert werden kann, ohne das negativ aufgeladene Wort ›dick‹ zu verwenden. Doch dieser Schein trügt. Beide Begriffe sind keinesfalls so neutral wie ›dick‹ in der Geometrie. Sie pathologisieren den dicken Körper und treiben die Körpernormierung durch Wertungen, wie sie beispielsweise im Wort ›Übergewicht‹ stecken, voran. Die Vorsilbe ›über‹ brandmarkt den dicken Körper als Entgleisung gegenüber dem, was als ›normal‹ und damit als Normvorgabe gilt. Beides verstärkt den Druck auf dicke Menschen, den eigenen Körper umzuformen, und verneint Gewichtsvielfalt.

Neben den medizinischen Fachbegriffen werden vielfach Euphemismen verwendet, um den dicken Körper zu beschreiben. Das gilt besonders dort, wo dicke Menschen als potentielle Konsument*innen eines Produkts angesprochen werden, das nicht auf eine Gewichtsreduktion abzielt. Die positive Aufladung beziehen die Worte aus ihrer Doppeldeutigkeit, die sie mit einer erwünschten Eigenschaft zusammenbringen. So wird der Körper dicker Frau-

en zum Beispiel häufig als kurvig beschrieben (→ *Curvy*). Die Bezeichnung greift die größere Dynamik des dicken Körpers auf und knüpft gleichzeitig an das Schönheitsideal an, das mit der Silhouette der Sanduhr eine Üppigkeit an ›den richtigen Stellen‹ vorgibt. Bei der Ansprache von Männern hingegen wird oft stark, kräftig oder stattlich als Ersatz für ›dick‹ gewählt. Das beschreibt den dicken Körper einerseits als insgesamt breiter und gibt andererseits eine positiv belegte Ursache mit: Muskelmasse. → Geschlecht(sidentität) ist also insofern von Bedeutung, dass diese Euphemismen an bestimmte Rollenbilder und damit einhergehende Erwartungen anknüpfen. Den dicken Körper entlastet das nur scheinbar, denn zum einen bekräftigt es die Unsagbarkeit des Wortes ›dick‹ und zum anderen geht mit der Reproduktion überkommener Geschlechtszuschreibungen auch die Reproduktion und Normalisierung eines Normkörpers einher – und der ist dünn.

Zur Verankerung des Gedankens von Gewichtsvielfalt trägt dies ebenfalls nichts bei, da das Kaschieren des Wortes ›dick‹ mit anderen Begriffen dem Ziel einer selbstverständlichen Präsenz und Sichtbarkeit des dicken Körpers zuwiderläuft. Begriffe wie ›große Größen‹ verfehlen zumindest dieses Ziel genauso, was vor allem in der Umsetzung begründet ist. Es ist ein entscheidender Unterschied, ob die eigene Konfektionsgröße mit den anderen auf einem Ständer hängt oder ob es ab einer bestimmten Konfektionsgröße separate Ständer mit komplett anderer und zumeist deutlich weniger modischer Kleidung gibt. Gleiches gilt dafür, ob dicke Models auf demselben Laufsteg mitlaufen oder auf einem *plus-size*-Laufsteg. Davon abgesehen kann der Begriff ›Mensch großer Größe‹ nicht in gleicher Weise wie das Wort ›dick‹ verwendet werden, um die Körperform eines dicken Menschen zu beschreiben, da die Bezeichnung als eine Beschreibung der vertikalen Größe statt des Körperumfangs missverstanden werden kann.

Das Wort ›dick‹ ist somit für die Beschreibung des Dickseins unverzichtbar. Nicht nur weil es präzise ist, sondern auch weil es politisch geboten ist. Denn es ist ein Wort, das über den Wandel hin zum Geusenwort das Dicksein entstigmatisieren und Gewicht zu einer Diversity-Dimension machen kann. Es ist damit ein wichtiger Teil dicken → Empowerments.

Jeder dicke Menschen bewegt sich von einem anderen Punkt aus auf die Selbstbezeichnung ›dick‹ zu. Der Status der Beziehung zum eigenen Dicksein entscheidet dabei über die Länge und die Form des Weges. Von sich selbst als dickem Menschen zu sprechen, kann hierbei eine wichtige Etappe sein. Nein, es sollte nicht notwendig sein zu betonen, dass dicke Menschen Menschen sind, aber es kann für eine dicke Person sehr wichtig und damit notwendig

sein, dass es hinter dem Wort ›dick‹ keinen Raum, keine Sprechpause gibt, um etwas Negatives anzufügen, das alte Wunden aufreißt. Die Betonung des Menschseins forderte die Menschenwürde und die Menschenrechte ein, sie streitet für das soziale Existenzrecht dicker Menschen.

Dieses Recht darf nicht in Frage stehen. Um dieses Ziel zu erreichen, sollten wir das Dicksein mit genau einem Wort benennen und so gemeinsam die Existenz des dicken Körpers zu einer Selbstverständlichkeit machen:

Dick.

Literatur

Mata, Jutta und Ralph Hertwig. »Public Beliefs about Obesity Relative to Other Major Health Risks: Representative Cross-Sectional Surveys in the USA, the UK, and Germany«. *Annals of Behavioral Medicine* 52, 4, 2018, S. 273-286, <https://doi.org/10.1093/abm/kax003>.

Stein, Janine, et al. »Measuring Negative Attitudes towards Overweight and Obesity in the German Population – Psychometric Properties and Reference Values for the German Short Version of the Fat Phobia Scale (FPS)«. *PLoS ONE* 9, 12, e114641, 2014, <https://doi.org/10.1371/journal.pone.0114641>.

Stigma

Ann Kristin Augst und Tae Jun Kim

Ist ›Übergewicht‹ ein Stigma? Aus Sicht der Fat Studies ist die Antwort eindeutig Ja, da dicke Individuen häufig als ungesund, faul, unästhetisch und willensschwach in unserer dickenfeindlichen Gesellschaft gelesen werden (Luck-Sikorski 87). Das Stigma des dicken ›Körpers‹ stellt in erster Linie ein unerwünschtes Merkmal dar, das die ›Anderen‹ als Abweichung von der schlanken Gesundheitsnorm und einem ›Wir‹ markiert. Die Folgen sind Ausgrenzung wie auch Diskriminierung der stigmatisierten Gruppe. In dieser Hinsicht werden mehrgewichtige Menschen nicht nur öffentlich angefeindet, sie werden auch auf vielfältige Weise gesellschaftlich benachteiligt. Sei es, weil sie im Vergleich zu schlank-gelesenen Menschen schlechter in der Schule bewertet und auf dem Arbeitsmarkt geringer bezahlt werden, grundsätzlich niedrigere Aufstiegschancen im Job haben oder sich mit zahlreichen Barrieren zu einer angemessenen gesundheitlichen Versorgung konfrontiert sehen (Kim und Knesebeck 2).

Spätestens seit Erving Goffman, der sich bereits in den frühen 1960ern mit der soziologischen Rahmung des Stigmas in den USA auseinandersetze, ist bekannt, dass das Stigma kein Zeichen an sich beschreibt, das auf natürliche Weise mit ›objektiven‹ Attributen verknüpft ist. Es beschreibt immer schon einen Prozess, eine soziale Übersetzung, bei dem das, was gemeinhin als ›nicht normal‹ gilt, stets einer gesellschaftlichen Herstellung bedarf. Ein Stigma spiegelt demzufolge nie eine individuelle Meinung oder Haltung wider. Es handelt sich vielmehr um ein strukturelles Stigma, da die (negativen) Attribute, die man dicken Körpern zuschreibt, nicht (notwendig) aus tatsächlich erfahrenen, empirischen Begebenheiten resultieren, sondern auf ein vorheriges, virtuelles Wissen rekurrieren. Goffman folgend ist Stigmatisierung also immer schon »eine Zuschreibung, die in latenter Rückschau gemacht ist – eine Charakterisierung ›im Effekt‹, eine virtuelle soziale Identität« (10).

Und doch fällt auf, dass diese spezifische Geschichtsschreibung, die dem jeweiligen Stigma zugrundeliegt, bei Goffman kaum weiterverfolgt wird. Nicht, weil er sie begrifflich nicht fassen kann (im Gegenteil), sondern weil er sich stärker für jene Strategien interessiert, derer sich die Stigmatisierten bedienen, um ihre soziale → Identität zu schützen und ihr Gesicht zu wahren. Für eine angemessene Analyse des Gewichtsstigmas scheint es daher unumgänglich, diesem Hintergrund mehr Beachtung zu schenken: Das von Goffman näher betrachtete *doing* kann zwar beschreiben, wie Normen praktisch vollzogen und umgesetzt werden, um soziale Ungleichheiten zu (re-)produzieren. Dass diese Normen, auf die sich die Individuen beziehen, jedoch nicht einfach bestehen, sondern bereits einer vorgängigen Konstruktion, eines *making* bedürfen, bleibt un(ter)beleuchtet (Waldschmidt 5808). Doch wie konstituieren sich diese Normen, auf die das Stigma rekurriert, um die Voraussetzungen zu schaffen, dicke Körper als das ›Andere‹, das Abweichende zu konstruieren?

Michel Foucault (236) beantwortet die Frage mit dem Konzept der Disziplinarmacht: Diese beziehe einzelnen Taten, Leistungen und Verhaltensweisen auf eine Gesamtheit, die sowohl Vergleichsfeld wie auch Differenzierungsraum und zu befolgende Regel sei. (Dicke) Körper werden untereinander und im Hinblick auf diese Gesamtregel differenziert, wobei diese sich als Mindestmaß (an Sportlichkeit), als Durchschnitt (→ Body-Mass-Index) oder als optimaler Annäherungswert (Idealbild des schlanken und trainierten Körpers) darstellen kann (→ Sport). An diesen Werten müssen dicke Körper sich messen lassen. Sie werden zu diesen Idealen in Relation gesetzt und anhand des Grades der Abweichung hierarchisiert. Je konformer der Körper mit einem (oder allen) geforderten Wert(en) ist, desto weniger (Angriffs-)Fläche bietet er (auch im wörtlichen Sinne) für die Aushandlung der Grenze zwischen dem Normalen und dem Anormalen. Diese Normvorstellungen formieren unseren Blick, unsere Wahrnehmung. Wir legen diese wie eine Schablone auf unsere und andere Körper und markieren dann das Überstehende, das anders Geformte, das ›Unnormale‹. Das (Fett-)Stigma hat also eine strukturelle als auch individuelle Geschichte: Dem Individuum wird unterstellt, versagt zu haben in seinem (gesellschaftlich geforderten) Streben nach Schlankheit, nach Schönheit und nach → Gesundheit. Der Ist-Zustand des dicken Körpers wird mit einem Scheitern in der Vergangenheit verknüpft, ergo dem Individuum mangelnde Selbstdisziplin und ein ›falscher‹ Lebensstil zugeschrieben.

Das, was wir am Dicksein (und seinem Stigma) problematisieren, ist demnach bloß vermeintlich der Körper in seiner materiellen und ›objektiven‹ Ver-

fasstheit. Ausschlaggebend ist vielmehr die Norm, die dem Blick auf diesen Körper zugrunde liegt und diesen erst als abweichend markiert. Als nicht normgewichtig markiert zu werden ist in der gegenwärtigen Gesellschaft ein Stigma. Ein folgenreiches Stigma.

Literatur

- Foucault, Michel. *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses*. Suhrkamp, 2017 [1975].
- Goffman, Erving. *Stigma: Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Suhrkamp, 2012 [1963].
- Kim, Tae Jun und von dem Knesebeck, Olaf. »Income and obesity: what is the direction of the relationship? A systematic Review and meta-analysis«. *BMJ Open* 8, 2018, S. 1-10.
- Luck-Sikorski, Claudia. »Stigmatisierung und internalisiertes Stigma bei Adipositas«. *Fat Studies in Deutschland: Hohes Körpergewicht zwischen Diskriminierung und Anerkennung*, hg. von Lotte Rose und Friedrich Schorb, Beltz Juventa, 2017, S. 86-96.
- Waldschmidt, Anne. »Wir Normalen« – »die Behinderten«? Erving Goffman meets Michel Foucault«. *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006*, hg. von Karl-Siegfried Rehberg, Campus, 2008, S. 5799-5809.

Weiterführend

- Link, Bruce G. und Phelan, Jo C. »Conceptualizing Stigma«. *Annual Review of Sociology* 27, 2001, S. 363-385, <https://doi.org/10.1146/annurev.soc.27.1.363>.
- Puhl, Rebecca M. und Chelsea A. Heuer. »Obesity Stigma: Important Considerations for Public Health«. *American Journal of Public Health* 100, 6, 2010, S. 1019-1028, <https://doi.org/10.2105/AJPH.2009.159491>.

Tanz

Annette Hartmann

Mit seinen 1721 erschienenen *Anatomical and Mechanical Lectures upon Dancing* legte der englische Tanzmeister, Tänzer und Theoretiker John Weaver (1673-1760) erstmals ein Traktat vor, in dem der → Körper, das Instrument der Tänzer*innen, mit all seinen physischen Funktionen und Möglichkeiten beschrieben und analysiert wird. Zudem bestimmt er verschiedene Körperformen und -größen, ausgehend von den in Europa geltenden Standardmaßen und -proportionen eines wohlgeformten Körpers: »A Body then in Proportion, according to the *European* Standard, which we shall follow [...] ought to be six *Geometrical* Feet in Length; and one Foot and a Third in Thickness and Latitude: [...] Those are called Thick, or Fat Men, who measure round the Breast, or Belly, above three Feet; for in a well-proportion'd Body, the Thickness is just half the measure of the Length« (82). Nur von einem gut proportionierten Körper gehe Schönheit aus, dem dann durch die Tanzkunst Anmut verliehen werde, schreibt Weaver ferner und schließt damit ex negativo dicke Körper von der Tanzkunst aus.

Das Postulat eines wohlgeformten Körpers im Tanz findet sich bereits in den ersten überlieferten Traktaten der Renaissance, die von den an den Fürstentümern der oberitalienischen Stadtstaaten tätigen Tanzmeistern stammen. Allerdings verstanden die Verfasser dieser Abhandlungen, wie Domenico da Piacenza (um 1420–um 1475) und sein Schüler Guglielmo Ebreo (um 1420–um 1484), darunter vornehmlich einen unversehrten und gesunden Körper, »ohne Missbildungen« oder andere »Deformationen«. Nur ein solcher Körper sei imstande, diese durch Regeln gestaltete Bewegungskunst mit ihren strikten Raumwegen, in der sich der Adel unterweisen ließ, adäquat auszuführen.

Angeregt durch die höfische Tanzkultur Italiens, begann sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts das für ganz Europa modellhafte *Ballet de cour* in Frankreich herauszubilden. Die sich im Zuge dessen etablierenden Tanz-

formen waren technisch anspruchsvoller als die der Renaissance und erste Forderungen nach einer Physis jenseits bloßer körperlicher Unversehrtheit wurden artikuliert. So spricht etwa der französische Tanzmeister François de Lauze (um 1570–um 1630) in seiner 1623 veröffentlichten *Apologie de la danse* ebenso jenen Menschen die Fähigkeit ab, »voller Anmut und in Vollendung« tanzen zu können, die ein »feistes und eintöniges Leben« führen würden, da ihr Körper dafür nicht geeignet sei (16). Für die Körperpolitik eine entscheidende Zäsur stellt schließlich die Gründung der *Académie royale de danse* 1661 durch Ludwig XIV. (1638–1715) dar. Diese initiierte zum einen die Kodifizierung des Schrittvokabulars, die den Beginn des klassischen Balletts markiert, zum anderen die Trennung in Gesellschafts- und Bühnentanz und damit in Laien- und professionelle Tänzer*innen. In den folgenden Jahrhunderten sollten die Vorstellungen und die sich etablierenden Normen, welcher Körper für das stetig virtuoser werdende Bewegungsvokabular des Bühnentanzes bzw. des Balletts prädestiniert sei, immer spezifischer werden: Sind für den Theoretiker Michel de Pure (1620–1680) gemäß seiner *Idée des spectacles anciens et nouveaux* (1668) gerade einmal Kraft und eine entsprechende Konstitution unabdingbar (283), legt Weaver keine 50 Jahre später, wie eingangs erwähnt, bereits konkrete Maße und Proportionen fest.

Mit der Einteilung des Balletts in die Genres *sérieux*, *demi-caractère* und *comique-grotesque* im 18. Jahrhundert differenzierten sich diese Ideale aus, und eine gattungsspezifische Körpertypologie bildete sich heraus, die der Ballett-reformer Jean Georges Noverre (1727–1810) maßgeblich mitprägte. Tänzer*innen der *danse sérieuse* müssten groß sein, lange Gliedmaßen und eine »elegante Statur« haben, fordert er in seinen *Lettres sur la danse, et les ballets* (1760). Ebenso proportioniert, wenn auch nur von mittlerer Größe, sollten die Vertreter*innen des Genre *demi-caractère* sein, während kleine, körperlich weniger perfekte Tänzer*innen für die komische Gattung vorgesehen seien (230–234). Diese von Noverre in physischer Hinsicht noch etwas skizzenhaft entworfene Typologie erfährt im *Traité élémentaire* (1820) des Theoretikers und Choreografen Carlo Blasis (1797–1878) ihre endgültige anatomische Fixierung, obgleich diese weniger stark differenziert ist und insbesondere die Figurinen bereits jene Vereinheitlichung der physischen Normen erahnen lassen, die sich schließlich im Laufe der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts durchsetzen sollte. Dieses bis heute gültige, eine Homogenität der Körper anstrebende Ideal sieht neben anderen physischen Voraussetzungen eine schmalwüchsige-grazile Figur bei Frauen und eine athletisch bis grazile bei Männern vor.

Eine Abkehr von diesen Normen wie auch der Bewegungsästhetik des Balletts propagierten die Vertreter*innen des im Zuge der vielfältigen Re-formbewegungen um 1900 in Europa und den USA aufkommenden Freien Tanzes. Mit ihren Auftritten fernab der Opernbühne in Varietés und Konzertsälen zeigten sie eine etwas größere Diversität an Körperformen; dicke Tänzer*innen blieben jedoch eine Ausnahmeerscheinung. In den nachfolgenden Formen des modernen Tanzes – Ausdruckstanz, Modern Dance, Postmodern Dance und Tanztheater – manifestiert(e) sich indes das Ideal des schlanken, athletischen Körpers, wenn auch nicht in derselben Rigidität wie im klassischen Ballett. In diese Tradition reihte sich anfangs auch der sich in den 1980er Jahren entwickelnde, ein breites Feld tänzerischer wie performativer Praxis umfassende zeitgenössische Tanz ein. Seit der Jahrtausendwende zeichnen sich hier jedoch zunehmend Ansätze einer Ästhetik der körperlichen Vielfalt ab, die ebenso von *plus-size*-Performer*innen gestaltet wird. Etwa zeitgleich fingen in Nordamerika erste, vielfach zugleich in der Fat Acceptance-Bewegung aktive *plus-size*-Tänzer*innen der Genres Hip-Hop und Neo-Burlesque an, Bühnenshows zu kreieren und gegen das Schlankheitsdiktat und die damit verbundene Vorstellung aufzubegehren, dicke Menschen seien nicht fähig zu tanzen.

Literatur

- Blasis, Carlo. *Traité Élémentaire, Théorique et Pratique de l'Art de la Danse*. Mailand, 1820.
- Lauze, François de. *Apologie de la Danse et la Parfaicte Méthode de l'Enseigner tant aux Cavaliers qu'aux Dames*. Genf, o. O. 1623.
- Noverre, Jean Georges. *Lettres sur la Danse, et sur les Ballets*. Lyon/Stuttgart, 1760.
- Pure, Michel de. *Idée des Spectacles Anciens et Nouveaux*. Paris, 1668.
- Weaver, John. *Anatomical and Mechanical Lectures upon Dancing*. London, 1721.

Weiterführend

- Asbill, Lacy D. »I'm Allowed to Be a Sexual Being.« The Distinctive Social Conditions of the Fat Burlesque Stage«. *The Fat Studies Reader*, hg. von Esther Rothblum und Sondra Solovay, New York University Press, 2009, S. 299-304.

Exner-Grave, Elisabeth. »Physische Voraussetzungen für die Ausübung des Tänzerberufs«. *TanzMedizin: Die medizinische Versorgung professioneller Tänzer*, hg. von Elisabeth Exner-Grave, Schattauer, 2008, S. 17-42.

Faure, Sylvia. *Corps, Savoir et Pouvoir: Sociologie Historique du Champ Chorégraphique*. Presses universitaires de Lyon, 2001, <https://doi.org/10.4000/books.pul.10140>.

Theater

Jenny Schrödl

Themen wie Dicksein und (Über-)Gewicht kommen in den darstellenden Künsten nur am Rand vor. Auch sind dicke Darsteller*innen immer noch eine Ausnahme (nur für die Oper und das Musiktheater gilt dies weniger), vor allem was Frauen betrifft, und selbst wenn beliebtere Personen besetzt werden, spielen sie selten Hauptrollen, sondern eher – wie Nora Graupner bemerkt – »die lustigen Tanten, fürsorglichen Ammen oder Hausmädchen« (161), als wolle man unbedingt sicherstellen, dass ja alle (geschlechtlichen, klassistischen oder rassistischen) Klischees über Dicke reproduziert werden. Das Theater spiegelt in Sachen Körpergewicht und äußerer Erscheinung kaum einen Durchschnitt der tatsächlichen Bevölkerung, sondern (re-)produziert ein bestimmtes ideales Menschen- und Körperbild. Nach Franziska Schößler und Axel Haunschild ist das Menschenbild männlich, weiß und mittelalt (258), wobei vor allem körperliche → Fitness als Anforderung für Schauspielende an Bedeutung gewonnen hat (264) und sich auf bestimmte Körpernormen des Gewichts, der Ausdauer, der Gesundheit, des → Sport- und Essverhaltens (u.a.) auswirkt. Die darstellenden Künste arbeiten so an einer Etablierung eines ›idealen‹ → Körpers, seines Gewichts und Aussehens ebenso mit wie an Schönheits- und Gesundheitsidealen und verstärken umgedreht Ausgrenzungen und Diskriminierungen gegenüber dicken Menschen und schwereren Körpern.

Während die Theater in Deutschland seit einigen Jahren starke Kritik erfahren am einseitigen Menschenbild und sich für ein diverseres Ensemble an Menschen mit verschiedenen Hautfarben, Berufswegen, Herkünften, → Alter oder Geschlechtern eingesetzt wird, ist dies in Bezug auf höheres Körpergewicht und Dicksein (noch) nicht im gleichen Maße der Fall. Das heißt aber nicht, dass nicht manchmal auch dickere Menschen Hauptrollen in Klassikern bekommen oder sich Darsteller*innen nicht gegen Vorurteile und Diskriminierungen öffentlich zur Wehr setzen würden, wie die Sopranistin Kathryn

Lewek (Brown) – aber es bleiben bislang eben Ausnahmen. Zudem werden im postdramatischen Theater, avantgardistischen Musiktheater und → Tanz seit den 1970er Jahren partiell dicke Menschen und Körper auf der Bühne gezeigt, etwa in Meg Stuarts Tanzstück *No One is Watching* (1994) oder in *Giulio Cesare* (1997) der Societas Raffaello Sanzio. Diese ›Einsatzweisen‹ von Dicken sind weniger inhaltlich motiviert oder begründet, noch als Mittel der Darstellung eines (dramatischen) Werkes gedacht, sondern stehen im Zusammenhang mit einer performativen Ästhetik, die das körperliche Erscheinen im Hier und Jetzt der Aufführung betont und diversen Körperlichkeiten gerade in ihren jeweiligen Besonderheiten Raum gibt, ohne zwangsläufig Vorurteile, Stereotype bzw. (Ab-)Wertungen mitzuliefern. Der Einsatz des dicken, nicht selten nackten Körpers lässt sich als Bruch mit gängigen Schönheitsidealen und Körpernormen verstehen, sie stellen gerade das Ausgegrenzte auf die Bühne und provozieren damit etablierte und stereotypisierte Wahrnehmungs- und Erkenntnisweisen (→ Nacktheit). Dick(er)sein wird in einigen (wenigen) Produktionen außerdem im Zusammenhang mit Körper- und → Identitätsfragen mitreflektiert, etwa bei She She Pops *Hexploitation* (2020), wo Gewichtszunahme im Kontext des Älterwerdens mitverhandelt wird, oder bei der *Untitled Feminist Show* (2012) der amerikanischen Regisseurin Young Jean Lee, in der eine Vielfalt an nackten, weiblichen*, dünnen und dicken Körpern gleichwertig nebeneinander gezeigt wird.

Explizite, kritische und inhaltliche Auseinandersetzungen mit Dicksein und hohem Körpergewicht und den damit verbundenen Vorurteilen sowie Diskriminierungen finden in den letzten Jahren verstärkt in den freien Künsten, im experimentellen Theater und Tanz sowie in der Performance- und Medienkunst statt. Dabei liegt der Fokus einerseits auf Kritik an Diskriminierungen, Stereotypisierungen sowie Pathologisierungen und andererseits auf der positiven Akzeptanz und Anerkennung. Höheres Körpergewicht wird als eine Möglichkeit menschlicher Existenz verstanden, nicht als Makel oder gar Krankheit, womit Künstler*innen an politischen → Aktivismus wie der Fat Acceptance-, Body Positivity- oder → Queer-Bewegung anschließen. Zu den Vertreter*innen dieser Strömung, die nach Kristina Kulicova auch als »fette → Kunst« bezeichnet werden kann (124-140), gehören beispielsweise Veronika Merklein, Liz Rosenfeld, Julischka Stengele oder Scottee & Friends sowie einzelne Produktionen, wie etwa *Mehr als genug* (2009) von Doris Uhlich, *Dicke Frauen* (2014) von heißes medium:polylux (unter der Leitung von Nora Graupner) oder *Nothing to Lose* (2015) von Force Majeure (in Kooperation mit Kelli Jean Drinkwater). Gemeinsam ist den verschiedenen Arbeiten, dass sie

ein differenziertes und vom Grundton her positives Bild auf Dicksein und dicke Menschen werfen, korpulente Körper in ihrer je besonderen Sinnlichkeit, Beweglichkeit und Optik wertfrei präsentieren und anerkennen sowie Kritik an Vorurteilen und Diskriminierungen, an Schönheits- oder Gesundheitspolitiken sowie an damit verbundenen Industrien üben.

Literatur

- Brown, Marc. »US Soprano Kathryn Lewek Accuses Opera Critics of Body-Shaming«. *The Guardian*, 28. August 2019. <https://www.theguardian.com/music/2019/aug/28/us-soprano-kathryn-lewek-accuses-opera-critics-body-shaming>. Zugriff: 21. Januar 2021.
- Graupner, Nora. »Dicke Frauen« – eine Theaterproduktion über Körperbilder«. *Fat Studies in Deutschland: Hohes Körpergewicht zwischen Diskriminierung und Anerkennung*, hg. von Lotte Rose und Friedrich Schorb, Beltz Juventa, 2017, S. 160-169.
- Kulicova, Kristina. »Fette Kunst«. *Fat Studies in Deutschland: Hohes Körpergewicht zwischen Diskriminierung und Anerkennung*, hg. von Lotte Rose und Friedrich Schorb, Beltz Juventa, 2017, S. 124-140.
- Schößler, Franziska und Axel Haunschild. »Genderspezifische Arbeitsbedingungen am deutschen Repertoiretheater. Eine empirische Studie«. *GeschlechterSpielRäume: Dramatik, Theater, Performance und Gender*, hg. von Gabby Pailer und Franziska Schößler, Rodopi, 2011, S. 255-269, https://doi.org/10.1163/9789042032767_016.

Übergewicht

Nina Mackert

Am 17. Juni 1998 wurden auf einen Schlag Millionen von US-Amerikaner*innen »übergewichtig« – ohne, dass sie auch nur ein Gramm Gewicht zugelegt hatten. An diesem Tag verabschiedete die US-Regierung eine neue Richtlinie, nach der diejenigen als übergewichtig galten, die einen → Body-Mass-Index über 25 aufwiesen. Bis dahin war ein BMI von 27,8 für Männer und 27,3 für Frauen die Schwelle für »Übergewicht« gewesen (CNN.com; Saguy 8).

»Übergewicht« zeigt ein Körpergewicht an, das über einer bestimmten Grenze liegt. Wo diese Grenze liegt, wird nicht nur seit gut 150 Jahren verhandelt; sie wurde auch überhaupt erst mit der Bestimmung des (körperlich) »Normalen« im Laufe des 19. Jahrhunderts mess- und denkbar. Zu diesem Zeitpunkt wurden → Körper, ihre Funktionsweisen und Gesetzmäßigkeiten zu einem bedeutsamen Objekt wissenschaftlicher Forschung und politischer → Intervention. Verschiedene neue Wissenschaften vom Körper, wie die Physiologie, Arbeitslehre und Ernährungswissenschaft, begannen, Körper und Körperpraktiken wie → Essen und Bewegung zu vermessen und zu klassifizieren. Damit trugen sie dazu bei, einen »Normalkörper« zu entwerfen, der im Kontext von Industriekapitalismus und dem *survival of the fittest* für gesellschaftlichen Fortschritt stand, während Abweichungen von diesem als Fortschritts Hindernis erschienen (Davis).

»Übergewicht« ist ein Resultat der zahllosen Versuche, vor allem seit dem späten 19. Jahrhundert, ein »Normalgewicht« des Menschen zu bestimmen und berechenbar zu machen. Besonders folgenreich für gegenwärtige Verständnisse von »Übergewicht« waren die Studien des belgischen Statistikers Adolphe Quetelet. Dieser entwickelte Mitte des 19. Jahrhunderts durch die Vermessung von Soldaten eine Formel zur Erfassung des Verhältnisses von Größe und Gewicht beim »durchschnittlichen Menschen« (»homme moyen«). Zwar war Quetelet nicht primär daran interessiert, »Übergewicht« zu messen, seine Formel wurde und wird aber seit den 1970er Jahren als BMI genau da-

für herangezogen (Davis 4-5). Bis in die Gegenwart hinein verbreitet ist auch der Broca-Index, den der Anthropologe Paul Broca 1868 aufstellte und der das »Normalgewicht« als Ergebnis der Formel »Körperlänge in cm – 100« festlegte (Merta 254).

Der Geist dieser Versuche, Körpergewicht zu normieren, wird in einer für die Problematisierung von »Übergewicht« ebenfalls besonders einflussreichen Praxis deutlich: in den Größe-Gewicht-Tabellen, die Versicherungsgesellschaften ab dem späteren 19. Jahrhundert der Vergabe ihrer Lebensversicherungen zugrunde legten. In den 1880er Jahren begannen Versicherungen, über Gesundheits- bzw. Mortalitätsrisiken von Antragsteller*innen auf Grundlage zunehmend standardisierter Größe-Gewicht-Tabellen zu entscheiden. Dabei wurden sowohl »Untergewicht« als auch »Übergewicht« zu Versicherungsrisiken erklärt und hatten eine Ablehnung der Antragsteller*innen oder zumindest höhere Beitragsforderungen zur Folge. Im frühen 20. Jahrhundert setzten die Versicherungsgesellschaften die Grenzwerte herab. Nicht mehr ein Durchschnitts-, sondern das »Idealgewicht« galt nun als gesündestes und mithin erstrebenswertes Körpergewicht (Czerniawski). Wie bei dem Großteil der anderen Versuche, Körper zu vermessen, basierten die Versicherungstabellen übrigens auf der Untersuchung von weißen Männern, vor allem der Mittelklasse, die bereits erfolgreich Lebensversicherungen abgeschlossen hatten. Das »Normal-« bzw. »Idealgewicht« von Frauen wurde bis ins frühe 20. Jahrhundert arbiträr aus dem der Männer abgeleitet (ebd. 280).

Diesen Messungen und Berechnungen war gemeinsam, dass sie objektivierten, was zuvor eher als Frage individueller Differenz gedacht worden war. Die Pathologisierung von »Übergewicht« als risikohafte Abweichung vom »Normal-« oder »Idealkörper« wurde zur Wende zum 20. Jahrhundert von zwei Entwicklungen begleitet, die dazu beitrugen, es nicht nur als Gefahr für die individuelle und kollektive → Gesundheit, sondern auch als Ausdruck eines (moralischen) Scheiterns des Individuums zu begreifen. Zum einen war es Menschen durch die Verbreitung von Körperwaagen im öffentlichen Raum nun möglich, eine vermeintlich eindeutige, objektive Auskunft über ihr Gewicht auch außerhalb von Arztpraxen und Versicherungsuntersuchungen zu bekommen (→ Waage). Zum zweiten suggerierte das als Diätmethode populär werdende Kalorienzählen, dass es ganz einfach sei, das eigene Gewicht zu kontrollieren (→ Kalorie). »Übergewicht« wurde zu einem objektiv quantifizierbaren und vermeidbaren Problem, und mithin zum Resultat individueller moralischer Verfehlungen erklärt. In Zeiten der Selbstoptimierung wirkt

nichts so skandalös wie der augenscheinliche Verzicht auf stete Selbstdisziplin.

So relational und historisch variabel ›Übergewicht‹ also ist, und mithin so unklar dieses vermeintlich so objektive Konzept ist, so produktiv war und ist es für Vorstellungen von Gesundheit und das Selbstverständnis von Menschen. Es begründet Fat Shaming, → Interventionen in das Leben von Menschen und oft verzweifelte Versuche, ein ›richtiges‹ oder ›normales‹ Gewicht anzustreben. In den Fat Studies wird der Begriff deshalb vermieden. In ihrer Kritik an der objektivierenden, normativen Wucht von ›Übergewicht‹ verweisen sie darauf, dass Körpergewicht vielfältig und eine Orientierung an ›Normal-‹ oder ›Idealgewicht‹ weder realistisch noch wünschenswert und schon gar kein Verweis auf Gesundheit ist.

Literatur

- Czerniawski, Amanda. »From Average to Ideal: The Evolution of the Height and Weight Table in the United States, 1836-1943«. *Social Science History* 31, 2, 2007, S. 273-296, <https://doi.org/10.1017/S0145553200013754>.
- Davis, Lennard. »Constructing Normalcy. The Bell Curve, the Novel, and the Invention of the Disabled Body in the Nineteenth Century«. *The Disability Studies Reader*, hg. von Lennard Davis, Routledge, 2006, S. 3-16.
- Merta, Sabine. *Wege und Irrwege zum modernen Schlankheitskult: Diätkost und Körperkultur als Suche nach neuen Lebensstilformen 1880-1930*. Franz Steiner Verlag, 2003.
- Saguy, Abigail C. *What's Wrong with Fat?* Oxford University Press, 2013.
- »Who's Fat? New Definition Adopted«. *CNN.com*, 17. Juni 1998. <http://edition.cnn.com/HEALTH/9806/17/weight.guidelines/>. Zugriff: 15. Februar 2022.

Weiterführend

- Bivins, Roberta und Hilary Marland. »Weighting for Health: Management, Measurement and Self-surveillance in the Modern Household«. *Social History of Medicine* 29, 4, S. 757-780, <https://doi.org/10.1093/shm/hkw015>.
- Schwartz, Hillel. *Never Satisfied: A Cultural History of Diets, Fantasies and Fat*. Free Press, 1986.

Verbeamtung

Stephanie von Liebenstein

›Beamte sind die Träger der Nation. Einer träger als der andere.« So geht ein typischer Beamtenwitz. Tatsächlich stehen Beamt*innen im Ruf, langsam, faul und ineffizient zu sein. Zu Unrecht, denn seit mindestens der Jahrtausendwende ist der Beamtenstatus sehr gefragt unter Berufsanfänger*innen mit der Folge, dass zunehmend nur die Leistungsstarken den Weg in die Verbeamtung finden. Gerade hochqualifizierte Stellen sind knapp.

Verbeamtet zu sein hat Vorteile, beispielsweise berufliche Sicherheit, ein höheres Gehalt als das der Kolleg*innen im Angestelltenverhältnis, Privatversicherung und Beihilfeleistungen, eine vergleichsweise hohe Pension etc. Für einige Berufe ist der Beamtenstatus sogar Voraussetzung, beispielsweise Richter*in, Staatsanwält*in, Polizist*in, Zollbeamt*in und alle anderen im eigentlichen Sinne hoheitlichen Tätigkeiten, bei denen in Grundrechte eingegriffen wird.

Der Beamtenstatus ist in Artikel 33 Grundgesetz geregelt, wo es in Absatz II heißt: »Jeder Deutsche hat nach seiner Eignung, Befähigung und fachlichen Leistung gleichen Zugang zu jedem öffentlichen Amte.« Die Eignung umfasst dabei persönliche und charakterliche Eigenschaften des*der Anwärter*in, worunter auch die gesundheitliche Eignung fällt (BVerfGE 92, 140, 151). Diese wird in der Regel von eine*r Amtsärzt*in festgestellt.

Misslicherweise wurden Anwärter*innen mit einem → Body-Mass-Index über 30 in der Vergangenheit qua interner Verwaltungsvorschrift pauschal nicht verbeamtet, und zwar unabhängig davon, wie gesund oder krank, wie gesundheitlich geeignet sie also tatsächlich waren. Dies ist problematisch schon allein aus dem Grund, dass eine solche Regelung das Potenzial hat, Artikel 33 II GG zu unterlaufen (›jeder Deutsche«).

In den letzten Jahren hat sich die juristische Lage allerdings zugunsten dicker Verbeamtungskandidat*innen gewandelt. Zwar existieren auch heute noch die o.g. einschlägigen Verwaltungsvorschriften. Allerdings stehen die

Chancen inzwischen deutlich besser, eine wegen des Gewichts verweigerte Verbeamtung vor Gericht doch durchzusetzen. Dies liegt im Wesentlichen an einem Urteil des Bundesverwaltungsgerichts von 2013 (BVerwG, 30.10.2013-2 C 16.12), das wie folgt argumentiert:

Ein*e Anwärter*in auf Verbeamtung ist im Sinne des Artikel 33 II GG gesundheitlich nicht geeignet, wenn tatsächliche Anhaltspunkte die Annahme rechtfertigen, dass mit überwiegender Wahrscheinlichkeit vom Eintritt einer Dienstunfähigkeit »etliche Jahre« vor Erreichen der gesetzlichen Altersgrenze auszugehen ist (BVerwG, 30.10.2013-2 C 16.12, im Grundsatz aber auch schon früher: 25.07.2013-2 C 12/11): »Es muss der Schluss gerechtfertigt sein, die Lebensdienstzeit sei erheblich verkürzt« (BVerwG, 30.10.2013-2 C 16.12 Rn. 23). Den Nachweis, dass dies vorliegend der Fall ist – und dies ist die gute Nachricht für hochgewichtige Anwärter*innen –, muss dabei inzwischen allerdings der Dienstherr erbringen (vgl. BVerwG, 30.10.2013-2 C 16.12 (insb. Rn. 28 und 29) und BVerwG, 13.12.2013-2 B 37.13). Bestehen Zweifel oder kann der Dienstherr nur eine Vermutung über die zukünftige Dienstunfähigkeit äußern, geht dies zu seinen Lasten.

Ein gültiger Nachweis muss zudem auf einer »fundierten medizinischen Tatsachengrundlage« (Rn. 20) beruhen, die objektiv, vernünftig und nachvollziehbar ist, so dass sie jederzeit von den Verwaltungsgerichten überprüft werden kann. Weiterhin darf im Nachweis der voraussichtlich verfrühten Dienstunfähigkeit nicht pauschal auf Risikogruppen verwiesen werden: »Sofern statistische Erkenntnisse über die gewöhnlich zu erwartende Entwicklung einer Erkrankung herangezogen werden sollen, sind diese nur verwertbar, wenn sie auf einer belastbaren Basis beruhen. Dafür muss über einen längeren Zeitraum eine signifikante Anzahl von Personen beobachtet worden sein. Zudem ist es bei der medizinischen Bewertung zu berücksichtigen, wenn der individuelle Krankheitsverlauf des Betroffenen Besonderheiten gegenüber den statistischen Erkenntnissen aufweist« (Rn. 32).

Gesundheitlich ungeeignet für einen bestimmten Posten ist man außerdem nur, wenn man physisch nicht mehr in der Lage ist, die körperlichen Anforderungen des »konkreten Dienstpostens«, für den man eingesetzt werden soll, zu erfüllen (Rn. 30). In vielen Fällen bedeutet dies nur, dass man körperlich dazu in der Lage sein muss, acht Stunden auf einem Stuhl zu sitzen und ggf. sein Dienstbüro über zwei bis drei Etagen Treppe zu Fuß zu erreichen.

Der Dienstherr muss also auf Basis von anerkannten medizinischen Erkenntnissen allgemein nachvollziehbar nachweisen, dass der*die Verbeamtungsanwärter*in »als Individuum mit ihrem ganz individuellen Risiko« eine

»um etliche Jahre« verkürzte Lebensdienstzeit zu erwarten hat. Die Formulierung »mit überwiegender Wahrscheinlichkeit« weist dabei auf eine Dienstunfähigkeitswahrscheinlichkeit von mindestens 50 Prozent hin (zu geforderten Wahrscheinlichkeiten vgl. grundlegend auch Hillebrecht).

Abgesehen davon, dass es – auch angesichts des zu erwartenden medizinischen Fortschritts – ausgesprochen schwierig ist, einem Menschen ein ›individuelles‹ Dienstunfähigkeitsrisiko für einen Zeitraum von in der Regel über 20 Jahren nachzuweisen, gibt es für ›Adipositas‹ gleich welchen Grades bislang keine einzige anerkannte medizinische Studie, die eine Dienstunfähigkeitswahrscheinlichkeit bis zum 67. Lebensjahr von auch nur annähernd 50 Prozent belegen könnte. Wer sich also gegen einen auf die gesundheitliche Eignung gestützten Ausschluss vom Beamtenstatus mit guten Argumenten gerichtlich zur Wehr setzt, hat inzwischen ausgesprochen gute Karten. Ganz besonders dann, wenn der einzige Ablehnungsgrund ein hohes Gewicht ist.

Literatur

- Hillebrecht, Martin. »Die gesundheitliche Eignung für ein öffentliches Amt bei Übergewicht und Adipositas«. *Zeitschrift für Beamtenrecht* 59, 3, 2011, S. 4-91.
- Liebenstein, Stephanie von. »Gewichtsdiskriminierung«. *Rechtshandbuch für Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte*, hg. von Sabine Berghahn und Ulrike Schultz, Verlag Dashöfer, 2017, S. 1-22.

Visualität

Marta Usiekiewicz

Ein Eindruck (*image*) ist zwar nie das ganze Bild (*picture*), doch die Auswirkungen visueller Darstellungen auf die individuelle und kollektive Auffassung der Realität sind dennoch erheblich. Menschen werden kulturell dazu erzogen, Bilder zu interpretieren und zu kategorisieren, und schreiben dabei dem, was sie sehen, einen willkürlichen, aber konventionellen Wert zu. W.J.T. Mitchell stellt fest, dass in visuellen Kulturen das *Wie* des Gezeigten oft für die Wahrheit des Dargestellten gehalten wird, selbst dann, wenn die Sehenden erkennen, dass sie es mit einem Trugbild zu tun haben (2). Dieser Mechanismus führt dazu, dass mediale Falschdarstellungen in westlichen Bildregistern mit technischem Fortschritt und kulturellem Wandel zum Common Sense werden. Dies wird ganz besonders dann problematisch, wenn diese falschen Bilder die Angehörigen einer ohnehin schon marginalisierten, diskriminierten oder verleumdeten Gruppe zeigen – wie etwa dicke Menschen. Westliche Medien bieten nach wie vor keine Vielfalt in den Darstellungsweisen dicker Menschen, sondern spiegeln zumeist die gesellschaftliche Stigmatisierung, Medikalisierung und Dehumanisierung des Dickseins wider. Diese negativen visuellen Repräsentationen verstärken die Fettphobie und die Unterdrückung, die dicke Menschen erleben, wenn das entmenschlichende Bild der → *headless fatties* die Titelseiten von Zeitschriften und das Fernsehen dominiert.

Es gibt Bemühungen sowohl in den unabhängigen (sozialen) → Medien als auch in denen des Mainstreams, eine größere Vielfalt visueller Darstellungen von dicken → Körpern anzubieten, wobei diese zumeist auf weiße und weibliche Körper beschränkt bleiben (→ Body Positivity; → Health at Every Size). Allerdings trägt die vorherrschende negative Wahrnehmung des Dickseins als Symptom von moralischem Versagen, Dummheit, Faulheit oder fehlender Selbstbeherrschung zur mangelnden Vielfalt visueller Repräsentationen dicker Körper bei. Im Kino und im Fernsehen tauchen dicke Charaktere auf den

Nebenschauplätzen der Haupthandlungen auf, wo sie als Pausenc clown oder emotionale Unterstützer*innen fungieren oder die tragischen Held*innen ihrer eigenen → Empowerment-Geschichte sind. Vergleichen wir beispielsweise die neueren Serien- und Filmproduktionen aus Großbritannien und den USA. In den ersteren tauchen Figuren auf, die dick sind (etwa in *Happy Valley*, Erstausstrahlung 2014, oder *Vera*, Erstausstrahlung 2011), während die letzteren nach wie vor dicke Charaktere zeigen, deren Persönlichkeit sich in ihrem Körperumfang erschöpft, wie zum Beispiel in den Serien *This is Us* (2016-2022) und *Insatiable* (2018-2019). Freilich unternehmen einige Medien auch größere Anstrengungen mit Blick auf ein stärker an Kriterien der Vielfalt orientiertes Casting-Verfahren. Aber es gibt trotz der wachsenden Zahl dicker Schauspieler*innen immer noch Produktionen, die lieber eine dünne Person in einen *fat suit* (ein Kostüm, das einen dicken Körper darstellen soll) stecken, so beispielsweise Courtney Cox als »fette Monica« in der Serie *Friends* (1994-2004), Eddie Murphy in *Der verrückte Professor* (1996) oder Sara Paulson in *American Crime Story* (2021).

Die dominanten Bilder dicker Körper erwachsen aus der Perspektive eines Mainstreams, der von *sizeism* geprägt ist und das Dicksein pathologisiert. Sie reduzieren dessen Verkörperungen auf Symptome entweder für individuelles Versagen (→ *The Biggest Loser*) oder für einen allgemeinen gesellschaftlichen Niedergang (→ »Glovesity«), wobei dicke Menschen entweder verteufelt oder bemitleidet werden. Diese Darstellungsweise hat in der westlichen Kultur eine Geschichte, die zwar geschlechtsspezifisch (Murray; → Gender) und rassifiziert (Strings; → *race*) ist, aber zugleich so stark normalisiert wurde, dass sie heute wie selbstverständlich wirkt. Es scheint daher nach wie vor akzeptabel, wenn dicke Körper verhöhnt oder als freakig präsentiert werden (Garland Thompson); zugleich sind die Darstellungen des Dickseins als etwas Attraktives im Mainstream überwiegend fetischisiert oder exotisiert. Gängige historische Beispiele für eine wohlwollende Perspektive auf dicke Körper, etwa die Akte von Peter Paul Rubens, tragen kaum dazu bei, den fettphoben Status quo zu verändern.

Die seltenen Fälle, in denen Bilder dicker Körper diesem engen Spektrum entgehen, provozieren dann gleich eine heftige Gegenreaktion und ziehen den Vorwurf auf sich, »Fettleibigkeit zu bewerben« – so etwa im Februar 2021, als die Titelseite der *Cosmopolitan* dicke und nichtnormative Sportler*innen zeigte, oder auch immer dann, wenn Models wie Tess Holiday und Ashley Graham oder Künstler*innen wie Lizzo in Mainstream-Medien auftauchen. Bemerkenswert ist dabei, dass Darstellungen nicht-weißer dicker Körper ei-

ne stärkere Gegenreaktion provozieren, da sich *sizeism* mit anderen Arten von Unterdrückung überschneidet, darunter Rassismus, Klassismus, Sexismus, Ableismus und Heterosexismus (→ Intersektionalität). Einige Beispiele für diese Überschneidungen sind die rassistische Trope der dicken Schwarzen Haushälterin, wie sie etwa in Gestalt der Figur der Minny auftaucht, die von Octavia Spencer im Film *The Help* (2011) verkörpert wird, oder die klassistische Sitcom-Trope der lustigen, entsexualisierten, dicken, weißen Typen aus der Arbeiterklasse, wie etwa die Rolle des Doug in der Serie *King of Queens* (1998-2007), gespielt von Kevin James.

Die Fettphobie erschafft eine Welt, in der dicke Menschen »hyper(un)sichtbar« sind: gleichzeitig sichtbar ob ihrer Körperform und unsichtbar als Menschen mit Bedürfnissen und Persönlichkeiten (Gailey). Dieser paradoxe Status des zugleich Gesehen- und Nichtgesehenwerdens sorgt für die verstärkte Überwachung dicker Körper und für Versuche, sie zu kontrollieren – etwa durch ungebetene Ernährungsratschläge von Fremden, ganz zu schweigen von verbalen und körperlichen Übergriffen. Und die begrenzte Vielfalt von Darstellungsweisen des Dickseins in fettphoben und von *sizeism* geprägten Kulturen verstärkt dieses Phänomen nur noch weiter.

Die regelmäßige Präsenz dicker Menschen als das »Vorher-Foto« in von Diätkultur und -industrie befeuerten Transformationsgeschichten schränkt die Bandbreite visueller Repräsentationen vom Dicksein ebenfalls ein. Diese Narrative operieren anhand einer Logik des Belohnungsaufschubs für diejenigen dicken Menschen, die den herrschenden körperlichen Normen entsprechen möchten: Bessere Jobs, ein besseres Leben oder sexuelle und erotische Eroberungen bleiben ihnen vermeintlich so lange vorenthalten, bis das Zielgewicht erreicht ist. Die Fülle an Social-Media-Kanälen und -Auftritten, die solche einseitigen transformativen Entwicklungen nachzeichnen, verstärken das falsche Narrativ, dass Gewichtsabnahme und → Diäten ein einmalig erfolgreich absolviertes Unterfangen wären (→ YouTube).

Trotz des überwältigenden *sizeism* und der ebenso überwältigenden Fettphobie des medialen Mainstream sind visuelle Darstellungen schon ihrem Wesen nach vielschichtig und deutungsoffen. Subversiv, nämlich gegen den Strich gelesen und betrachtet, können daher selbst noch die allerproblematischsten Bilder und Aufnahmen dicker Menschen noch umgeformt, umgestaltet und auf andere Weise genutzt werden, um dicke Verkörperungen in der Kultur und im realen Leben zu verkomplizieren.

Übersetzung: Frank Lachmann

Literatur

- Gailey, Jeannine A. *The Hyper(in)visible Fat Woman: Weight and Gender Discourse in Contemporary Society*. Palgrave Macmillan, 2014.
- Garland Thompson, Rosemarie. *Freakery: Cultural Spectacles of the Extraordinary Body*. New York University Press, 1996.
- Mitchell, William John Thomas. *What do Pictures Want? The Lives and Loves of Images*. Chicago University Press, 2005.
- Murray, Samantha. *The ›Fat‹ Female Body*. Palgrave Macmillan, 2008, <https://doi.org/10.1057/9780230584419>.
- Strings, Sabrina. *Fearing the Black Body: The Racial Origins of Fat Phobia*. New York University Press, 2019.

Weiterführend

- Farrell, Amy Erdman. *Fat Shame: Stigma and the Fat Body in American Culture*. New York University Press, 2011.
- Gay, Roxane. *Hunger: A Memoir of (My) Body*. Harper Perennial, 2018.
- Hobbes, Michael und Aubrey Gordon. *Maintenance Phase*, <http://maintenancephase.com/>. Zugriff: 13. Februar 2022.

Waage

Debora Frommelt

Das Messen, Vergleichen und Bewerten des menschlichen Körpers ist schon seit mehreren tausend Jahren in die Waage eingelassen. Dieser Umstand erzeugte eine bedeutungsvolle Macht dieses technischen Messinstruments im Alltag von Subjekten (Frommelt, *Personenwaage*). So wurden in der altägyptischen Mythologie Herzen nach dem Tod mit einer Waage gewogen (*Psychostasie*); war das Herz zu schwer, wurde es als sündig betrachtet, was den Ausschluss aus dem Totenreich nach sich zog (vgl. ebd. 137-144). In der griechischen Antike wurde ein perfekt proportionierter → Körper mit sportlicher Leistung, → Gesundheit und Schönheit gleichgesetzt – und weit mehr – einem schönen Geist, Tugend und Moral (*Kalokagathía*). Religiöse wie kulturelle Werte und Normen entschieden demnach, welche Körper als schön, weniger schön oder auch hässlich empfunden wurden. Im 15. und 16. Jahrhundert ist es der italienische Arzt Sanctorius Sanctorius, der im Rahmen von Selbstexperimenten das Körpergewicht mit Hilfe einer großformatigen Sitzwaage beobachtete und aufzeichnete. Dieser Versuchsaufbau steht für ein beginnendes wissenschaftliches, vor allem medizinisches Interesse am Körpergewicht und dessen Veränderung durch äußere Einflüsse wie der Nahrung (→ Essen). Dieser noch experimentelle Versuchsaufbau setzte sich in anthropometrischen und militärmedizinischen (Ver-)Messungen von Körpern fort (ebd.). Ähnlich aufwendig gestalteten sich die Wägungen von Soldaten im 19. Jahrhundert, bei denen es darum ging, Kriterien für Leistungsfähigkeit und Tauglichkeit zu finden.

Ende des 19. Jahrhunderts etablierte sich die Personenwaage jenseits von Labor und Militär. Anfangs noch zu Unterhaltungszwecken wurden Warenautomaten auf Jahrmärkten ausgestellt, die auf spielerische Weise das Körpergewicht mitteilten. Ab dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts wandelte sich die Rolle dieses Instruments sukzessive. So waren bis in die 1970er Jahre öffentliche Waagen auf Bahnhöfen verbreitet, die nach Einwurf einer Münze

das Gewicht anzeigten und mit Normalgewichtstabellen zum Vergleich anregten. Beginnend in den 1960er Jahren etablierten sich nach und nach die heute noch üblichen, kleinen viereckigen Badezimmerwaagen.

Die rasante Karriere der Personenwaage begann in dieser Zeit. Das Artefakt wandelte sich zu einem alltäglichen, intimen Messinstrument mit kollektiven ›Nebenwirkungen‹. Diese Veränderung vollzog sich parallel zum populär gewordenen Schlankheitsideal und einem wachsenden Gesundheitsbewusstsein in der Bevölkerung. Auf diesen Pfaden fand die Waage ihren Weg ins deutsche Badezimmer, in die Massenmedien und Ratgeber, die über ihre Diät-Botschaften abweichendes Körpergewicht nonstop bewerten, diskriminieren und stigmatisieren (→ Diäten). Dieser öffentliche Diskurs hat sich im 20. Jahrhundert als *body shaping* durchgesetzt, einer »Arbeit« am und Sorge um den Körper (vgl. Gimlin), die eine Internalisierung eines spezifischen Körperwissens bewirkt (u.a. sehe ich gut aus? Bin ich zu dick? Wie nehme ich ab?) (Frommelfeld, »Digitale Neuordnungen«).

Eine Messung ohne Kleidung im Badezimmer wurde zu einem persönlichen Ritual der Selbstvermessung und eines Vergleichs mit imaginären Dritten (Frommelfeld, *Personenwaage*). Dieses nackte Wiegen imitiert wissenschaftlich exakte Messungen (→ Nacktheit). Außerdem wird es unnötig, den Körper beim Wiegen öffentlich zur Schau zu stellen, denn das Körpergewicht ist zu einer (→ schambesetzten) privaten Angelegenheit geworden. Das Instrument selbst fordert zu selbstreflexiven Praktiken von Subjekten auf und symbolisiert eine stete Bedrohung durch → ›Übergewicht‹. Intime Körperpraktiken wie das Wiegen im Badezimmer sind einerseits mit Zielen wie Schönheit und Gesundheit eng verwoben, andererseits mit dem ›Normalgewicht‹ nach dem → Body-Mass-Index. Dieser Wert schließt im 19. Jahrhundert an die antiken Vorstellungen über körperliche und moralische Ideale an und steht seit dem 20. Jahrhundert in Medizin und Versicherungswesen als zentraler Indikator für ein gesundes, langes Leben. Dieses Narrativ wurde in den späten 1990er Jahren von der WHO und der deutschen Gesundheitspolitik aufgegriffen. Die Waage scheint die soziale Passung und Selbstversicherung eines Subjekts zu konfigurieren, denn es ermittelt, ob sich ein Körpergewicht – und damit auch das Subjekt selbst – im ›normalen‹ oder ›abweichenden‹ Bereich einer Gesellschaft befindet.

In einer »Bildergesellschaft« (Frommelfeld, »Digitale Neuordnungen«) des noch jungen 21. Jahrhunderts, den schier endlosen verheißungsvollen Möglichkeiten der Modifikation wie Perfektionierung des (Frauen-)Körpers, werden Printmedien von → YouTube, Instagram, Pinterest und TikTok abgelöst.

Diese sozialen → Medien befeuern Fantasien der (chirurgischen) Machbarkeit, denn die Hashtags *#weightloss* und *#transformation*, die im Kontext von Waage, »Normal- und Untergewicht« populär sind (Lupton), werden als Handlungsmodell für materiellen, sozialen wie beruflichen Erfolg gefeiert. Smarte Waagen und Sensoren, die mit Hilfe von Apps den Gewichtsverlauf aufzeichnen, gehören zu einer neuen Generation von Waagen und verkörpern ein spezifisches *body shaping*. Bei dieser radikalen Selbstvermessung im Rahmen der *Quantified Self*-Bewegung und Online-Fitness-Communities wie *Freeletics* geht es auch um das Körpergewicht. Es fungiert als ein Parameter unter vielen, der für beständige Selbstoptimierung und Selbstdisziplin steht (Frommeld, *Personenwaage* 25-27, 292-297).

Affektive Wahrnehmungen wie Neugierde, Anziehung – aber auch Ignoranz, Hassliebe oder gar krasse Ablehnung bestimmen heute das Verhältnis zur Personenwaage. Der populärkulturelle Erfolg der Body Positivity-Bewegung und die zunehmende Wahrnehmung von Fat Studies in der Fachöffentlichkeit und darüber hinaus stehen für eine neue Vielfalt im Gewichtsdiskurs (Lupton). Auf diese Weise könnten langfristig neue soziale Ordnungen entstehen, die → Identität und Sicherheit jenseits der Waage ermöglichen.

Literatur

- Frommeld, Debora. *Die Personenwaage: Ein Beitrag zur Geschichte und Soziologie der Selbstvermessung*. transcript Verlag, 2019, <https://doi.org/10.14361/9783839447109>.
- . »Digitale Neuordnung und (il)legitime Wissensregime in einer Bilder-gesellschaft. Von Fat Studies, Body Positivity und Transformationen im Diskurs«. *Gesellschaft unter Spannung: Verhandlungen des 40. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 2020*, hg. Birgit von Blättel-Mink, 2021, https://publikationen.sozioologie.de/index.php/kongressband_2020/issue/view/54. Zugriff: 13. Februar 2022.
- Gimlin, Debra L. *Body Work: Beauty and Self-image in American Culture*. University of California Press, 2002.
- Lupton, Deborah. »Digital Media and Body Weight, Shape, and Size: An Introduction and Review«. *Fat Studies: An Interdisciplinary Journal of Body Weight and Society* 6, 2, 2017, S. 119-134, <https://doi.org/10.1080/21604851.2017.1243392>.

Weiterführend

Conrad, Peter. *The Medicalization of Society: On the Transformation of Human Conditions into Treatable Disorders*. Johns Hopkins University Press, 2007.

Frommeld, Debora. »Fit statt fett: Der Body-Mass-Index als biopolitisches Instrument«. *Curare: Zeitschrift für Medizinethnologie* 36, 1/2, 2013, S. 5-16.

Link, Jürgen. *Versuch über den Normalismus: Wie Normalität produziert wird*. Westdeutscher Verlag, 2009, <https://doi.org/10.1007/978-3-322-87532-7>.

XXL

Veronika Merklein

Ich habe große Brüste und ich habe ein Problem. Ich bekomme keinen passenden BH. Also, ich meine KEINEN! Oder sagen wir ein Modell der Marke *Ulla Dessous*, der halbwegs gut passt. Der kostet plus minus 120 Euro. Und Ende der Fahnenstange. Ich kenne nicht nur die besten Lingerie-Shops dieser Welt, ich kann die Marken für große BHs alle im Schlaf aufzählen: *Elomi*, *Panache*, *Anita*, *Rosa Faia*, *Curvy Kate* ... – und ach ja, *Curvy Kate* ist übrigens nicht die Exfreundin von Steve Hudson. Das steht so jedenfalls launig auf der Webseite von *Curvy Kate*. »Brrrrrr«, denke ich mir und muss dabei leider feststellen, dass meine Brüste Männern gehören – Georg, Lucas, Toni, John, Marcus, Oliver und eben Steve ... (→ *Curvy*, → Gender). Lediglich bei der Wäsche von *Primadonna*, zu welcher auch die Lingerie-Serie *Marie Jo* gehört, finde ich Isabelle, Marleen und Veronique in der Chef*in-Etage. Das wars aber auch schon bei den großen, internationalen Miedermode-Ketten, obwohl es gerade Frauen waren, die zu Erfindungen und Neuerungen in diesem Bereich beigetragen haben. Zum Beispiel die Französin Herminie Cadolle, die 1889 ihr Korsett sozusagen in zwei schnitt und damit die Ära des modernen Büstenhalters einleitete. 1913 war es die US-Amerikanerin Mary Phelps Jacobs, die aus der Not eine Tugend machte und sich für ihr Debütantinnenkleid just von ihrer namenlosen Schneiderin einen BH aus Stofftaschentüchern nähen ließ. Diesen Prototypen hat sie sich dann im Übrigen 1914 patentieren lassen. Linda Lindahl, Hinda Miller und Polly Smith waren es, die 1977 eine Lösung für einen Sport-BH erfanden, während sich die Wienerin Barbara Boll im Jahr 2021 einer ganz eigenen Art des Vermessens und Anpassung eines maßgeschneiderten Büstenhalters annimmt und patentieren lässt. *Stay tuned. More to come.*

Und dann soll es die Grande Dame Ewa Michalak gewesen sein, die das *brafitting* erfunden hat – im Miedermekka in Łódź, Polen. Eingeschnürte Frau*enrechte, aber bei Büstenhaltern ist Polen vorne mit dabei. Hier pilgern

tatsächlich jährlich Frau*en aus der ganzen Welt hin (→ *Fats'hion*). Man muss sich das mal auf der Zunge zergehen lassen: aus der ganzen Welt! Um nicht einen besonderen Style, sondern einen passenden BH zu finden. Das Besondere an Michalak ist, dass die richtige Cup-Größe nicht nur über die Abmessung der Unterbrustweite und der Brustweite ermittelt wird – man muss sich quasi im 90 Grad-Winkel vorne über beugen, um das jeweilige Volumen vermessen zu können. Ein Parameter, der leider viel zu lang missachtet wurde und langsam Einzug findet. Ein richtiges *brafitting* führt in der Regel übrigens dazu, dass Frau*en in der Unterbrustweite nach unten und in der ›Bechergröße‹ zwei-drei Buchstaben nach oben wandern. Dieser Fakt, um einen kleinen Ausflug in die Statistik zu unternehmen, ist es auch, warum die meisten Frau*en die falsche BH-Größe tragen – nämlich zwischen 50-80 Prozent, je nach Studie, aller weltweit BH-tragenden Frau*en. Das sind umgelegt auf Deutschland in etwa 17-28 Millionen Menschen. 17-28 Millionen Frau*en, die aufgrund eines falschen BHs im Laufe ihres Lebens unter anderem chronische Rücken- und Nackenbeschwerden und Nervenleiden im Schulterbereich in Kauf nehmen. Neben anzuführender wirtschaftlicher Gründe oder eben dem bereits konstatierten Nichtvorhandensein eines gut sitzenden BHs ist es auch *sizeism*, der Frau*en davon abhält, die passende Größe zu tragen. Ein Heraufwandern der BH-Größe wird hier nämlich analog zur Konfektionsgröße betrachtet, wie mir Simone Morlock vom Hohenheim Institut für Textilinnovation am Telefon im März 2021 erklärt (→ Scham). Das Reinquetschen in zu enge Kleidung hat bei Frau*en Programm und leider verheerende Auswirkungen auf deren Gesundheit. *Not funny*. Aber nicht genug: Eine große BH-Größe hat auch Schmuddelzeitschriften-Charakter, löst gleichsam Russ Meyer- wie Fruchtbarkeitsgöttinnen-Assoziationen aus, wofür es wiederum ›glücklicherweise‹ Minimizer-Ausführungen gibt. Oder in den Worten von Anna Marie Houlis: »Seit Jahren werde ich gefragt, warum ich ›meine Brüste zur Schau stelle‹. Die Antwort darauf ist einfach: Ich stelle meine Brüste nicht zur Schau. Tatsächlich sind sie physisch an meinem Körper befestigt, ob ich es mag oder nicht – und ehrlich gesagt sehe ich keinen Grund, es nicht zu mögen. [...] Brüste sind nicht das Problem. Es sind nur Brüste.«

Und trotzdem bleibt der BH an, obwohl bisher nicht, wie oft behauptet, nachgewiesen werden konnte, dass das Tragen eines BHs förderlich für die Gesundheit ist und obwohl meine Brüste Pandemie-Gewinnerinnen sind und eine ungewohnte Freiheit genießen, nämlich sich in ihrem natürlichen Terrain bewegen zu können. Und obwohl BHs auch megacoole und hotte Ac-

cessoires oder Stützen beim Sport sind, keine Frage, und seinerzeit die Torpedoausführungen als Schutzausrüstung für Arbeiter*innen galten oder zumindest so beworben wurden, sie sind schlichtweg auch Teil des Patriarchats. Mein BH schützt mich vor blöden Blicken, vorm Grapschen und Hypersexualisierung kulminierend in Anmachsprüchen – und das nicht nur von Heteromenschen (→ Queer). Ich bin mit BHs wie mit dem Beine rasieren sozialisiert worden, deshalb bleibt der BH an. Man darf das blöd finden. Was ich mir wünsche? Frau*en, die in einem größeren Zusammenhang mehr wissen über ihre *boobs & bras*. Und für mich einen passenden, coolen BH.

Literatur

- Armstrong, Kate J. »Shaping the Ladies: A Brief History of the Bra«. *The Exploress*, 8. Oktober 2020. <https://www.theexploresspodcast.com/episodes/the-evolution-of-the-bra>. Zugriff: 8. Oktober 2020.
- Cormier, Amanda. »The Best Bras Might Be Made in Poland«. *The New York Times*, 25. Dezember 2019. <https://www.nytimes.com/2019/12/25/style/polish-bras.html>. Zugriff: 15. Februar 2022.
- Hohenstein Institute, Presse Box. *Problematik & Herausforderung Cup-Größen*, 20. Februar 2017. <https://www.pressebox.de/pressemitteilung/hohenstein-institute/Problematik-Herausforderung-Cup-Groessen/boxid/838726>. Zugriff: 13. Februar 2022.
- Houlis, Anna Marie. »I'm Sick of the Way My Breast Size Affects My Career«. *FairyGodBoss*. <https://fairygodboss.com/articles/breast-size-affects-my-career>. Zugriff: 13. Februar 2022.
- Merklein, Veronika. *Interviews mit Charnelle Dessous & Bademode Wien, Dr.ⁱⁿ Barbara Boll, Barbara Boll – Lingerie & Swimwear und Dipl. Ing.ⁱⁿ Simone Morlock, Hohenheim Institut für Textilinnovation gGmbH*. Unveröffentlicht, Februar/März 2021.

YouTube

Judith Schreier

Im Dezember 2016 ging das von Stacy Bias pastellfarben animierte YouTube-Video *Flying While Fat* (*Fliegen und Dicksein*) mit über 364.000 Views viral (Stand: Juli 2021). In diesem Video erzählen Stimmen von ihren erniedrigenden Erfahrungen in Flugzeugen mit zu schmalen Sitzen und kurzen Gurten. Sie berichten von absichtlicher Nichtbeachtung seitens des Personals und Sitznachbar*innen und der daraus resultierenden Beschämung. *Flying While Fat* bildet inzwischen selbst ein Subgenre auf YouTube. In diesen Videos diskutieren die Protagonist*innen die »Hyperpräsenz [ihres] dicken Körpers im Raum des Flugzeugs« und das daraus resultierende »Hyperbewusstsein« (Colls et al.), ihre Vorbereitungen auf das Fliegen und ihre Erfahrungen nach dem Fliegen mit bestimmten Airlines, um anderen dicken Menschen den Prozess des Fliegens zu erleichtern. Soziale → Medien bieten Gelegenheit für das Teilen von Erfahrungen und Tipps für den Alltag in einem dicken → Körper; so werden auch andere Lebensbereiche abgedeckt wie Ratschläge für guten Sex, gegen *chub rub* (das schmerzhafte Aneinanderreiben der Oberschenkel), und, wohl am häufigsten, *plus-size*-Einkaufsguides.

Doch es bleibt längst nicht nur bei Ratschlägen: Soziale Medien sind zwar nicht die Wiege der Bewegung(en), welche sich mit Gewichtsdiskriminierung auseinandersetzen, jedoch einer der wichtigsten, wenn nicht sogar ›der‹ Austragungsort der Debatten der Bewegung(en). Die Beiträge, gepostet zum größten Teil von Frauen und → queeren Personen, kombinieren in der Regel das eigene Zeigen dicker Körper (nackt, bekleidet, und/oder kunstvoll inszeniert), um sie einer breiten Masse zugänglich zu machen und ihrer »Hyper(un)sichtbarkeit« (dem Paradox von verstärkter körperlicher Präsenz und gleichzeitiger medialer Verdrängung dicker Körper) entgegenzutreten (Gailey 13), mit Texten, die diesen kontextualisieren und geläufige Annahmen über das Dicksein sprengen (→ Nacktheit). Sie dienen nicht nur der Sichtbarmachung von Diskriminierungserfahrungen, sondern diskutieren auch

die Benennung(en) und das Selbstverständnis der Bewegung(en) und damit einhergehend Zugehörigkeit(en). Die Hashtags, die eine Schlagwortfunktion erlauben und durch die die Postenden ihre Zugehörigkeiten signalisieren, sind vielfältig: die zwei üblichsten, *#fatacceptance* und *#bodypositivity*, sind anzutreffen, aber auch *#fatliberation*, *#bodyliberation*, *#fatactivism*, *#fatand-free*, *#bodyjustice* und *#fatandfabulous*. Das Interessante hierbei ist, dass die Nutzer*innen häufig mehrere dieser Begriffe unter Posts nutzen, um zum einen mehr Reichweite zu generieren. Dieses Vorgehen ist aber auch der unklaren Abgrenzung dieser Begriffe geschuldet sowie der Scheu, das Wort ›fett‹ in den Fokus zu rücken. Wie viele Aktivist*innen darlegen, wird durch die Kommerzialisierung des Hashtags *bodypositivity* und seinen Fokus auf Körper (und eine Vielzahl an Merkmalen) statt auf dessen Form bzw. Gewicht strukturellere Kritik verdrängt (Limatius 461-462).

YouTube, Instagram und TikTok sind dennoch Orte, an denen Gewichtsdiskriminierung besonders präsent ist, beispielsweise durch die Bewerbung extremer → Diäten und → Fitness-Routinen, die Fokussierung auf dünne und normative Körper oder ständige Beleidigungen sowie explizite Belästigungen der Postenden in den Kommentarspalten. Ein drastisches oder vielmehr ein sprechendes Beispiel ist das vermeintlich satirische YouTube-Video der Komikerin Nicole Arbour, welches 2015 mit seiner *hate speech* gegen dicke Menschen für Aufruhr gesorgt hat (→ Sprache). In ihrer Hasstirade, musterhaft u.a. durch die bildhafte Beschwerde neben dicken Menschen im Flugzeug sitzen zu müssen, reproduziert sie stereotype Meinungen wie die, dass Dicksein ungesund sei oder dicke Menschen selbst schuld an ihrer Diskriminierung seien. Trotz Kritik und des kurzweiligen Sperren ihres Accounts seitens YouTube wiederholt Arbour ihre Grundüberzeugungen und rechtfertigt Fat Shaming als »Gesundheitsintervention« (Hetter). Ähnliche fettfeindliche Annahmen, vornehmlich, dass schmähende Aussagen, an dicke Menschen gerichtet, förderlich seien, um sie zum Abnehmen zu motivieren, halten sich überaus hartnäckig im Internet und heizen dort Demütigungen weiter an.

Soziale Medien als Ort der Kritik von Körpernormen haben vielzählige offensichtliche Schwächen (Kommerzialisierung, neoliberale Erwartungen an das Selbst, Feindlichkeit – um nur ein paar wenige zu nennen). Ein Problem, was sie jedoch in vielen Fällen umgehen können, ist die Position der Sprechenden: Dicke Menschen bekommen das Wort (und Bild). Sie gebrauchen soziale Medien trotz der Feindseligkeit gegenüber ihnen als bestärkenden Ort, den sie diskursiv einnehmen. Darüber hinaus bieten Instagram & Co. die Gelegenheit, die Nuancen der Diskriminierung zu verdeutlichen, welche

im öffentlichen Raum nur selten diskutiert werden, denn dort wird auch die Verschränkung von Diskriminierung durch Rassismus, Klassismus, → Behinderung etc. thematisiert und gleichzeitig reproduziert.

Literatur

Colls, Rachel, et al. »The Dys-Appearing Fat Body: Bodily Intensities and Fat-phobic Sociomaterialities when Flying Whilst Fat«. *Annals of the Association of American Geographers*, 2021, <https://doi.org/10.1080/24694452.2020.1866485>.

Dear Fat People. Regie von Nicole Arbour, YouTube, 2015. https://www.youtube.com/watch?v=CXFgNhyP4-A&ab_channel=NicoleArbour. Zugriff: 1. Juli 2021.

Flying While Fat – Documentary Animation. Regie von Stacy Bias, YouTube, 2016. https://www.youtube.com/watch?v=EoimlCo5oY&ab_channel=StacyBias. Zugriff: 1. Juli 2021.

Gailey, Jeannine. *The Hyper(in)Visible Fat Woman: Weight and Gender Discourse in Contemporary Society*. Palgrave Macmillan, 2014, <https://doi.org/10.1057/9781137407177>.

Hetter, Katia. »Celebrities Battle it out Over Fat-shaming«. *CNN*, 8. September 2015. <https://edition.cnn.com/2015/09/06/entertainment/fat-shaming-nicole-arbour/>. Zugriff: 1. Juli 2021.

Limatius, Hanna. »We Portray OURSELVES: The Empowerment Potential of Fashion Blogging for Plus-Size Women«. *Neuphilologische Mitteilungen* 119, 2, 2019, S. 443-464.

Weiterführend

Sastre, Alexandra. »Towards a Radical Body Positive: Reading the Online ›Body Positive‹ Movement«. *Feminist Media Studies* 14, 6, 2014, S. 929-943, <https://doi.org/10.1080/14680777.2014.883420>.

Zucker

Gunther Hirschfelder

Zucker steht unter Generalverdacht: Ernährungsaufklärung fokussiert heute kritisch auf Süßigkeiten und gezuckerte Softdrinks, und die → Medien haben ihn zu ihrem Lieblingsfeind erkoren – oft wird er gar als Droge bezeichnet. Überhöhter Zuckerkonsum wird als Ursache für eine sich ausbreitende → »Adipositas-Epidemie« gesehen. Dabei isst die deutsche Bevölkerung so viel Zucker wie nie: über 33 Kilogramm pro Kopf und Jahr und damit doppelt so viel, wie die WHO empfiehlt. Fürsprecher*innen des Zuckers finden sich nur auf der Seite der Agrar- und Industrielobby.

Zucker ist zunächst nur ein Sammelbegriff, vor allem für als Frucht- oder Haushaltszucker bezeichnete Mono- und Disaccharide, die zu den Kohlehydraten gehören. Zucker ist ein Molekül und damit weder gut noch böse – jedoch notwendig, denn er dient als Energielieferant für verschiedenste Zellprozesse und entsteht bei der Verdauung als Spaltprodukt. Er ist jedoch letztlich mehr: Er ist vor allem ein Kulturgut. In der Entwicklungsgeschichte der Menschheit steht Zucker für gesuchten und guten Geschmack sowie für Energie (→ Kalorie), somit für das (Über-)Leben schlechthin. Dabei spielt die physiologische Komponente eine besondere Rolle: Höher entwickelte Säugetiere präferieren süß. In der Entwicklungsgeschichte versprach Süßes Hochkalorisches und Ungiftiges. Überleben und Zucker in seinen verschiedenen Variationen sind evolutionär eng verzahnt (Mintz).

Spätestens seit den frühen Hochkulturen ist eine besondere Wertschätzung von süßen Früchten und Honig erkennbar, die auch in der medizinischen Verwendung Niederschlag fand. In der Antike und in der Folge auch im europäischen Mittelalter dachte man, Honig sei vom Himmel gefallener Tau, den Bienen sammeln. Honig galt nicht nur als Superfood, sondern als beinahe universelles Heilmittel. Zuckerrohr, der zweite wichtige Süßstoff, stammt aus dem pazifischen Raum und wurde spätestens um 8.000 v. Chr. in Melanesien angebaut. Seit dem Mittelalter steht das Abendland auch durch den

später erfolgten plantagenmäßigen Anbau an der europäischen Peripherie in engerem Kontakt mit dem Luxusgut Zucker. Mit der Entdeckung Amerikas 1492 begann der *columbian exchange* und führte zu einem fundamentalen Wandel: Seitdem afrikanische Sklaven gezwungen wurden, in den amerikanischen Kolonien Zucker für den europäischen Markt anzubauen, stieg der Konsum sprunghaft an. Damit avancierte der einfach zu kultivierende und gut transportierbare Zucker zum ersten *global food*. Da das neue Kulturgut noch keinen festen Platz in den Ernährungs- und Mahlzeitenstrukturen hatte, lag es nahe, es mit anderen Innovationen zu kombinieren – den alkoholfreien und ebenfalls aus Übersee kommenden Heißgetränken Tee, Kaffee und Schokolade, die auf diese Weise zu Katalysatoren für den Zuckerkonsum wurden (Meningier).

Seit dieser Zeit machte Zucker eine steile medizinische Karriere und fand deshalb auch seinen festen Platz in der Humoralpathologie, der in der Antike entwickelten Lehre von den vier Körpersäften. Der Arzt Angelus Sala (1576-1637) behauptete etwa, dass Zucker nahrhaft sei und »ein gut Geblüt mache, den Samen vermehre, die Frucht im Mutterleibe stärke« (Olbrich). Außerdem sei Zucker für Magere und Geschwächte geeignet, aber besonders für Melancholiker und zur Stärkung alter Menschen. Er heile Rachen, Lunge und Brust und helfe bei Heiserkeit, Husten und Kurzatmigkeit. Ebenso solle Zucker Geschwülste »erweichen«, den Därmen ihre »Rauheit« nehmen und insgesamt der Verdauung förderlich sein. Zucker blieb bis zum 19. Jahrhundert rares Luxusgut, bis die Ausweitung der Plantagenwirtschaft und die Dampfschifffahrt zu einem Preisverfall führten und den Konsum demokratisierten. Möglich war die massenhafte Produktion jedoch nur durch ausbeuterische Sklavenarbeit.

Parallel erfuhr Zucker auch neue Bewertungen, denn die moderne Schulmedizin mit Rudolph Virchows Zellpathologie löste den Zucker aus seinen primär kulturellen Zuschreibungen. Die Forschungen von Justus von Liebig zeigten, dass Zucker als lebenswichtiger Baustein für die Verstoffwechselung von Nahrung benötigt wird. Damit war dem Zucker eine neue Funktion zugeordnet – als essenzieller Baustein des Lebens, was in Zeiten von Mangelernährung und Hunger zu einer zusätzlichen Positivbewertung führte, die in der Zeit des Wirtschaftswunders der 1950er und 1960er Jahre ihren Höhepunkt erlebte.

Der Wandel zur Dienstleistungsgesellschaft und die Massenmotorisierung führten jedoch bald zu allgemeiner Bewegungsarmut und damit zu einer permanenten Kalorienübersorgung. Nun entfaltete sich ein Mecha-

nismus, der gegenwärtig auch in Schwellenländern wie Mexiko, China oder Nigeria zu beobachten ist: Zucker fungiert in den Innovations- und Wohlstandszeiten, welche auf Phasen der Mangelernährung folgen, als ökonomischer Motor und wird positiv wahrgenommen. Zudem zeigt sich ein weit verbreitetes Funktionsmuster: Je ökonomisch erfolgreicher eine Gesellschaft ist, desto süßer isst sie (Hirschfelder).

Erst heute, im Zeitalter der Satttheit des Globalen Nordens, gerät Zucker ins Visier der Kritik. Aus einem vermeintlich hochwertigen ist ein vermeintlich minderwertiges Produkt geworden. Das liegt nicht zuletzt daran, dass permanente Konsumimperative, niedrige Preise und großes Angebot viele Konsument*innen, die das kulturelle Gepäck von Mangelernährung mit sich führen und bzw. oder mit Informationsdefiziten oder *consumer confusion* konfrontiert sind, überfordern. Für viele stellt der Überfluss eine Herausforderung dar, die nicht bewältigt werden kann. Der erhöhte Zuckerverzehr begünstigt in der Folge ›Adipositas‹ und Diabetes Typ 2 (→ ›Globesity‹).

Bei gesundheitsbewussten und bildungsaffinen Bevölkerungsgruppen steht erhöhter Zuckerkonsum heute symbolisch nicht mehr für Luxus und Kennerschaft, sondern im Gegenteil für Unwissenheit und nachlässigen Umgang mit dem → Körper. Dabei wird der Zucker jedoch nicht in allen sozialen Milieus in dieser Weise problematisiert. In anderen Gruppen, deren Lebensverhältnisse weniger privilegiert sind, versinnbildlicht er weiterhin ein hochwertiges Konsumprodukt und gerade in seiner Form der Soft- oder Energydrinks oder der Süßigkeiten einen erstrebenswerten westlich-globalen Lebensstil (ebd.).

In der Summe sind moderne Gesellschaften derzeit kaum bereit, aus gesundheitlichen Gründen auf Zucker zu verzichten. Dazu besteht auch kaum Grund, denn Zucker ist weder gut noch schlecht, macht per se weder gesund noch krank. Maßgeblich sind vielmehr Einstellungen, Wahrnehmungen und Konsumverhalten, mithin Faktoren, die primär kulturell determiniert sind. Zudem muss bei allen Diskussionen um die gesundheitlichen Folgen des zu hohen Zuckerkonsums berücksichtigt werden, dass in demokratischen Gesellschaften ein Recht auf freie Konsumententscheidungen besteht. Und schließlich gilt: Keine Kultur hat jemals das Süße gemieden.

Literatur

- Hirschfelder, Gunther. »Zucker. Kulturgeschichte und Konsumstruktur eines umstrittenen Lebensmittels«. *Aktuelle Ernährungsmedizin* 43, Suppl. 1, 2018, S. 3-7, <https://doi.org/10.1055/a-0659-9107>.
- Hirschfelder, Gunther und Markus Schreckhaas. »Red Bull erobert die Welt. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf postmoderne Werbestrategien im »global lifestyle«. *Wissen schafft Werbung* 5, 2017, S. 123-137.
- Menninger, Annerose. *Genuss im kulturellen Wandel: Tabak, Kaffee, Tee und Schokolade in Europa (16.–19. Jhd.)*. Steiner, 2008.
- Mintz, Sidney. *Die Macht des Süßen: Kulturgeschichte des Zuckers*. Campus Verlag, 1985.
- Olbrich, Norbert. *Der Zucker als Arzneimittel: Untersuchungen zur medizinischen Diskussion um den Zucker im 17. und 18. Jahrhundert*. Technische Universität Berlin, 1983.

Weiterführend

- Merki, Christoph Maria. »Zucker«. *Genussmittel: Ein kulturgeschichtliches Handbuch*, hg. von Thomas Hengartner und Christoph Maria Merki, Insel Verlag, 1999, S. 231-256.
- Poehls, Kerstin. »Über Zuckerhaushalte. Zugänge zu einer skalaren Ethnographie des Wirtschaftens«. *Wirtschaften: Kulturwissenschaftliche Perspektiven*, hg. von Karl Braun et al., Makufee, 2019, S. 109-124.
- Walvin, James. *Zucker: Eine Geschichte über Macht und Versuchung*. oekom, 2020.

Autor*innen

Debora Antmann, Freie Autorin und Politische Bildnerin, hallo@dddebs.com

Ann Kristin Augst, Soziologin, Universität Augsburg,
ann.kristin.augst@uni-a.de

Magda Albrecht, Autorin und politische Referentin, Berlin,
magda-albrecht.de

Rebecca Brückmann, Historikerin, Ruhr-Universität Bochum,
rebecca.brueckmann@ruhr-uni-bochum.de

Athia N. Choudhury, Feministische Theoretikerin, Dichterin und Vermittlerin, University of Southern California, anchoudh@usc.edu

Charlotte Cooper, Psychotherapeutin und Kulturarbeiterin,
www.charlottecooper.net

Markus Dederich, Erziehungswissenschaftler, Universität zu Köln,
markus.dederich@uni-koeln.de

Debora Frommeld, Soziologin und Kulturwissenschaftlerin, OTH Regensburg, debora.frommeld@oth-regensburg.de

Gemma Gibson, Soziologin, Universität Sheffield, g.gibson@sheffield.ac.uk

Melanie Haller, Soziologin, Universität Paderborn, melanie.haller@upb.de

Annette Hartmann, Tanzwissenschaftlerin, Ruhr-Universität Bochum,
annette.hartmann@rub.de

Alexandra Hauke, Amerikanistin, Universität Passau,
alexandra.hauke@uni-passau.de

Anja Herrmann, Kunstwissenschaftlerin, Berlin, anjaherrmann@posteo.de

Gunther Hirschfelder, Kulturwissenschaftler und Historiker, Universität Regensburg, gunther.hirschfelder@ur.de

Tae Jun Kim, Soziologe, Deutsches Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung, kim@dezim-institut.de

Evangelia Kindinger, Amerikanistin, Humboldt-Universität zu Berlin,
evangelia.kindinger@hu-berlin.de

Swen Körner, Sportwissenschaftler, Deutsche Sporthochschule Köln,
koerner@dshs-koeln.de

Felix Krämer, Historiker, Universität Erfurt, felix.kraemer@uni-erfurt.de

Stephanie von Liebenstein, Lektorin und Aktivistin, Gesellschaft gegen Gewichtsdiskriminierung e.V., Rechtswissenschaften/Fat Studies,
Fatness-law@gmx.de

Nina Mackert, Historikerin, Universität Leipzig,
nina.mackert@uni-leipzig.de

Jürgen Martschukat, Historiker, Universität Erfurt,
juergen.martschukat@uni-erfurt.de

Caroline Meier zu Biesen, Sozial- und Kulturanthropologin und Soziologin,
Universität Leipzig, caroline.meier_zu_biesen@uni-leipzig.de

Veronika Merklein, Künstlerin, Aktivistin und Autorin, Wien,
www.veronikamerklein.com, veronika.merklein@gmail.com

Maren Möhring, Historikerin, Universität Leipzig,
maren.moehring@uni-leipzig.de

Ruth Müller, Wissenschafts- und Technikforscherin, Technische Universität München, ruth.mueller@tum.de

Gunter Neubauer, Diplompädagoge und Erzieher, SOWIT – Sozialwissenschaftliches Institut Tübingen, gunter.neubauer@sowit.de

Stefan Offermann, Historiker, Universität Leipzig,
stefan.offermann@uni-leipzig.de

Judith Pape, Sozialarbeitswissenschaftlerin, Frankfurt University of Applied Sciences, judith.pape@fb4.fra-uas.de

Cat Pausé, Fat Studies, Massey University

Michael Penkler, Soziologe und Wissenschaftsforscher, Fachhochschule Wiener Neustadt, michael.penkler@fhwn.ac.at

Antonie Post, Ernährungswissenschaftlerin, Praxis für gewichtsneutrale Ernährungsberatung und -therapie, kontakt@antoniepost.de

Lotte Rose, Erziehungswissenschaftlerin, Frankfurt University of Applied Sciences, rose@fb4.fra-uas.de

Natalie Rosenke, Webdesignerin und freischaffende Künstlerin, Gesellschaft gegen Gewichtsdiskriminierung e.V., info@gewichtsdiskriminierung.de

Mäks Roßmöller, Therapeut*in, Allgemeinsomatiker*in & Dozent*in, in eigener Praxis tätig, m.rossmoeller@gmail.com

Friederike Schmidt, Erziehungswissenschaftlerin, Universität Siegen, friederike.schmidt@uni-siegen.de

Henning Schmidt-Semisch, Kriminologe und Soziologe, Universität Bremen, schmidt-semisch@uni-bremen.de

Imke Schmincke, Soziologin, LMU München, i.schmincke@lmu.de

Friedrich Schorb, Soziologe, Universität Bremen, schorb@uni-bremen.de

Judith Schreier, Amerikanistin, Humboldt-Universität zu Berlin und Fern-Universität Hagen, judithschreier@gmail.com

Jenny Schrödl, Theaterwissenschaftlerin, Freie Universität Berlin, j.schroedl@fu-berlin.de

Gabriele Sobiech, Sportwissenschaftlerin und -soziologin, Pädagogische Hochschule Freiburg, sobiech@ph-freiburg.de

Eva Tolasch, Soziologin, Friedrich-Schiller-Universität Jena, eva.tolasch@uni-jena.de

Marta Usiekniewicz, Amerikanistin, Universität Warschau, m.usiekniewicz@uw.edu.pl

Katharina Vester, Historikerin und Amerikanistin, American University, Washington, D.C., Vester@american.edu

Paula-Irene Villa, Soziologin/Gender Studies Forschende, LMU München, paula.villa@lmu.de

Thomas Waitz, Medienwissenschaftler, Universität Wien

Kea Wienand, Kunstwissenschaftlerin, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, kea.wienand@uni-oldenburg.de

Reinhard Winter, Diplompädagoge, SOWIT – Sozialwissenschaftliches Institut Tübingen, reinhard.winter@sowit.de

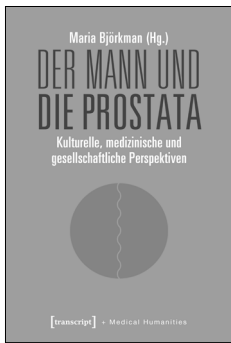
Soziologie



Naika Foroutan

Die postmigrantische Gesellschaft Ein Versprechen der pluralen Demokratie

2019, 280 S., kart., 18 SW-Abbildungen
19,99 € (DE), 978-3-8376-4263-6
E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4263-0
EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4263-6



Maria Björkman (Hg.)

Der Mann und die Prostata Kulturelle, medizinische und gesellschaftliche Perspektiven

2019, 162 S., kart., 10 SW-Abbildungen
19,99 € (DE), 978-3-8376-4866-9
E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4866-3



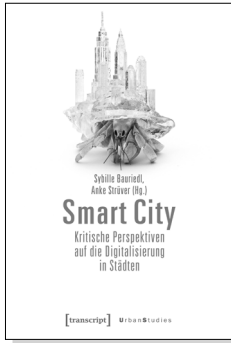
Franz Schultheis

Unternehmen Bourdieu Ein Erfahrungsbericht

2019, 106 S., kart.
14,99 € (DE), 978-3-8376-4786-0
E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4786-4
EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4786-0

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Soziologie



Sybille Bauriedl, Anke Strüver (Hg.)

Smart City – Kritische Perspektiven auf die Digitalisierung in Städten

2018, 364 S., kart.

29,99 € (DE), 978-3-8376-4336-7

E-Book: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4336-1

EPUB: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4336-7



Weert Canzler, Andreas Knie, Lisa Ruhrort, Christian Scherf

ERLOSCHENE LIEBE? Das Auto in der Verkehrswende Soziologische Deutungen

2018, 174 S., kart.

19,99 € (DE), 978-3-8376-4568-2

E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4568-6

EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4568-2



Juliane Karakayali, Bernd Kasperek (Hg.)

movements. Journal for Critical Migration and Border Regime Studies Jg. 4, Heft 2/2018

2019, 246 S., kart.

24,99 € (DE), 978-3-8376-4474-6

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**